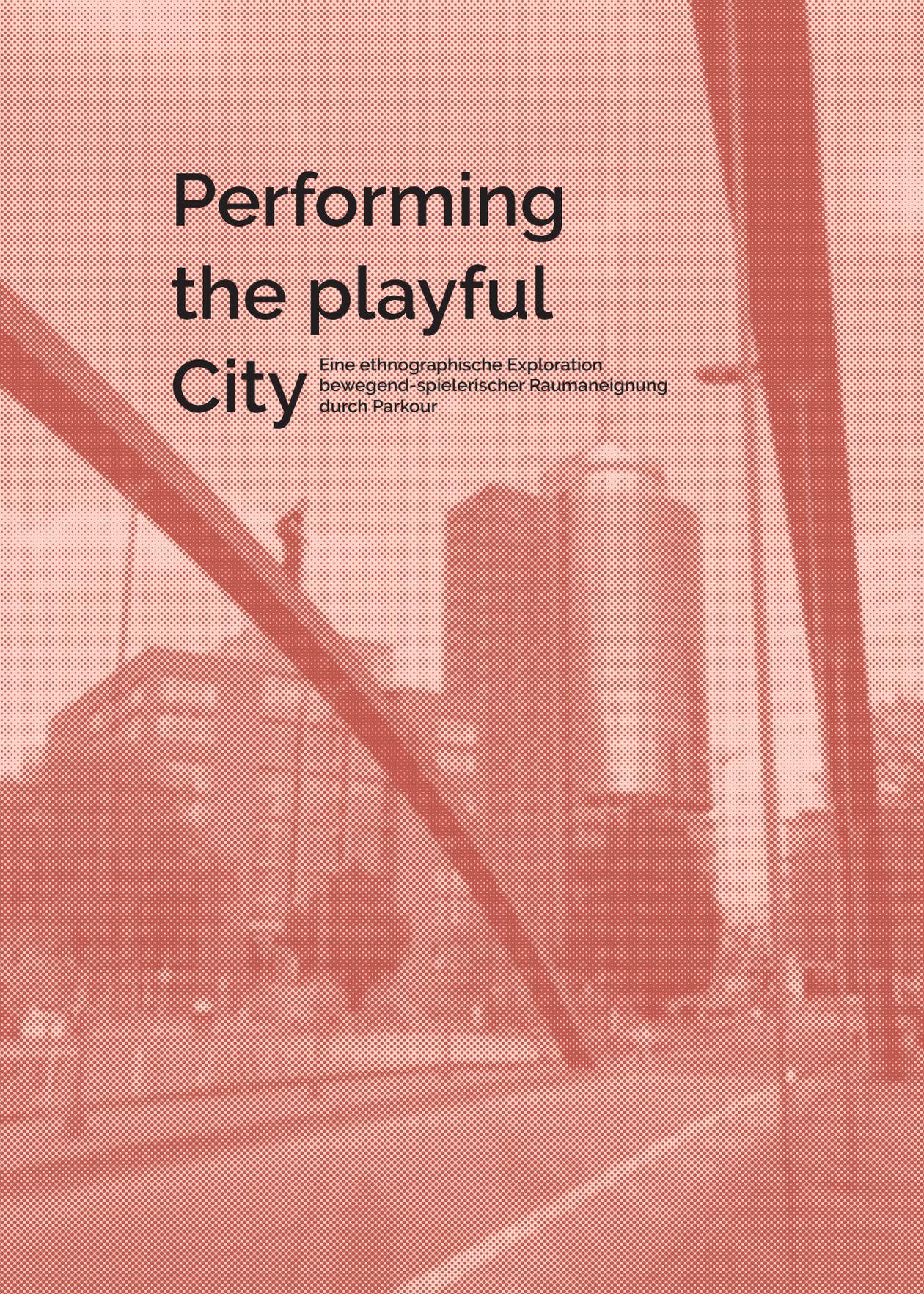


# Performing the playful

**City** Eine ethnographische Exploration  
bewegend-spielerischer Rauman eignung  
durch Parkour



# Performing the playful

**City** Eine ethnographische Exploration  
bewegend-spielerischer Rauman eignung  
durch Parkour

Urban Design Thesisprojekt

Flora Fessler (Matr.-Nr. 6053657)  
flora.fessler@hcu-hamburg.de

betreut von  
Prof. Dr. Monika Grubbauer  
Dr. Anna Richter

2019 Hafencity Universität Hamburg  
Universität für Baukunst und Metropolenentwicklung  
M.Sc. Urban Design

# Inhalt

4	<b>1. Einleitung</b>	76	4.2 Proxemik – körperliche Distanzmechanismen in der Raumnutzung
5	1.1 Aktive Stadt für alle?	79	4.3 Parkour als Gebrauchsweise des Urbanen
8	1.2 Erkenntnisinteresse	83	4.3.1 Entdecken
9	1.3 Motiv & Forschungsfrage	87	4.3.2 Sehen
12	<b>2. Method(olog)isches Vorgehen</b>	91	4.3.3 Neu-Interpretieren
15	2.1 A(ffe)ktive Bewegung greifbar machen	96	4.4 Verkörperte Bewegungs-Räume als „mobile spatial fields“
24	2.2 Über die Körperlichkeit und das weibliche „ich kann“	96	4.4.1 Das neue Mobilitätsparadigma
29	2.3 Das nicht-Repräsentationale darstellbar machen	97	4.4.2 Mobile räumliche Felder und ihre Grenzziehungen
33	2.4 Case Study	101	4.4.3 Verkörperung von (sozialen) Normen und Regularien
33	2.4.1 Parkour – <i>L'Art du Déplacement</i>	106	4.4.4 Verkörperung von Freiheitsgefühlen
37	2.4.2 Die Samstagsgruppe & die Samstagsroute	112	4.4.5 Verkörperung von Rebellion und Widerstand?
52	<i>Exkurs 1: Zwischen Steigerungslogiken und dem Wunsch nach dem guten Leben</i>	118	<i>Exkurs 3: „Die Halle“ im Oberhafenquartier – Über subkulturelle „Off-Orte in der Stadt“ und die „Da-ist-noch-Platz-Ecke“</i>
54	<b>3. Performing the body and body space(s)</b>	124	<b>5. Performing city space(s)</b>
54	3.1 Der Körper(-Raum) kommt ins Spiel	124	5.1 Modi des Organisierens von Bewegung im Stadtraum
57	3.2 Der multiple Körper	129	5.1.1 Individuelle Praxis und informelle Kleingruppen
58	3.2.1 Der „spielerische Körper“ des <i>Traceurs</i>	131	5.1.2 Das Public Meeting
60	3.2.1.1 Der kraftvolle Körper	132	5.1.3 Das Samstagstraining
62	3.2.1.2 Der lernende Körper	136	5.1.4 Angeleitetes Draußen-Training
64	3.2.1.3 Der kreative Körper	137	5.1.5 Das Hallentraining oder: das Abo-Modell
66	3.2.2 #pklifestyle – ein Lebens- und Körpergefühl	140	5.1.6 Jams
68	<i>Exkurs 2: Zwischen Steigerungslogiken und dem Wunsch nach dem guten Leben</i>	140	5.1.7 Shows & Performances
70	<b>4. Performing embodied space(s)</b>	143	5.2 Das Parkour-Paradox
70	4.1 Vom „living body“ zum „embodied space“	150	5.3 „Draußen ist real“
70	4.1.1 Der „living body“ als Energieproduzent	156	5.4 Die Realität der Täuschung
71	4.1.2 Die spielerische räumliche Praxis als (Spiel-)Raumgenerator	166	<b>6. Diskussion</b>
72	4.1.3 Verkörperte Räume als Intersektionalität von Körper, Raum und Kultur	170	6.1 Der „aktive“ Körper in einer „passiven“ Gesellschaft
		173	6.2 Von der freien Bewegung zur ( <i>Selbst-</i> )Sportifizierung
		178	6.3 Alles eine Frage der Gestaltung und der Governance?
		182	<b>7. Schlussbemerkung</b>
		184	<b>Quellen</b>

# 1. Einleitung



*„Wir Hamburger gelten als zurückhaltend und nordisch-kühl und tauen erst beim Sport so richtig auf, denn dann werden wir zur Active City [...] die Begeisterung von morgen wecken wir schon heute und investieren in die Zukunft [...] wir räumen Barrieren aus dem Weg oder fliegen einfach über sie hinweg. Wir sind bald 1,9 Millionen. Wir sind Hamburg. Wir sind Active City.“  
(Active City Imagevideo, online)*

Strategie „Hamburg  
Active City!  
© active city, online

Mit dieser im Imagevideo der *Hamburg Active City* explizit gemachten Botschaft nimmt die Freie und Hansestadt Hamburg im Diskurs der „Global Cities“ (Sassen 2001) am weltumspannenden Wettbewerb um den Titel der „Global Active City“ teil. Untermauert wird die Aussage durch eine eindeutige Bildsprache, in der die fließend akrobatischen Bewegungen eines jungen Mannes den Erzählstrang bilden. Auf seinem spielerischen Weg durch die Stadt begegnet er weiteren motivierten Sporttreibenden jeden Alters. Er selbst trägt nicht nur zu einem jungen und dynamischen Image und Bild der Stadt (Lynch 2013) bei, sondern verkörpert darüber hinaus einen hohen Grad an Fitness, Gesundheit und Bewegungsfreiheit. Die Attribute „fit“, „gesund“ und „frei“ stehen dabei im Dienst der neuen städtischen (Bewegungs-)Strategie, die kostenlose aktive Betätigung „draußen & für alle“ (active city summer, online) suggeriert.

## 1.1 Aktive Stadt für alle?

Wie die akademische Beschäftigung mit städtischen Strategiepolitiken im Bereich mobiler Alltagspraktiken zeigt – von Middleton (2010) beispielsweise anhand der britischen Fußgängerstrategie herausgearbeitet –, mangelt es solchen Ansätzen oft an einer empirisch fundierten Erkenntnis über tatsächlich bestehende Umgangsformen mit dem Urbanen. Auch im Rahmen der „Aktiven Stadt“ bedienen sich die StadtbewohnerInnen in differenzierter Weise, teils unorganisiert und unsichtbar, verschiedenster Aktivitätsformen. Diese sind eng mit ihrem Spielvermögen, ihren individuellen Körperempfindungen und der städtischen Visualität und Materialität verknüpft.

Anstatt jedoch der in diesem Kontext wichtigen Frage nach (un)gleichen Voraussetzungen für freizeitbezogenes Spiel mehr Gewicht zu geben, rückt in vielen Städten der ökonomisch motivierte Bau zweckbestimmter Freizeitanlagen auf der politischen Tagesordnung nach oben (vgl. Lloyd & Auld 2003). Diese neu entstehenden „consumer playgrounds“ (ebd. 339) sind in ihrer Qualität aber nicht mit offenen und divers aneignungsfähigen Stadtlandschaften zu vergleichen. Welche Position nimmt nun der Diskurs um die *Hamburg Active City* dazu ein?

Seit Oktober 2018 ist die Hansestadt also nicht mehr nur „smart“ und „kreativ“, sondern auch „aktiv“ und darf sich als eine von sechs Städten weltweit offiziell mit diesem Titel schmücken. Die Anerken-

nung sportlicher Leistungen, gemessen an der Qualität hochwertiger und moderner (Sport)Infrastrukturen, vereinspezifischer und kommerzieller Angebote, bringt mit der Strategie *Active City* eine ebenso aktive und ambitionierte Stadtpolitik mit sich. Diese bemüht sich im Rahmen des Masterplans nicht nur um die Integration sportpolitischer Ziele in umfassendere Wirkungsbereiche der Großstadt, die es über „Sport, Bewegung und körperliche Aktivität“ (Sportbericht 2018: 2) weiterzuentwickeln gilt, sondern sieht sich ebenso in der Verantwortung, die Stadtbevölkerung zu einem aktiven und gesundheitsbewussten Lebensstil zu motivieren. Das von der „Active Well-being Initiative“ vergebene Label vereint mehrere Imagekampagnen, darunter den „Tag der Bewegung“ oder den „Active City-Summer“. Sportsenator Andy Grote betont, es gehe um „[...] das Selbstverständnis einer modernen, sportbegeisterten, aktiven Stadt mit aktiven Bürgerinnen und Bürgern, die Verantwortung übernehmen. Für sich selbst und für ihr Umfeld, für ihre Nachbarschaft und letztlich für das Gemeinwesen“ (active city, online).

Schließlich stehen auch die Entwicklung und Steuerung des Wachstums der vielfältigen Stadt im Fokus, denn seitdem das Leitbild „Metropole Hamburg – wachsende Stadt“ das Ziel der steigenden Bevölkerungszahl (vgl. Sonntag 2018: 32) ins öffentliche Bewusstsein gerückt hat, findet die Wichtigkeit einer genauso wachsenden Lebensqualität zunehmend Erwähnung in Visionen wie dieser. Das Ziel der gesteigerten Lebensqualität bewirkt ein verstärktes Interesse an der Bereitstellung von Freizeitanlagen- und Programmen: „Increasingly however, urban leisure environments have come to make up a special sort of commodity characterised more often by economic potential than the potential to contribute to life quality.“ (Lloyd & Auld 2003: 340)

Mehr Lebensqualität durch Bewegung wird zu einem Motto, das das Aufzeigen von „Spielräumen“ verlangt. Spielräume, die sich unter der herrschenden Ordnung der unternehmerischen und verdichteten Stadt mit einer zunehmenden Reglementierung und Institutionalisierung von Raum konfrontiert sehen. Bedenken wir zudem den fortschreitenden „Verlust des öffentlichen Raumes“ (Wildner & Berger 2018), so liegen diese verhandelbaren Spielräume aber nicht nur in der Verantwortung derer, die ökonomisch von ihnen profitieren, sondern adressieren auch jene AkteurInnen, die sie gestalten und planen, nutzen und bespielen.

Neben der Versorgung mit leistbarem Wohnraum und ausreichender sozialer Infrastruktur werden heute also vielfach die Nutzungsmöglichkeiten von Parks, Spielplätzen und Sportanlagen in das Repertoire lebensqualitätsverbessernder Maßnahmen aufgenommen. Die *Aktive Stadt* beabsichtigt schließlich, Bewegungsmöglichkeiten und (angeleitete) Bewegungsangebote im wohnortnahen urbanen Umfeld zu initiieren (vgl. FHH, Senatskanzlei 2016: 37). So wird etwa auf den veränderten Lebensalltag der modernen Stadtgesellschaft und deren gewandeltes Gesundheitsverständnis sowie städtebaulich einschränkende oder ermöglichende Strukturen der Metropole hingewiesen (vgl. ebd.). Abseits normierter Flächen stehen somit im Sinne des Parksports die Spiel-, Sport- und Bewegungsmöglichkeiten im öffentlichen Raum, die sich in freizeitorientierten Angeboten und festen Installationen wie den Bewegungsinseln räumlich manifestieren, im Vordergrund. Während sich hierbei „Bewegung unter freiem Himmel“ (Sportbericht 2018: 36) auf eine spezifische Art und Weise (der Nutzung) ins Stadtbild einschreibt, stellt sich unter dem Vorzeichen einer qualitätsvollen Innenentwicklung die Frage nach der kreativen Erschließung neuer bislang ungenutzter Freiraumpotenziale. Diese sollen unter der Einbeziehung von Dachflächen, öffentlichen Straßenräumen oder privaten Wohnhöfen fruchtbar gemacht werden und somit zur Ausweitung des Nutzungsspektrums beitragen (vgl. FHH, Behörde für Stadtentwicklung und Umwelt 2013: 7). Über die multifunktionale Gestaltung und Mehrfachnutzung urbaner Freiräume soll, so die Behörde für Stadtentwicklung und Umwelt, der heterogenen Stadtgesellschaft mit ihren differenzierten Freiraumansprüchen Rechnung getragen werden. Denn verbleibende Freiflächen sind insbesondere bei einer größeren Einwohnerdichte einem erhöhten Nutzungsdruck ausgesetzt (vgl. ebd.). Im strategischen Planungsansatz „Qualitätsoffensive Freiraum“, der sich für die Sicherung und Verbesserung von Freiraumqualitäten in der kompakter werdenden Stadt einsetzt, wird die Entwicklung und Gestaltung dieser als „gesamtgesellschaftliche Aufgabe“ betont, „an der Akteure mit unterschiedlichsten Interessenslagen aktiv mitwirken und Verantwortung übernehmen wollen“ (ebd. 8).

## 1.2 Erkenntnisinteresse

Strategische Ansätze wie diese werfen Fragen nach der (Selbst-) Verantwortung und (Eigen-) Initiative in der Produktion urbaner Räume auf und bilden darüber hinaus den Rahmen für einen Diskurs um Bewegung, Sport und Gesundheit, der die Ansprüche und Interessenslagen der diversifizierten Stadtgesellschaft und ihren Bedarf an qualitativen (Bewegungs-) Räumen imaginiert. Dabei verkörpert die *Hamburg Active City* die moderne sportbegeisterte Stadt, körperliche und mentale Fitness sowie die Integration von Bewegung in den Alltag. Indem mit Foucault das aktive Forcieren dieses propagierten Lebensstils als Form der Machtausübung auf der Makroebene der Bevölkerung als „Gesellschaftskörper“ verstanden werden kann, rückt ebenso die Mikroebene des Körpers vermehrt in den Fokus der Betrachtung. Denn auch in diesen schreiben sich derartige Ideologien ein und spiegeln sich über den spezifischen Gebrauch der Stadtumwelt in der Re-Produktion des Urbanen; um es mit den Worten Lefèbvres (1991: 170) zu sagen: „each living body is space and has its space: it produces itself in space and it also produces that space.“

Im Sinne der „Biopolitik“, verstanden als konkrete Techniken der Macht, „die auf eine Sicherung und Steigerung von Lebensprozessen zielen“ (Folkers & Lemke 2014: 11), gewinnt nicht nur die „Regulierung der Bevölkerung“, sondern auch die „Disziplinierung des Individualkörpers“ (ebd. 13) an Bedeutung. An dieser Stelle setzt die kritische Auseinandersetzung mit der modernen Gouvernementalität an, die im Wechselspiel von Zwang und Freiheit, Kontrolle und Ermöglichung Möglichkeitsräume – um nicht zu sagen Bewegungsräume – bereitstellt, denn „[d]ie Stadt darf nicht stillstehen, sie muss Freiheitsräume ermöglichen, um funktionieren zu können“ (Marquardt 2014: 27).

Das Unsichtbar-, oder Sichtbarmachen von Stadt als „ein Feld konditionierter Möglichkeiten“ (ebd.) soll durch die Untersuchung der als besonders frei geltenden urbanen Bewegungspraxis Parkour aufgezeigt werden. Denn die spielerische Auseinandersetzung mit der Stadtumwelt über Parkour als „expressive medium of individuals who view the city as a playground“ (Daskalaki et al. 2008: 62) steht einerseits für deren ungeplante und widerständige Aneignung durch das Mittel des eigenen Körpereinsatzes und beleuchtet dadurch auch die Grenzen „normalisierter“ Aneignungsmuster und Interventionsräume. Andererseits wohnt der unkonventionellen bewegend-spielerischen

Stadtaneignung selbst das Paradox der zunehmenden Normierung und Institutionalisierung inne, wodurch diese Form der Selbstführung in ihrer Bedeutung als praktische Kritik ebenso diskutiert werden muss: „[...] recent contributions have addressed the discipline [of parkour] as an ambivalent and contested site for both challenging and practicing ‚creative‘ forms of urban governance“ (De Martini Ugolotti & Silk 2018: 764).

## 1.3 Motiv & Forschungsfrage

Indem dem Motiv der verkörperten Bewegung als Aneignungspraxis und dem ihr innewohnenden emanzipatorischen Potenzial gefolgt wird, soll Parkour in Analogie zur *Aktiven Stadt* – als Verkörperung von Disziplin, Selbstverantwortung und Selbstbewusstsein sowie aktiver Bewegung – als gelebte Praxis und Case Study fungieren, mittels derer die soziale, gebaute sowie diskursive Strukturierung postmoderner urbaner „Freiräume“ und ihre Aneignungsfähigkeit problematisiert wird. Dies geschieht über die Frage:

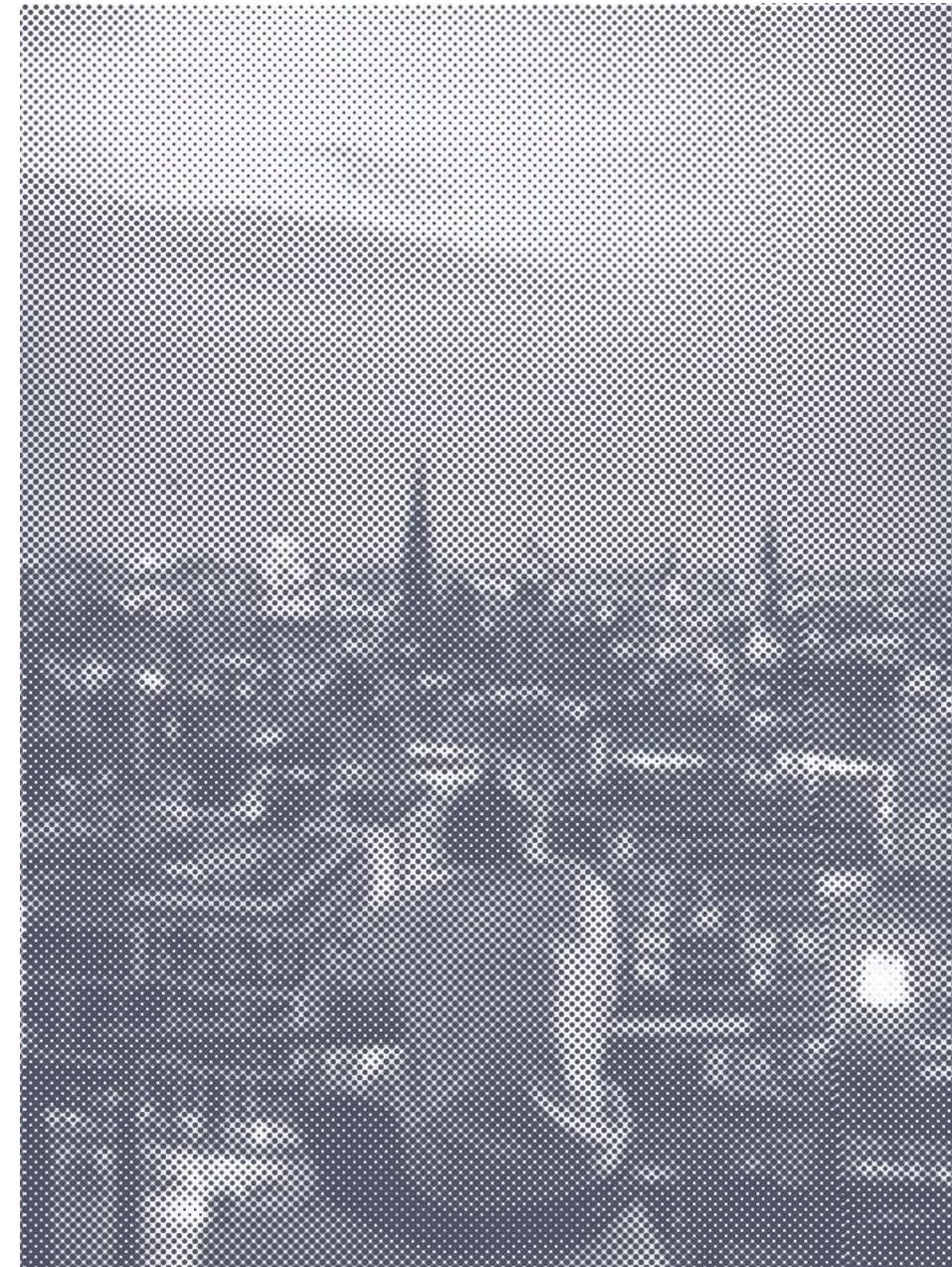
*Inwiefern kann über die sowohl individualisierte (informelle) als auch institutionalisierte urbane Bewegungskunst Parkour einerseits der Diskurs um die aktive Stadt und andererseits die Verhandlung öffentlicher Räume als (multi-)funktionale Spiel-Räume in Frage gestellt werden?*

Die Beantwortung dieser Forschungsfrage gelingt mit Hilfe eines reflektierten methodologischen Zugangs sowie eines bedacht gewählten Methodensets, welche beide im anschließenden Kapitel ausführlich erläutert werden. Die Forschungsergebnisse gehen aus dem mittels Grounded Theory bearbeiteten heterogenen Datenmaterial hervor. Mit der *offenen, axialen und selektiven Codierung* wird das Textmaterial „exploriert und aufgebrochen“ (Müller 2018: 153) und Schwerpunkte werden determiniert. Diese werden innerhalb der drei Dimensionen „Performing the body and body space(s)“, „Performing embodied space(s)“ und „Performing city space(s)“ diskutiert, denn es sind die (menschlichen) Wirkmächte und Performanzen des Alltäglichen, die der bewegend-spielerischen Raumeignung ihren Ausdruck verleihen. Diese spiegeln sich im Körper/ dem Körperraum, in dem von der Person ausgehenden verkörperten Raum und im gemeinsam bespielten Stadt- raum wider. Sie sind es, die Räume zu „anderen Räumen“ (Foucault

1992) machen können. Schließlich soll die Auseinandersetzung mit Parkour auch dazu inspirieren: „[...] to discuss the need for spatial structures in the city [...] – architectural as well as organisational – that are not regimented and limiting, but instead encourage chance, interaction, possibility, imagination, creativity and change” (Daskalaki et al. 2008: 51). Parkour versteht sich demnach auch als Sinnbild für die dialektische Beziehung zwischen tatsächlichen und möglichen Strukturierungen urbaner Räume.



Masterplan „Active City“ und Bewegungseln. © active city summer, online



Traceur Alexander genießt des Aussicht über Hamburg, online-Repräsentation

## 2. Method(olog)isches Vorgehen



Die Bewegungskunst Parkour, die den Stadtraum durch eine multiple Grenzüberschreitung – mental, sozial und physisch – auf besondere Weise aktiviert, wird über den Austausch mit einer Gruppe von frei trainierenden Traceuren während einer dreimonatigen ethnographischen Feldforschung ergründet. Da sich die Praxis in „(extra) ordinary daily practices and negotiations“ (De Martini Ugolotti & Silk 2018: 764) einordnen lässt, fordert deren Untersuchung eine besondere Untersuchungsweise, die sich dem Untersuchungsgegenstand (bzw. der Praktik) anpassen kann. Dafür ist es wichtig sich vor Augen zu führen, dass die spielerische Auseinandersetzung mit dem Raum entlang verschiedener Schwerpunktsetzungen diskutiert werden kann:

Traceur Sebastian,  
eigenes Foto

über das Spiel mit der Architektur, mit der Raumerfahrung oder mit Systemen des Widerstandes und der Kontrolle, aber auch über das Spiel mit Angst und Emotionen (vgl. O’Grady 2012). Doch im Kontext dieser Arbeit sollen affekt- und emotionstheoretische Ansätze zugunsten eines praxeologischen Ansatzes mit Betonung auf raumwahrnehmende körperliche Erfahrungen (ihr ständiges Hervorbringen „emerging“ und Werden „becoming“) und deren repräsentationalen Rahmungen überwunden werden. Mit dem von Massey eingeforderten Begriff „wider-than-representational“ (vgl. Schurr & Stüver 2016) findet neben der Bedeutungskonstruktion von Parkour als kreative Bewegung vor allem die Perspektive auf die „Geographien des Alltäglichen“ entlang der Vertiefungen Körper, Praxis sowie raumprägender AkteurInnen und Aktanten besondere Beachtung. Insofern beabsichtigt diese Herangehensweise einen Beitrag zur „Greifbarkeit der Stadt“ im Sinne Alexa Färbers (2010) zu leisten.

Da sich Parkour über die körperliche Erfahrung von Raum auf eine tiefe reziproke Beziehung mit der urbanen Stadtlandschaft beruft, die mit einer besonderen sinnlichen Wahrnehmung und Neuinterpretation der Stadt einhergeht, ist das methodische Vorgehen durch meine eigene Verkörperung und räumliche Präsenz als Forscherin geprägt, denn „The ‚armchair view‘ one might get of parkour from the media could be misleading [...]“ (Saville 2008: 892). Umso mehr ist daher mein eigener Körpereinsatz gefordert, um einerseits ein ungetrübtes und umfassendes Verständnis für die Praxis zu entwickeln und andererseits durch meine individuellen Körpererfahrungen Zugang zur Welt der *Traceure* zu erhalten. Wie sich herausstellt, soll diese im Laufe der Forschung bis zu einem gewissen Grad auch zu meiner eigenen werden. Das Erlangen einer Innensicht gilt somit als der ermöglichende Faktor dieser Forschung überhaupt.

Aufgrund ihrer Praxisnähe und der Orientierung an methodisch-konzeptuellen Begriffen wie Körperlichkeit, Vitalität, Performativität, Sinnlichkeit und Mobilität, verfolgt sie als „people-focused emic research“ (Vannini 2015: 318) einen nicht-repräsentationalen ethnographischen Stil. Dieser „flirtet“ (ebd.) vielmehr mit der Realität als sie eins zu eins abzubilden und zeichnet sich über seine besonderen Ambitionen aus, „[...] to animate rather than simply mimic, to rupture rather than merely account, to evoke rather than just report, and to reverberate instead of more modestly resonating [...]“ (ebd.). Obwohl oder gerade weil diese Forschung im Wesentlichen durch meine umfas-

sende gelebte Erfahrung im Feld inspiriert ist, wird kein Anspruch auf eine neutrale und ultimativ wahre Repräsentation erhoben.

*„Non-representational ethnography in particular attempts to grapple with the challenge of sharing empirical narratives that make sense – or that, in other words, are inspired by and feel coherent with the world encountered – while simultaneously underscoring the situatedness, partiality, contingency, and creativity of that sense-making.“*  
(Vannini 2015: 318)

Die empirisch beobachtbare Welt in einer offenen Herangehensweise zum Ausgangspunkt zu machen, kommt dem Anspruch nach „[...] jene Unbestimmtheit anzuerkennen, die das Urbane in seiner Relationalität allererst als Handlungs- und Verweiszusammenhang denken lässt“ (Dell 2016: 10). Die Ethnographie als erfahrungsbasierte Forschungsmethode bewährt sich daher besonders, denn sie setzt den Umgang mit dem Unbestimmten und Fremden voraus. Anstatt aber die Andersartigkeit der beobachteten Lebenswelt zu exotisieren (in der Kultur- und Sozialanthropologie oftmals im Begriff des *Othering* ausgedrückt), begeben sich als Ethnologin selbst in diese andere Wirklichkeit und verlasse dafür meine Komfortzone. Kurzum: Ich mache mich angreifbar, um die Welt um mich herum besser zu erspüren.

Dies gilt im Kontext von Parkour durchaus auch im physisch-materiellen Sinne. Denn eine gewisse Verletzlichkeit zuzulassen heißt, nicht nur meine eigene Person, sondern mit ihr auch meinen Körper in seiner emotionalen, mentalen und physischen Verfasstheit einer mir bisher unbekanntem Situation auszusetzen. Dabei wird nicht nur mein physischer und psychischer Zustand, in den mich die Praxis zwangsläufig *versetzt*, sondern auch mein Alter, mein Geschlecht, wie auch mein akademisches und persönliches Interesse am Untersuchungsgegenstand in jedem Moment des Forschungsprozesses mitgedacht. Schließlich kann nur über solch einen selbstreflexiven Zugang auch dem „Problem der Autorität“ (Kaltmeier 2012: 25) der wissensproduzierenden Forscherin Rechnung getragen werden.

## 2.1 A(ffe)ktive Bewegung greifbar machen

Auch wenn sich diese Arbeit nicht primär mit der Rolle von Affekt und Emotion im Parkour auseinandersetzt, so kommt affektiv-emotionalen Regungen im Zusammenspiel von Raum und raumaneignender Praxis dennoch eine wesentliche Bedeutung zu. Dies wird gleich zu Beginn der Feldforschung am eigenen Leib erfahren, denn der verkörperten Bewegungspraxis Parkour sowie der Bewegung im Allgemeinen ein emanzipatorisches Potential zuzuschreiben bedeutet, Kräfte im eigenen Körper zu mobilisieren und gegebenenfalls über den eigenen Schatten springen zu müssen.

Affekt wurde bisher auf verschiedenste Art und Weise theoretisiert, oft in Verbindung mit Emotion (vgl. Kraftl & Adey 2008, Thrift 2004). Eine weit verbreitete Auffassung entspricht seiner abstrakten Bedeutung als „a sense of push in the world“ (Thrift 2004: 64). Dieser „push“ wird, laut Saville (2008), in der Bewegung verspürt und durch die emotionale Auseinandersetzung mit Orten rekonfiguriert. Indem *Traceure* sich bewegend eine Verbindung zu Räumlichkeiten herstellen, kommt es folglich zum Prozess des „emotional reconfiguring of spatial possibilities“ (ebd. 892). Gefühle von Angst können in diesem Zusammenhang eine positive Umdeutung erfahren und Saville schreibt dem affektiven „push“ das Potenzial zur Herstellung neuer mobiler Relationen zwischen Körpern zu: „Here, fears can manifest differently, not only restricting mobility, but in some cases encouraging imaginative and playful forms of movement“ (ebd. 891). Alles was es dafür benötigt, so Savilles Argumentation, ist eine gewisse Portion an körperlicher Reife, Offenheit und Spielfreude:

*„To practice parkour at any level is to be open and vulnerable to space which in turn requires the blurring together of bodily maturity and habit with play and spatial immaturity; neither maturity nor immaturity ever being complete.“*  
(Saville 2008: 901)

Zum gelungenen Feldzugang gehört in diesem Fall nicht nur, mich in einer „temporären Immersion“ (Müller 2018: 66) dem spezifischen lebensweltlichen Kontext der *Traceure* hinzugeben, sondern mich auf ähnlich offene Weise auch von Ängsten zu befreien und somit der rauen

Stadtumwelt ohne Vorbehalt zu begegnen. Wie der folgende Interviewausschnitt zeigen soll, ist das allerdings leichter gesagt als getan:

*„Ja, wir sind jetzt draußen. Hier ist Beton. Und wir fangen jetzt erst mal mit ganz leichten Sachen an und das wird super frustrierend sein, weil die leichten Sachen einerseits schon sportlich zu viel sein werden für dich und du andererseits schon Angst haben wirst über dieses Gelände zu steigen und zu fallen.“*  
(Int. AL 2019: 16)

Verschiedenste Emotionen begleiten somit insbesondere die Anfangsphase der Feldforschung. Trotz aller Herausforderung erweisen sie sich über die Zeit in doppelter Weise als nützlich: Zum einen, da sie mir im Sinne Savilles (2008: 894) als „raw possibility“ in der unmittelbaren Konfrontation mit der Materialität der Stadt beiseite stehen, oder mehr sogar: mich dabei unterstützen, über meine eigenen Grenzen hinauszuwachsen. Zum anderen, da sie selbst die Rolle eines „Gatekeepers“ (Müller 2018: 61) übernehmen, indem sie im vertrauensvollen Austausch mit anderen *Traceuren* verhandelt werden.

**„Ich weiß nicht, ob ich das schaffe“, sage ich mit besorgter Miene und begutachte die Mauer vor mir, die meinem Übungsstand entsprechend einfach eine Spur zu hoch zu sein scheint. „Doch, du kannst das. Du musst dich nur trauen! Es hat mich anfangs auch viel Überwindung gekostet. Es erfordert eben viel Konzentration und Technik.“ erwidert Jan, der ermutigend auf mich einredet. Dann fügt er hinzu: „Ein Spot [Synonym für Trainingsort] wird erst dann langweilig, wenn du alles geschafft hast.““ (Feldforschungstagebuch, 08. Juni 2019)**

In der offenen teilnehmenden Beobachtung, sprich aktiven Teilnahme am Geschehen (Müller 2018: 69), fungieren die involvierten Affekte und Emotionen in ihrer Rolle als *Aktanten* (nicht-menschliche Akteure) schließlich als Türöffner: Ich vertraue sie den *Traceuren* an, während diese mir mit Empathie entgegenkommen. Demnach gilt: „[...] affect is a medium through which ethnographic research unfolds“ (Vannini 2015: 321).

Durch die dabei entstehende hohe Nähe und Intimität zur materiellen Umwelt sowie zur beobachteten Gruppe kann auch von einer *Dichten Teilnahme* (vgl. Spittler 2001) als radikalisierte Form der teilnehmenden Beobachtung gesprochen werden. Inspiriert von der interpretativen Dichte der dichten Beschreibung (vgl. Geertz 1973) versteht

diese unter *dicht* nämlich die Intensität sozialer Nähe und gemeinsamen Erlebens (vgl. Spittler 2001: 19).

Die Beobachtungen, welche im Rahmen der dichten Teilnahme am Samstagstreffen der *Traceure* stattfanden, fließen in mehrere Kapitel dieses Buches in Form von Feldtagebucheinträgen ein. Sie erhalten eine besondere Bedeutung, denn gerade in der Untersuchung einer Praxis, die sprachlich nur schwer zu erfassen ist, übernimmt das Sehen die wichtige Rolle, das implizit vorliegende Wissen über alltägliches, selbstverständliches Handeln zugänglich zu machen. So können nicht nur architektonische Gestaltungen, sondern auch soziale Situationen in ihren räumlichen Anordnungen mit „einem Blick“ erfasst werden (vgl. Spittler 2001: 8). Wie die einzelnen *Traceure* der Gruppe *zueinander stehen*, ist ein Aspekt davon. Zu erkennen, welche Gebrauchsweisen, Ambitionen und Ideologien sie mit ihrer Praxis verfolgen, ein anderer. Der Versuch, das „*tacit knowledge*“ im Sinne von Nichtverbalisierbarkeit“ (ebd. 14) dennoch zur Sprache zu bringen, wird im Interview mit einem *Traceur* deutlich:

*„Ich habe mal gehört, dass die französischen Pioniere, wenn die trainieren, gar nicht sagen: ‚So, jetzt mache ich einen Katzensprung und dann mache ich diese Bewegung‘; sondern sie machen so: tac, tac, tac, tac, tac [sprunghafte Bewegungen mit den Armen]. So ganz abstrakt, weil jede Bewegung irgendwie auch ein bisschen anders ist.“*  
(Int. AL 2019: 8)

Auf die Frage nach der besonderen Lebenseinstellung, die Parkour innewohnt, antwortet ein weiterer *Traceur* mit schierer Ratlosigkeit: „Mir fällt es schwer, das so zusammenzufassen irgendwie“ (Int. A 2019: 7). Das erste Beispiel zeigt, dass sich vor allem dann Bedeutung konstruiert, wenn der Körpereinsatz während des Sprechens mitberücksichtigt wird. Dies bestätigt die britische Sozialanthropologin Mary Douglas indem sie betont:

*„[...] the body comes into play to support the meanings of a spoken communication. Posture, voice, speed, articulation, tonality, all contribute to the meaning. The words alone mean very little. Verbal symbols depend on the speaker manipulating his whole environment to get the meaning across.“*  
(Douglas 1971: 388)

Auch der US-amerikanische Anthropologe Edward T. Hall (1968: 51), der mit seinem am Verhalten orientierten Raumverständnis – der Proxemik – Bekanntheit erlangte, legt großen Wert auf beobachtete Mikrohandlungen, die das Sprechen begleiten: „I have learned to depend more on what people do than on what they say in response to a direct question, to pay close attention to that which cannot be consciously manipulated, and to look for patterns rather than content.“

Daraus kann geschlossen werden, dass der kombinierte Einsatz von Beobachtung als dichte (körperliche) Teilnahme und Gespräch für die Ergründung der aneignenden Bewegungspraxis Parkour unerlässlich ist. Neben den Beobachtungen machen teilstrukturierte narrative Interviews einen essenziellen Teil der empirischen Forschung aus. Sie beabsichtigen einen möglichst freien Erzählfluss zu evozieren, der durch immanentes sowie exmanentes Nachfragen (vgl. Müller 2018: 82) aufrechterhalten wird. Die jeweils circa einstündigen Interviews mit sieben *Traceuren*, von denen zwei betriebswirtschaftlich im Bereich Parkour tätig sind und einer als selbstständiger Personal Trainer arbeitet, fanden alle, bis auf eines, draußen statt (zwei weitere Interviews mit *Traceuren*, die als Raumgestalter tätig sind, wurden am Telefon geführt). Die enge Verbindung zum Außenraum in diesen (aber auch allen anderen) Situationen der Forschung erwies sich in vielfacher Hinsicht als gewinnbringend: Dadurch, dass es sich dabei um die „natürliche“, sprich authentische Umgebung der Routineerfahrung und Praxis der *Traceure* handelt, konnte eine angenehme Gesprächsatmosphäre geschaffen und Kontext-sensitive Reaktionen (vgl. Kusenbach 2003: 462) beider am Interview Beteiligten hervorgerufen werden. Zum Beispiel verdeutlichen die folgenden Interviewzitate, wie in diesem vertrauten Setting Bezug auf umgebende Orte oder räumliche Elemente genommen wird:

„Sogar diese Bank hier wäre ein Spot.“

(Int. J 2019: 13)

„Wenn du so Minispots hast, wie zum Beispiel das Ding da vorne. Da kann man sich bestimmt auch daran vergnügen, da passen halt nur ein paar Leute drauf.“

(Int. AL 2019: 21)

„[...] es ist ja für Leute schon unangenehm Liegestütz zu machen im Park oder sowas. Hier jetzt zum Beispiel.“

„[...] hier zum Beispiel in Pflanzen und Blumen würde ich jetzt so ein bisschen durch die Gegend laufen und mir irgendwo Sachen suchen, tatsächlich.“

(Int. M 2019: 2)

Aktive Bewegung als räumliche Aneignungspraxis greifbar zu machen bedeutet aber nicht nur, sie teilnehmend zu beobachten und anschließend über sie zu sprechen, sondern beide Herangehensweisen auf fruchtbare Art und Weise zeitgleich miteinander zu verschmelzen. Dies gelingt mit Hilfe des „go-along“ (vgl. Kusenbach 2003), einer sich in der Bewegung bewährenden ethnographischen Befragungsmethode. Als produktives Hybrid aus den erstgenannten, eher traditionellen qualitativen Forschungsmethoden – Beobachtung und Interview – ist das von Margarethe Kusenbach eingeführte Forschungsinstrumentarium insbesondere für seine phänomenologische Sensibilität in der Erkundung alltäglicher räumlicher Wahrnehmung und Praxis bekannt. Sie beschreibt es als „[...] ethnographic research tool that brings to the foreground some of the transcendent and reflexive aspects of lived experience as grounded in place“ (Kusenbach 2003: 456). Indem die Informanten – in diesem Fall die *Traceure* – dabei begleitet werden, während sie sich bewegend mit ihrer physischen und sozialen Umwelt interagieren, gelingt es, wichtige Aspekte der gelebten Erfahrung sichtbar und nachvollziehbar zu machen. Dies gilt insbesondere für das „spatial footing of experience and practices in everyday life“ (ebd. 459).

Während der mehrstündigen samstäglichem Touren der Gruppe – dem routinierten gemeinsamen Fortbewegen von einem Spot zum nächsten – erschließt sich somit zu Fuß eine neue Perspektive, die auf die konstitutive und bedeutungsgeladene Rolle der physischen Umwelt hindeutet. Durch die räumliche Praxis werden schließlich nicht nur einzelne Spots als mögliche Bewegungsorte entlang der gewohnten Route miteinander verknüpft. Diese erfahren durch die Parkourbewegungen zudem eine physiologische Neubestimmung, beziehungsweise Umdeutung (vgl. Schilling 2015), wodurch die Stadt mit anderen Augen gesehen wird. Solche Bedeutungsverschiebungen und Bedeutungszuschreibungen äußern sich nicht nur in der neu-interpretierenden praktischen Auseinandersetzung mit der Stadtumwelt, sondern manifestieren sich darüber hinaus beispielsweise auch in der liebevollen Namensgebung einzelner „Möglichkeitssorte“. So wird mir in der

→ 2.4.2

→ 4.3.3

→ 4.3.2

HafenCity ein Spot namens „The View“ vorgestellt, der zwischen zwei Bürogebäuden gelegen den Blick auf die Marco-Polo-Terrassen eröffnet (vgl. Feldforschungstagebuch, 18. Mai 2019).

Im Vergleich zum weniger systematischen und fokussierten „hanging out“ erheben die „natural‘ go-alongs“ den Anspruch, „[...] that ethnographers take a more active stance towards capturing their informants' actions and interpretations“ (ebd. 463). Die *Traceure* bei ihrer Praxis *in situ* zu beobachten und zu befragen bedeutet, ihnen auf Schritt und Tritt zu folgen und sich ihren Körperrhythmen und Bewegungsabläufen so gut wie möglich anzupassen, auch wenn sich der go-along zeitweise zu einem run-along oder ride-along ausweitet. Dabei wird vor allem darauf geachtet, durch aufmerksames Zuhören und Nachfragen ein natürliches Gesprächsformat aufrechtzuerhalten und somit das Vertrauen der Gruppenmitglieder zu gewinnen, denn wie Kusenbach betont: „Go-alongs intentionally aim at capturing the stream of perceptions, emotions and interpretations that informants usually keep to themselves. The presence and curiosity of someone else undoubtedly intrudes upon and alters this delicate, private dimension of lived experience“ (ebd. 464).

Da sich die Erkundungen teilweise über ein mehrstündiges, oder gar ganztätiges Zeitfenster erstrecken, kann eine gegenseitige Offenheit erzielt werden, die neue Einsichten in die Welt der *Traceure* gibt. Es handelt sich dabei meist um konkrete Situationen, in denen ich als Forscherin im Feld aufgehe und für eine bestimmte Zeitdauer in einer Art *situativem going native* (vgl. Müller 2018: 65) Distanzbemühungen hinter mir lasse. Der folgende Auszug aus dem Feldtagebuch gibt einen Eindruck darüber, wie intensiv während eines Streifzuges von wenigen Stunden in die Wahrnehmung und gelebte Erfahrung (der Grenzüberschreitung) einzelner *Traceure* eingetaucht werden kann.

**„Ich sitze Tim in der U-Bahn gegenüber als er mir erzählt, wie er für ein privates Projekt mit einer Bodycam Videoaufnahmen von sich macht, in denen er den weiblichen Hauptcharakter eines Parkour-Computerspiels nachspielt. Darin ginge es um eine Dystopie, für deren Nachverfilmung sich moderne Stadtkulissen, wie beispielsweise die neue U-Bahn-Station Elbbrücken, in die wir soeben einfahren, gut eignen. Er startete das Projekt schon 2016 und möchte es gerne diesen Sommer noch abdrehen, erzählt er. Dann zückt er sein Handy und zeigt mir einzelne Szenen, die dafür auf dem Dach der Hamburger Meile entstanden sind. Das Video ist auf seinem YouTube Kanal jedoch nicht öffentlich gelistet.**

[...]

**Ich wundere mich noch darüber, dass er sich so stark mit einer weiblichen Darstellerin identifiziert, als wir am Jungfernstieg ankommen. Umsteigen also? Wohl doch nicht – der Weg geht nach oben. Draußen ist es bereits dunkel geworden. Alexander wagt ein paar Präzisionssprünge über den U-Bahn-Abgang, bis er einzelne besorgte Blicke von Vorbeigehenden erntet. Dann setzt sich die Gruppe wieder in Bewegung. ‚Kommt!‘ ruft einer in die Runde und ehe ich mich versehe, gehen wir eine offene Tür hindurch und fahren mit dem Aufzug in den obersten Stock eines Bürogebäudes.**

[...]

**Vom Dach aus weitet sich der Blick hinab auf die tiefschwarze Binnenalster, hinter uns ragt das hell erleuchtete Rathaus empor. Ein leichter Wind weht mir um die Ohren. ‚Beeindruckend‘, denke ich, als einer plötzlich ruft: ‚spotted!‘**

[...]

**Kaum habe ich mich versehen, sitzen wir schon wieder im Bus Richtung Pferdemarkt. Dort angekommen stößt ein weiterer junger Mann dazu; nun sind wir zu sechst. Er begrüßt die anderen reihum. Dann stellt mich Luis ihm vor und ergänzt: ‚Das ist die Neue‘.**

[...]

**Der Abend endet in der Notfallaufnahme. Einer meiner fünf Begleiter ist bei einem Sprung mit den Händen voraus in einen Haufen Glasscherben gefallen. Mich überkommt plötzlich eine extreme Müdigkeit. Die Uhr an der Wand des Wartezimmers in der Notfallpraxis zeigt 23:50 Uhr.“**

**(Feldforschungstagebuch, 18. Mai 2019)**

Auch wenn diese Schilderung keine alltägliche (für manche aber wöchentliche) Routine in der Praxis der *Traceure* darstellt, so gibt sie dennoch einen Einblick in das Spektrum an unterschiedlich intensiven Erfahrungen, die während einer „Entdeckungstour“ mittels go-along gemacht werden können: „Go-alongs allow ethnographers to learn more about the various degrees of our informant's environmental engagement, especially during moving practices, and also about the various qualities of this engagement [...]“ (Kusenbach 2003: 469).

Indem die *Traceure* ihr praktisches Wissen über die Bewegungsräume und „Spielräume“ der Stadt, die sie wie ihre eigene Westentasche kennen, mit mir teilen, wird ebenso ein Blick auf ihre Erinnerungen an vergangene Ereignisse freigegeben. Während wir durch die ihnen sehr vertraute Stadtumwelt navigieren, lerne ich ihre „personal landmarks“ (ebd. 472) – von Hasse (2014: 223) auch als „spaces of emotional identification“ bezeichnet – und mit diesen einen Teil der persönlichen Geschichte und Biographie jedes einzelnen *Traceurs* kennen.

„Wir machen einen kleinen Umweg Richtung Portugiesenviertel und navigieren einen Kinderspielplatz an. Zu Schulzeiten habe es außer Parkour kaum etwas Wichtigeres gegeben, erzählt mir Tim, der neben mir hergeht. Erst seit Beginn seines Studiums habe er realisiert, dass er mit Parkour kein Geld verdienen kann, daher praktiziere er es nur noch als Hobby. ‚Es ist eine Lebensweise geworden‘, fügt er hinzu. Dann fährt er fort: ‚Ich bin da nicht mit der Erwartung reingegangen, dass ich jetzt hier anfangs gleich anfangs von Dach zu Dach zu springen.‘ [...] Als ich ihn nach seinen Lieblingsorten in der Stadt frage, erzählt er: ‚Da wo ich wohne, ist auch so ein Dach, dann ist da so ein kleiner Weg und auf der anderen Seite noch so ein Gebäude, ein Rossmann oder so. Und dann kann man von einem Dach auf das andere springen.‘“

(Feldforschungstagebuch, 18. Mai 2019)

Die innovative Methode des go-along hilft somit menschliche Erfahrungshorizonte aufzudecken und über die Sichtbarmachung verborgener Wahrnehmungsdimensionen ebenso ein Stück Stadtgeschichte erfahrbar zu machen, wie sich in der Erzählung über einen ehemals beliebten Spot zeigt:

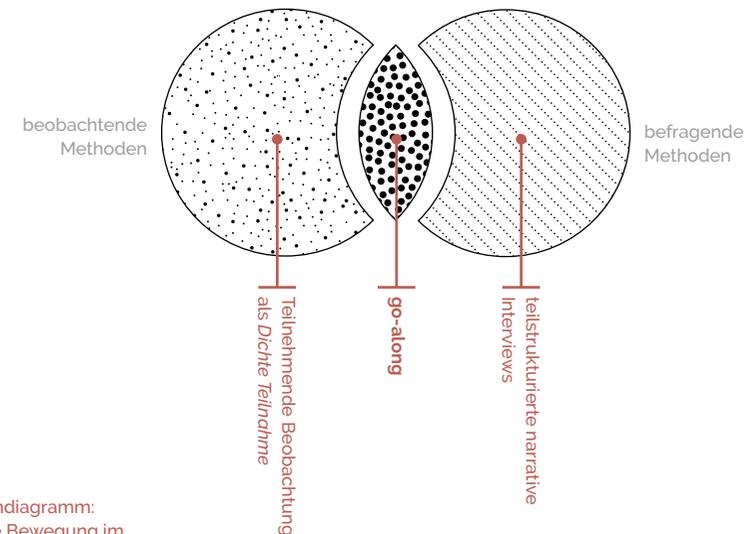
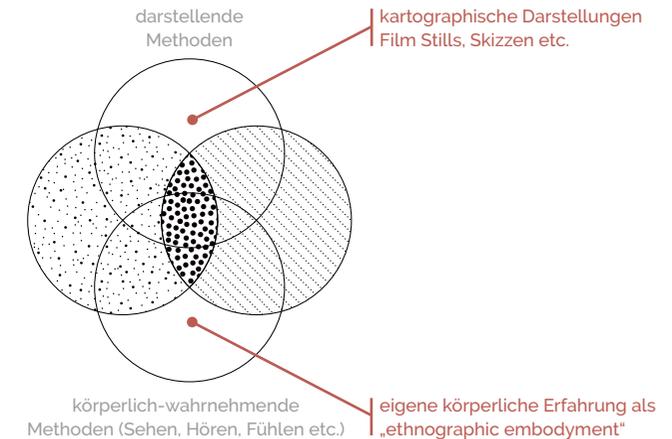
„Es gab mal so ein richtig gutes Gebäude, das war die Oberpostdirektion in Hamburg. Die war richtig groß, fünfzehn Stockwerke hoch, fünf Kellergeschosse. Das war richtig toll. Da gab's auch unten richtig viel Technik. Wenn man nicht durch die Türe ins Gebäude kam, dann eben mit einem Wall-run.‘ Tim googelt schnell nach und zeigt mir auf seinem Handy ein Foto des bereits nicht mehr existierenden Gebäudes in der City Nord.“

(Feldforschungstagebuch, 18. Mai 2019)

All die Erfahrungsberichte und Narrative, die in der gemeinsamen Fortbewegung ans Tageslicht kommen, helfen zu verstehen, wie die Traceure ihre räumliche Wahrnehmung und Praxis im Prozess der Aneignung durch Parkour neu rahmen und auf das Spielfeld Stadt übertragen. Da ich mich in der Erkundung des mobilen Habitats meiner Informanten selbst mit der Stadtumwelt, anstatt durch sie hindurch bewege (vgl. Saville 2008), kann die Methode des go-along in eine Reihe multisensorischer Forschungsansätze (vgl. Leimgruber, Andris & Bischoff 2013: 273; Pink 2007: 6) eingereiht werden, die für den Einsatz aller Sinne im Erleben des Forschenden plädieren. Denn: „Wir betreiben Wissenschaft in der Regel in der entkörperlichten Linearität linguistischer Modelle und sollten die im Körper eingeschriebenen sensorischen und materiellen Dimensionen besser integrieren [...]“ (Leimgruber, Andris

→ 4.3  
→ 4.4.2

& Bischoff 2013: 273). Im Rahmen dieser Forschung werden vor allem das aktive Sehen und Hören sowie das körperliche und seelische Fühlen (wir erinnern uns an die eingangs diskutierte Rolle von Affekt) miteinbezogen, wobei Spittler (2001: 20) darauf hinweist, dass die Ethnologin erst wieder „tasten lernen“ muss. Sie soll ihren ganzen Körper, ihren Verstand, ihre Augen und Ohren und ihre Stimme einsetzen, „[...] körperlich arbeiten und tanzen, aber auch leiden“ (ebd.).



Methodendiagramm: wie aktive Bewegung im Forschungsprozess greifbar gemacht wird.

## 2.2 Über die Körperlichkeit und das weibliche „ich kann“

Da es sich bei der Feldforschung im Allgemeinen und bei der Erforschung von Parkour im Spezifischen um eine genuin körperliche und sinnliche Erfahrung handelt, bietet sich, wie bereits ausgeführt, der Einsatz eines ganzen Methodensets, bestehend aus verschiedenen beobachtenden, befragenden und wahrnehmenden Zugängen, an. Gerade aufgrund der relativ kurzen Feldforschungsphase von etwa drei Monaten (zwischen April und Juli 2019, Feldeinstieg miteinberechnet) und der bestehenden Schwierigkeit, sinnliche Erfahrungen in Sprache zu übersetzen (vgl. Müller 2018: 89), ist umso mehr voller Körpereinsatz gefordert. Dabei wird die rein sprachliche Ebene verlassen und versucht, das implizite Wissen in der gemeinsamen taktilen Raumerfahrung explizit zu machen.

Aber meine Präsenz als Forscherin, und noch vielmehr die als Parkour-Anfängerin scheint das Feld zu verändern. Dies wird mir erst nach und nach bewusst, als ein *Traceur* nebenbei im Interview erwähnt: „Das Training gestaltet sich auch anders, wenn irgendwelche Leute dabei sind, die das noch nicht so gut können und lernen wollen“ (Int. J 2019: 11). Doch ich werde weder wenig berücksichtigt, noch erfahre ich eine Sonderbehandlung. Die einzelnen Gruppenmitglieder begegnen sich auf Augenhöhe, egal wie viel Vorerfahrung jede einzelne Person mitbringt. Genauso wichtig ist es mir, im Forschungsprozess keinen künstlichen Unterschied zwischen mir als forschendem Subjekt und vermeintlich beforschten „Objekten“ zu schaffen. Wie bereits erläutert, wird zwischen Distanz und Nähe, Fremdheit und Vertrautheit situationsbedingt oszilliert. Francis Müller (2018: 64) betont in seinem Lehrbuch über Designethnographie, dass die von DesignerInnen untersuchten Lebenswelten ihnen für Gewöhnlich nicht gänzlich fremd sind. Selbst „[...] wenn sie sich mit Freizeitkletterern, Demenzzkranken oder Gamern beschäftigen – deren Lebenswelten werden ihnen, je genauer sie hinschauen, mehr oder weniger fremd sein.“ Schließlich können wir uns sogar im nächsten Café oder auf dem nächsten öffentlichen Platz in der uns scheinbar vertrauten Stadt neuen Sichtweisen, Entdeckungen und Erfahrungen hingeben: „Die andere, fremde Welt ist hier. Wir sind mittendrin“ (ebd. 10). Und wir alle teilen sie miteinander über dieselbe räumliche Situation als menschliche Subjekte: „[...] one (i.e. each member of the society under consideration) relates oneself to space, situates oneself in space. One confronts both an immediacy and

an objectivity of one's own. One places oneself at the centre, designates oneself, measures oneself, and uses oneself as a measure. One is, in short a 'subject'" (Lefèbvre 1991: 182).

Meine frisch gesammelten Raumerfahrungen mit jenen der *Traceure* abzugleichen erlaubt mir, wie Hall (1968: 51) es betont, „to use myself and others as measuring devices“. Das emanzipatorische Potenzial der Praxis gerade in Bezug auf die Verhandlung öffentlicher Räume entlang eigener körperlicher Maßstäbe zu erfragen, verlangt ein verstärktes Gespür für die Modalitäten der (weiblichen) Körperhaltung und Bewegung zu entwickeln.

*„Wenn Körperraum und Außenraum zusammen ein praktisches System bilden, [...] dann vollzieht sich offenbar die Räumlichkeit des Leibes im Handeln und wird sie besser verständlich werden auf Grund der Analyse der Eigenbewegung.“*  
(Merleau-Ponty 1945: 128)

Indem am eigenen Leib erfahren wird, inwiefern der städtische Raum neu angeeignet und umgedeutet werden kann und sich dabei das Verhältnis zum eigenen Körper verändert, wird eine erhöhte Sensibilität für die eigenen physischen (und auch psychischen) Fähigkeiten und deren Steigerungspotential ausgebildet. Im Wechselspiel zwischen Inter-Aktion und Introspektion wird der forschende Körper selbst zum Forschungsinstrument. Wie weit kann, oder muss dieser aber gehen, um der starken Körperzentriertheit der Praxis gerecht zu werden?

Dass eine gewisse körperliche Reife dabei unterstützt, das Forschungsvorhaben bewegend in *Angriff* zu nehmen, wurde bereits erläutert. Dass es darüber hinaus den Willen benötigt, sich einer anderen Form der (gewohnten) Bewegung zu öffnen, soll an dieser Stelle erneut betont werden:

*„The traceurs' desire to move, to reconnect with a child-like open enquiry and play in an adult context, is an attraction to 'difference', to a changing of the self, and an acceptance of otherness. The 'other' is the form of movement; for example, encounters with built forms become exotic in comparison to the non-traceur; a cultural difference of mobility and spatial perceptions beyond the familiar and accepted social controls of predicted behaviour.“*  
(Angel 2011: 167)

→ 2.4.2

→ 2.1

Ist erstmal mit den Grenzen der als „normal“ erachteten Bewegung gebrochen worden, so kann sich voll und ganz der physischen Herausforderung gewidmet werden. Vannini (2015: 322) zufolge ist die Dimension der Körperlichkeit in der nicht-repräsentationalen Ethnographie Ausdruck des verstärkten Fokus auf „[...] body-centered activities that require the performance of skill, temporal sensitivity (e.g. rhythm), and kinesthetic awareness (e.g. choreographed movement).“

Parkour als Bewegungskunst legt, entgegen allgemeiner Vorstellungen, großen Wert auf Balance, Agilität, Kreativität und die Flüssigkeit der Bewegung (Fertigkeiten, die oftmals „weiblich“ konnotiert sind), anstatt mit reiner Kraft oder gar brachialer Gewalt vorzugehen. Die freie kreative Bewegung ist (in ihren unterschiedlichen Ausformungen und ohne, dass sie zwangsläufig Parkour genannt werden muss) somit durchaus für beide Geschlechter gleich gut zugänglich. Zwar verfüge ich nicht über dieselbe Körperkraft wie ein männlicher *Traceur*, doch wie sich später herausstellen soll, steht vielmehr die Funktionalität und das Erspüren des eigenen Körpers im Zusammenspiel mit der Umwelt im Fokus. Schließlich liegt darin auch das große Potential von Parkour als im Grunde sehr natürliche Art der Bewegung verborgen: „A skill is only natural if it's accessible to everyone, regardless of age or gender“ (McDougall 2016: 3).

Auch wenn Parkour keine Geschlechtertrennungen oder Geschlechterunterschiede vorgibt, so ist die Bewegungsart dennoch von männlichen *Traceuren* dominiert (vgl. Angel 2011: 167; Schilling 2015: 93). Demnach ist zu klären, inwiefern Geschlechtlichkeit für das wahrnehmende und aneignende Verhältnis des Körpers zum städtischen Raum von Bedeutung ist.

„Der Raum, der dem weiblichen Körper rein physikalisch zur Verfügung steht, ist häufig viel weiter als der Raum, den er wirklich benutzt und bewohnt“, stellt die amerikanische Philosophin und Politikwissenschaftlerin Iris Marion Young (1980: 412) fest. In ihrem Aufsatz „Werfen wie ein Mädchen“ illustriert sie auf eindrucksvolle Weise den Zusammenhang von Selbstentwurf und leiblichem Raumverhalten. Ausgangspunkt ihrer Analyse ist die von der phänomenologisch orientierten Psychologie aufgezeigte Beobachtung, dass Geschlechterdifferenzen in der Art und Weise sichtbar werden, wie sich ein Körper in alltäglichen Bewegungen dem ihn umgebenden Raum öffnet.

Wie auch die Sportwissenschaften bestätigten, neigten Frauen gerade in physisch anstrengenden Tätigkeiten nicht unbedingt dazu,

aus sich und dem von ihnen subjektiv besetzten Raum herauszugehen. Stattdessen orientieren sie sich häufig entlang einer eigens vorgenommenen Grenzziehung: „Sie [die Frau] tut dies in einer Weise, die den Raum, der ihr gehört und der ihrem Zugriff und ihrer Manipulation offensteht, begrenzt und den darüber hinausgehenden Raum für ihre Bewegung verschließt“ (ebd. 413). Die hier beschriebene Begrenzung des weiblich gelebten Raumes steht somit in direktem Zusammenhang mit einer zurückgezogenen und in sich gekehrten Körperpraxis, die in dieser Form bei Männern seltener auftritt. Diese Differenzen, die sich selbst in den einfachen Körperorientierungen von Männern und Frauen, wie etwa dem Stehen oder Gehen, feststellen lassen, führt Young weder ausschließlich auf Erziehungs- und Sozialisierungseffekte, noch auf rein biologische Faktoren zurück. Dass die Geschlechter auf so unterschiedliche Weise „zu den Dingen, Objekten und Herausforderungen der Welt Stellung nehmen“ (Rosa 2016: 126) liege vielmehr in überwiegend vorsprachlichen und habitualisierten kulturellen Verhaltensmustern begründet (vgl. ebd.). Rosa (ebd.) führt aus: „Diese These basiert auf Youngs Überzeugung, dass die Geschlechter ihr *In-der-Welt-Sein* durch und in räumlicher Bewegung entwerfen und zum Ausdruck bringen.“

Ein möglicher Ausweg aus dieser verzwickten Situation – insbesondere im Hinblick auf die hier vorliegende Situation der weiblichen Forscherin – ist demnach, sich selbst „[...] als das Subjekt der Bewegung anzunehmen“ (Young 1980: 415), denn „Die Ängstlichkeit, Unbeweglichkeit und Unsicherheit, die oft die weibliche Bewegung kennzeichnen, entwerfen nur einen eingeschränkten Raum für das weibliche ‚ich kann‘“ (ebd.). Es gilt, diesen Raum ungeachtet klischeebehafteter Geschlechterstereotype bewusst zu öffnen, über den eigenen Schatten zu springen und die Gelegenheit wahrzunehmen, die „[...] gesamten physischen Kapazitäten in freiem und offenem Engagement mit der Welt zu beweisen“ (ebd. 417). Dass ich von einzelnen (auch männlichen) *Traceuren* immer wieder dazu ermutigt werde und Parkour generell eine geschlechterinklusive Ideologie verfolgt (vgl. Angel 2011: 167), unterstützt natürlich in ganz wesentlichem Maße dabei.

Dennoch pflege ich, insbesondere in dieser physisch herausfordernden Situation, einen bedachten Umgang mit meiner Rolle als weibliche Forscherin. Dazu gehört, mein verinnerlichtes Körperwissen, welches „eine mehr oder weniger mutige Performanz“ (Schilling 2015: 100) bedingt, zu reflektieren. Auch ist es erforderlich, sich mögliche Veränderungen innerhalb des Forschungsfeldes durch (meine) weib-

liche Präsenz bewusst vor Augen zu halten, denn wie ein Traceur im informellen Gespräch gesteht: „Besonders, wenn junge Damen dabei sind, posieren doch so einige ganz gerne. Und wenn’s ein bisschen wärmer ist auch mit freiem Oberkörper.“ (Feldforschungstagebuch, 27. April 2019)



Traceure Tanja und Sebastian beim Messegang, eigenes Foto; Protagonistin im Kurzfilm „Movement of Three“.  
© Julie Angel, online: Traceur Jan, online-Repräsentation

## 2.3 Das nicht-Repräsentationale darstellbar machen

Begreift man Stadtraum nicht als statische Repräsentation der natürlichen Umwelt, sondern als sozial produzierte Dynamik, als „Verkörperung“ und Medium des sozialen Lebens selbst (vgl. Daskalaki et al. 2008: 61), so hat dies nicht nur Implikationen für die Beforschung, sondern auch für die Darstellung der wechselseitigen Hervorbringung von (Bewegungs-)Raum und (Körper-)Praxis. Die städtische Wirklichkeit als von multiplen Kräften durchzogenes Ganzes zu verstehen bedeutet, sie in ihrer Widersprüchlichkeit und Offenheit anzuerkennen. Dies erfordert, Lesarten im „dazwischen“ zu ermöglichen, denn untersuchen wir Stadt als Text (vgl. ebd. 51), so wird schnell klar, dass jede einzelne Leserin diesen auf unterschiedliche Art und Weise auslegen wird. Es gilt daher, sich der Relationalität einer diagrammatisch orientierten Stadtdarstellung zu bedienen, die herkömmliche repräsentational ausgerichtete Darstellungen in ihrer unterstellten Linearität zu unterwandern vermag (vgl. Dell 2016: 32).

Dass gerade raumgenerierende Bewegungspraktiken durch die (ausschließliche) Verwendung konventioneller Darstellungsmodelle, wie beispielsweise der Karte, schwer zu fassen sind, liegt auf der Hand. De Certeau (1988: 86), der weniger danach fragt, was gebraucht wird, sondern vielmehr die Art und Weise des Gebrauchs hervorhebt, legt den Fokus verstärkt auf die Form der Praktiken und ihre „[...] ‚Beweglichkeit‘, das heißt gerade die Tätigkeit des ‚etwas benutzen‘.“ Dieser Tätigkeit einer Körperpraxis nachzuspüren geht mit der Idee einher, sie in ihrer (Eigen-)Dynamik im Umgang mit dem Stadtraum festzuhalten, sprich zu (re)präsentieren.

De Certeau zufolge können Bewegungsprozesse zwar auf Stadtplänen eingezeichnet werden, doch die dargestellten Spuren und Wegebahnen verweisen „[...] lediglich auf die Abwesenheit dessen, was geschehen ist“ (ebd.). Eine solche Aufzeichnung erfasst somit nur einen Bruchteil der eigentlichen Aktion, die sich im Fall von Parkour über die Prozesse des Entdeckens, Sehens und Neu-Interpretierens von Möglichkeitsräumen konstituiert. Eine Bewegungsaktivität, sprich einen Handlungsablauf, in einer Karte festzuhalten bedeutet schließlich, sie in Form von aufeinanderfolgenden Punkten in eine zeitlose „Projektionsfläche“ (ebd. 87) zu übertragen.

→ 4.3

„Die sichtbare Projektion macht gerade den Vorgang unsichtbar, der sie ermöglicht hat. Diese Aufzeichnungen konstituieren die Arten des Vergessens. Die Spur ersetzt die Praxis. Sie manifestiert die (unersättliche) Eigenart des geographischen Systems, Handeln in Lesbarkeit zu übertragen, wobei sie eine Art des In-der-Welt-seins in Vergessenheit geraten lässt.“ (De Certeau 1988: 189)

Umso mehr gilt es, darstellende Forschungsmethoden nicht für sich allein sprechen zu lassen, sondern sie in einen fruchtbaren Dialog miteinander zu bringen, um dynamische (Re-)Präsentationen des Urbanen zu ermöglichen. Dem (in den meisten Fällen) städtischen Phänomen Parkour wohnen selbst vielfältige Repräsentationen inne. Diese variieren mit den gewählten Darstellungsformen und -formaten und geben den Blick auf die vieldeutige (teilweise ambivalente) Performativität der Praxis frei. Denn sie scheint durchzogen von Widersprüchlichkeiten zu sein, die sich ausdrücken in einer „co-existence of parkour as a performance spectacle and one of a performance of the everyday“ (Angel 2011: 207).

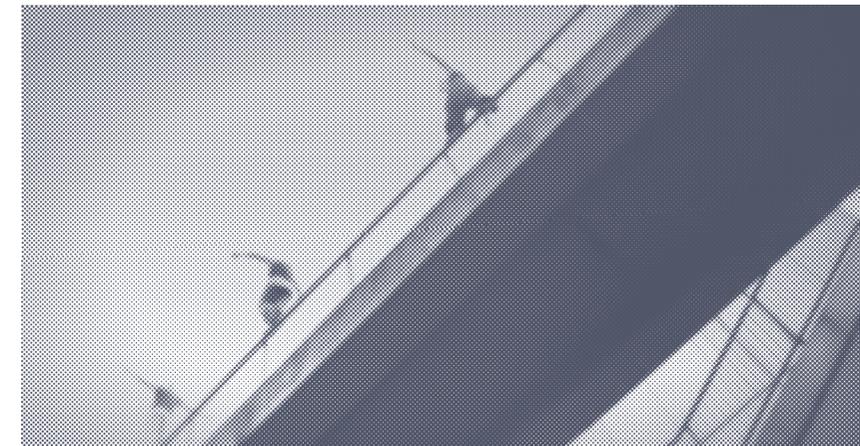
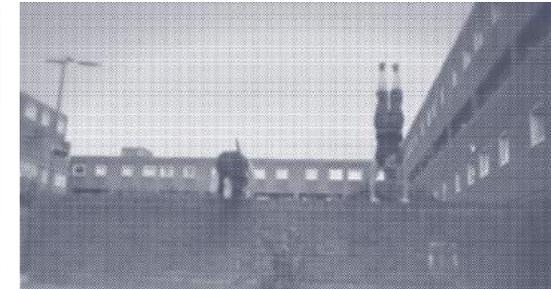
Spätestens seit der sehr erfolgreichen Umsetzung des Dokumentarfilms „Jump London“ (2003), der eine Gruppe von *Traceuren* dabei zeigt, wie sie sich in spektakulären Parkourbewegungen auf und über Londons berühmtesten Wahrzeichen bewegen, musste die urbane Bewegungskunst vielfach als medienwirksames performatives Spektakel erhalten. Insbesondere die Musik-, Werbe- und Filmbranche weiß die besondere Ästhetik der fließenden Bewegungen für ihre kommerziellen Zwecke in Szene zu setzen (vgl. Daskalaki et al. 2008: 54). Doch auch im privaten Bereich haben sich die Bild- und Videorepräsentationen durch den inflationären Gebrauch von Smartphones sowie neuen sozialen Medien rasant vervielfacht und verbreitet. Über die aktive, aber auch passive Verknüpfung mit derartigen „international assemblages of technology“ (Saville 2008: 894) werden mit den medialen Bildern simultan Bedeutungen (von Stadt, Raum und Körper) produziert und konsumiert. Diese sind in den Bildbotschaften enthalten, die uns als „konstruierte Realität“ (Leimgruber et al. 2013: 252) vorliegen und mitbestimmen „[...] was wir im privaten und öffentlichen Wahrnehmungsraum als Normalität, Selbstverständlichkeit, Differenz oder Abweichung erfahren“ (ebd.). Somit werden über die starke mediale Verbreitung und Rezeption von Parkour beispielsweise männlich konnotierte Körperbilder und Körperideale reproduziert, aber auch davon abweichende Ästhetiken

→ 5.1.7

→ 5.2

hervorgebracht. Der von Julie Angel produzierte YouTube Clip „Movement of Three“ (Julie Angel, online) ist ein Beispiel dafür. Er zeigt drei junge Frauen dabei, wie sie mittels Parkour lustvoll und spielerisch eine Wohnanlage im nördlichen London zum Freiheits-, Möglichkeits- und Bewegungsraum umdeuten.

Forscherinnen wie Julie Angel (2011), oder auch Natalie Schilling (2015) sind es, die sich darum bemühen, das „Alltägliche“, sprich die leiblich-affektive Betroffenheit der *Traceure*, ihre Raum- und Körpererfahrungen in der Aneignung der physischen Umwelt, abzubilden. Dabei wird Parkour durch das Konzept der (kollaborativen, im Falle Angels) visuellen Ethnographie erfasst. Dieser Ansatz entspricht vor allem dem Bestreben, das geschriebene Wort als erhabenes Medium der ethnographischen Repräsentation zu entkräften beziehungsweise sinnvoll zu ergänzen, wobei gilt: „Images may not necessarily be the main research method or topic, but through their relation to other sensory, material and discursive elements of the research images and visual knowledge, will become of interest.“ (Pink 2007: 6)



Film Stills aus dem Kurzfilm  
„Movement of Three“,  
© Julie Angel, online

Die Forschung über Parkour ist schließlich auch eine über (in diesem Fall fremd produzierte) Stand- und Bewegtbilder. Sie entsprechen, ebenso wie die Praxis selbst, einer kulturellen Tat-Sache und lassen sich im Sinne eines besonderen Blickregimes (vgl. Leimgruber et al. 2013: 252) verstehen. Neben den in der Feldforschung erhobenen empirischen Daten, die in Form von Beobachtungsprotokollen, Memos, Transkripten und Skizzen vorliegen, sind es die von den Traceuren selbst produzierten Darstellungen und Vorstellungen, die den Hintergrund für weitere Ausdeutungen und Interpretationen bilden sollen. Daher bediene ich mich genau dieser Darstellungen, Geschichten und Bilder als Repräsentationen von Aktion. Im Mittelpunkt dieses Ansatzes stehen die „wirklichen Taten“ (De Certeau 1988: 87) eines *Traceurs*, dessen Praxis „untrennbar von einzigartigen Augenblicken und ‚Gelegenheiten‘ und somit irreversibel ist“ (ebd.). Dieser Fokus auf die situiereten Aktionen der *Traceure*, von denen ich meist selbst Augenzeugin war, betont „[...] the importance of ritualized performances, habitual and non-habitual behaviors, play, and the various scripted and unscripted, uncertain, and unsuccessful doings of which everyday life is made [...]“ (Vannini 2015: 320).

Da die visuellen Darstellungen, genauso wie der Text, versteckte Erinnerungen, Gedanken und Gefühle seitens der RezipientInnen hervorrufen können (vgl. Saville 2008: 894), sind diese zugleich nicht-repräsentational. Im Gegensatz dazu suggerieren die über Fernsehen und Internet vermittelten vorgefertigten Bildrepräsentationen abgeschlossene, vermeintlich wahre Darstellungen. Saville (ebd.) betont diesbezüglich, dass sich das Medium Text durchaus sehr gut eignet, um die Praktiken der *Traceure* als „the embodied grounding of their affective potential“ zu durchdringen.

Methodologische Schüchternheit zu bekämpfen (vgl. Vannini 2015: 319) bedeutet schließlich, ethnographische Forschung, inspiriert von verkörperten Alltagspraktiken, möglichst performativ zu gestalten und über den Prozess des (performativen) Schreibens „zum Tanzen“ (vgl. ebd.) zu bringen.

## 2.4 Case Study

### 2.4.1 Parkour – *L'art du Déplacement*

Was hat es nun genau auf sich mit dieser räumlichen Praxis namens „Parkour“, die in der internationalen Fachliteratur unter verschiedenen Blickwinkeln als Disziplin, Philosophie, Sport, Gegenkultur, Kunstform oder Freizeitaktivität verhandelt wird? Vor allem die starke Bezugnahme auf Parkour als urbane Kunstform oder gar „new global art“ (Guss 2011: 83) lässt sich auf die Besonderheit der Bewegungspraxis zurückführen „to create something from nothing“ (Angel 2011: 153). Als physische und mentale Aktivität überwindet sie – allein mit den Mitteln des eigenen Körpers – Hindernisse entlang selbst gewählter Routen und schafft dabei unterschiedliche Räume der Inter-Aktion: „Parkour is an art-form that is continually and collectively developed in traceurs' exchanges on streets or in the internet in chat-rooms, forums and videos“ (Guss 2011: 78).

Die Parkour-LäuferInnen bzw. *Traceure*, auch beschreiben als „the 21st century flâneur“ (De Souza e Silva & Hjorth 2009: 609), nehmen sich – anstatt gemächlich städtische Boulevards entlang zu schlendern – mittels dynamischer Interaktion und agiler körperlicher Anpassung der urbanen Umwelt an und stellen diese zugleich in Frage. Indem sie sich rennend, kletternd, springend, balancierend oder auf allen Vieren meist schnell und flüssig fortbewegen, gehen sie ein Verhältnis zum Raum ein, das sich nicht an materialisierten Bewegungskonventionen orientiert: „The objective of Parkour is to maximise the potential for aesthetically pleasing ‚fluid‘ physical motion amongst the objects and spaces of built environments. The achievement of this fluidity is perceived as transforming an urban trajectory into an expression of art in the creative and aesthetic senses“ (Bavinton 2007: 392). Es wundert folglich nicht, dass das Wort „Traceur“ vom Akt des „tracing“ (dt. Aufspüren) abstammt, denn Parkour als „form of unscripted creative play“ (ebd. 393) folgt einem besonderen Prinzip der gelebten Raumeignung: Dabei handelt es sich um den praktischen und kognitiven Prozess der urbanen Neuinterpretation, der eine spezifische Art des Wahrnehmens, Konzipierens und Handelns in Relation zu Objekten und Räumen der gebauten Umwelt mit sich bringt. Abgesehen davon gibt Parkour aber keine bindenden Prinzipien oder Regeln vor, was unter anderem dazu beiträgt, dass die *Traceure* ihre Praxis mehr als Disziplin, Kunst oder Lebensform denn als Sport empfinden (vgl. Loo & Bunnell

→ 4.3.3

→ 3.2.2

2018: 153). Nicht zuletzt aufgrund ihrer starken Körperzentriertheit gilt die Praxis im Vergleich zu anderen Körperkulturen wie Skateboarden oder Inline Skaten als „more open ended“ (Angel 2011: 128), was zum Fazit führt: „It is an open, practically infinitely appropriable art.“ (Guss 2011: 80). Ihre Offenheit, im selbstgestalteten Spiel mit der städtischen Umgebung neue Möglichkeiten der Bewegung und räumlichen Nutzung nahezu uneingeschränkt zu denken und zu realisieren, macht die Praxis insbesondere auch für ArchitektInnen, PlanerInnen und DesignerInnen interessant (vgl. Rawlinson & Guaralda 2011). Als urbane Bewegungskunst, die für gewöhnlich (wenn auch nicht immer, wie sich zeigen wird) außerhalb traditioneller Sporträume auf Plätzen, in Straßen, Parks, oder Zwischenräumen der Stadt ausgeübt wird, macht sie Prozesse des Designs, der Steuerung und des Managements von (öffentlichen) Räumen vor dem Hintergrund alltäglicher Raumanewichtung sichtbar – und diskutierbar:

*„[...] parkour and its philosophy offer a revealing medium for exploring the relationship between the environment and the human body in everyday situations, between architecture and movement, organisational structures and possibility, freedom and control.“*  
(Daskalaki et al. 2008: 56)

Parkour zieht vor allem in urbanen Gebieten aufgrund des unorthodoxen Stils der Bewegung verstärkt Aufmerksamkeit auf sich, wird aber durchaus auch in der natürlichen Umwelt praktiziert (vgl. Angel 2011: 127). Gerade dadurch, dass es sich nicht um eine formalisierte Sportart handelt und die Entstehungsgeschichte oft nur bruchstückhaft gekannt und wiedergegeben wird, kursieren differenzierte Definitionen. Julie Angel (2011: 126), die im Rahmen ihrer ethnographischen Studie „Ciné Parkour“ eng mit den Pionieren zusammenarbeitete, kommt zu folgendem Schluss: „Parkour is both a physical training methodology (with a specific approach to movement) and a potential route, both of which involve mobility and creative adaptation.“

Entstanden in den Jahren 1986/87 wurde die Bewegungsdisziplin schlicht mit der Bezeichnung *parcours* (fr. Weg oder Route) versehen, die sich an den militärischen Begriff *parcours du combattant* (fr. Hindernisbahn) anlehnte. Etwas später kam dann die Bezeichnung *l'art du déplacement* (fr. Kunst der Fortbewegung) auf, gefolgt von der begrifflichen (und stilistischen) Differenzierung der Praxis in Parkour und Freerunning (vgl. Angel 2011: 26). Die verschiedenen Termini sind mittlerweile

eng an die beiden Pioniere David Belle und Sebastian Foucan und deren divergierende Trainingsphilosophien geknüpft. Die von ihnen initiierten und inspirierten Gruppen sowie medialen Rezeptionen gehen aber auf denselben Ursprung zurück. Der Zusammenschluss einer Gruppe junger Männer in den Pariser Vororten Lisses, Sarcelles und Évry war es, der den Grundstein für die pazifistische Umdeutung der ursprünglich militärisch geprägten *Méthode Naturelle* legte (vgl. Atkinson 2009). Vom französischen Marineoffizier Georges Hébert geprägt, stellt diese Methode eine besondere Form der körperlichen und geistigen Disziplinierung dar und bedient sich der vollen Bandbreite des menschlichen Bewegungsspektrums. Bestehende Parkour-Philosophien, vor allem jene geprägt von David Belle, berufen sich nach wie vor auf diesen Ansatz der physischen und mentalen Bestärkung, auch wenn er mittlerweile nicht mehr mit den ursprünglichen Erfahrungen des Vaters Belles in Beziehung steht. Dieser lernte die spezifisch militärische Trainingsmethode als Kindersoldat der französischen Armee in Vietnam und später als Einsatzkraft der Pariser Feuerwehr zu nutzen. Die Gruppe, die sich um die beiden Gründerpersönlichkeiten bildete und unter dem Namen Yamakasi (in Bantusprache: starker Mann, starker Geist) der Identitätskonstruktion des „starken Mannes“ naheiferte, entwickelte davon angeleitet eigene Bewegungsformen, die sich laut Atkinson (2009: 170) zu einer Art „environmental-athletic critical practice“ entwickelten. Im Rahmen der Erarbeitung einer eigenständigen Disziplin wurde diese anstatt im unkontrollierten und naturräumlich-rauen Gelände vermehrt im regulierten Betonschungel der modernen Stadt angewendet.

Parkour à la Bavid Belle – immer mehr assoziiert mit der eigentlichen Kunst der (effizienten) Fortbewegung und Hindernisüberwindung – unterscheidet sich auch als Folge der Trennung der beiden Pioniere zunehmend von der kommerzialisierten Form des Freerunning. Immer weniger mit einer Reaktion auf Vorstadt-Tristesse (vgl. Angel 2011: 51), sondern eher dem Mangel an niederschweligen Bewegungs- und Freizeitangeboten für junge Menschen in Verbindung gebracht (De Martini Ugolotti & Silk 2018: 765), widmet sich Parkour der natürlich-bewegenden Raumanewichtung, die sich aus dem Dialog und dem Spiel mit der Umgebung speist: „Parkour has an international, cross-cultural appeal as a social phenomenon, risen out of a lack of both real and imagined sites of play“ (Angel 2011: 144).

Selbst konfrontiert mit dem anhaltenden Prozess der Strukturierung und Institutionalisierung ist die nicht ganz widerspruchsfreie

→ 4.3.2

Praxis bezeichnend für aktuelle Trends moderner Stadtpolitik. Sie macht durch ihren Parkour-Blick nicht nur ein Mehr an Bewegungsmöglichkeiten, sondern auch die im Weg stehenden Hindernisse, Spannungen und Paradoxien aufkommender sozialer und räumlicher Formen der (Re-)Strukturierung sichtbar (vgl. De Martini Ugolotti & Silk 2018: 765). Während frühe akademische Studien zu Parkour die Praxis hauptsächlich mit einem Fokus auf den subversiven Widerstand gegenüber repressiven städtischen Räumen und Strukturen rahmten (vgl. O'Grady 2012: 147), widmen sich gegenwärtige Auseinandersetzungen (wie auch die hier vorliegende Forschung) zunehmend ihrem Potenzial als produktive Form der urbanen Auseinandersetzung mit „kreativen“, „smarten“, „partizipativen“ oder eben „aktiven“ Szenarios urbaner Stadtentwicklungspolitik. Wenn wir Parkour im Sinne von De Martini Ugolotti und Silk (2018: 765) als „counter-conduct“ ins Visier nehmen, so ist der Aspekt der – wie sich zeigen wird – eher weniger als mehr politisch motivierten Anfechtung hierarchisch organisierter und kontrollierter öffentlicher Räume jedoch nicht zu vernachlässigen, denn: „In particular, city dwellers' tactical re-appropriation of what were originally military techniques and spaces, as means to navigate, negotiate and (temporarily) displace current forms of urban organisation and surveillance, are of importance for our understandings of urban spaces and processes“ (ebd. 766).

→ 4.4.5

## 2.4.2 Die Samstagsgruppe & die Samstagsroute

**Samstag, 27. April 2019, 12:30 Uhr.**

**Textnachricht von Jan:**

„Treffen mich mit ein paar Freunden um 13 Uhr am Stephansplatz beim Denkmal und starten von dort aus.“

„Ich sitze noch in Jogginghose auf der Couch als ich diese Nachricht lese. ‚Das ist nun doch sehr kurzfristig. Aber gut, so eine Chance kann ich mir wohl nicht entgehen lassen‘, denke ich mir und bemühe mich, schnell in die Gänge zu kommen. Ich ziehe mir Sporthose- und Shirt sowie einen Hoodie über; die wichtigsten Sachen – einen Ausweis, etwas Bargeld, der Haustürschlüssel, das Handy und ein kleines rotes Notizbuch – werden in einer Bauchtasche verstaut; los geht's.“

[...]

Etwas verspätet komme ich beim Kriegerdenkmal am Dammtor an. Ich bin erleichtert, als ich Jan schon aus der Ferne erkenne. Sonst kenne ich ja noch niemanden aus der Gruppe. Er erkennt mich, begrüßt mich sogleich und stellt mir seinen Freund Alexander vor. Mein Blick fällt, etwas irritiert, auf weitere drei Männer, die abwechselnd über eine vorversetzte schmale Mauer – scheinbar Bestandteil des Denkmals – hopsen.

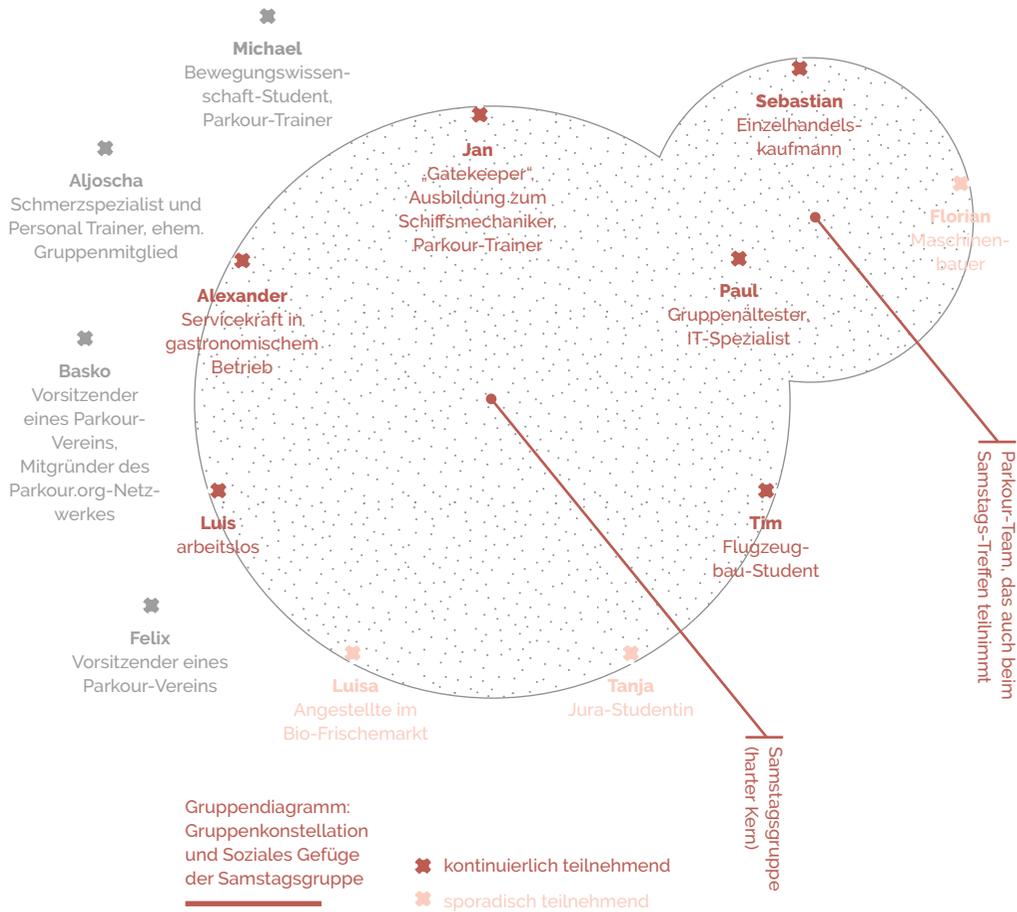
[...]

Während ich mit Jan und Alexander ein paar Stufen und Vorsprünge hinter dem Denkmal nahe einer Mauer zwischen Rad- bzw. Fußgängerweg und Wiese begutachte, ziehen die anderen drei schon zum nächsten Spot weiter. Ich schaue ihnen hinterher, als Jan erklärt, dass dies der Startpunkt der Samstagnachmittags-Route ist.“

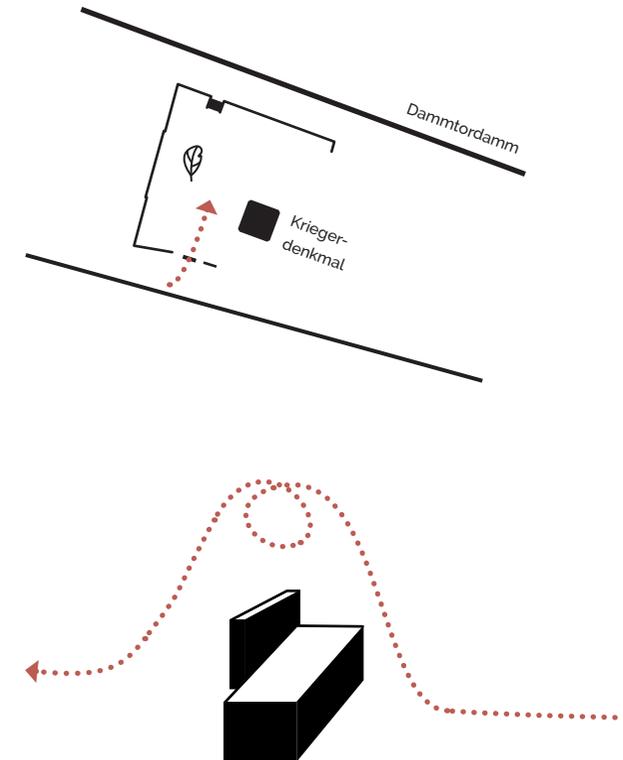
(Feldforschungstagebuch 27. April 2019)

Die hier beschriebene Situation gibt Einblick in die ersten Momente des Feldeinstieges. Neben einer fundierten Literaturrecherche kann der Zugang zum (in diesem Fall mobilen) Feld allerdings nur gelingen, wenn im wahrsten Sinne des Wortes auf dieses *zugegangen* wird. „Wer eine bestimmte Szene untersuchen möchte [...]“, so Francis Müller (2018: 60), geht „[...] am besten einfach einmal an die Orte, wo diese verkehrt.“ Doch wie ist vorzugehen, wenn wenig oder nichts über die Örtlichkeiten, an denen sich die Parkour-Szene aufhält, bekannt ist? Dasselbe gilt indes auch für die Zeitlichkeit ihrer Treffen. Selbst wenn es möglich wäre, sich über virtuelle Orte (wie Facebook-Gruppen oder die interaktive digitale Spotmap des Netzwerkes Parkour.Org) den territo-

rialen Orten zu nähern, so ist man ohne bereits bestehende Kontakte zum Feld dennoch auf sich allein gestellt. Die Eigenheit des gewählten Feldes – die besondere Raumzeit, beziehungsweise „spacetime“ (Munn 1996) des Phänomens Parkour – verlangt somit in den direkten physischen Kontakt mit den *Traceuren* zu treten und „[...] bei der richtigen Person Vertrauen aufzubauen, die als Gatekeeper fungiert“ (ebd. 61). Einer Verkettung von Zufällen und einer Portion Eigeninitiative ist es zu verdanken, dass ich in Jan eine Schlüsselperson finde, die mich zu der zu untersuchenden Gruppe führt. Als Parkour-Trainer und frei praktizierender Traceur, der meiner ersten Auskunft nach „weiß, wo man hingehht“ (Feldforschungstagebuch, 08. April 2019), agiert er an einer Schnittstelle, die, wie sich zeigen soll, im Verlauf der Forschung zunehmend Wichtigkeit erlangt. Denn mit dem Forschungsfortschritt ändert, oder besser: erweitert sich der beobachtete Ausschnitt der Wirklichkeit.



1 Film Stills #1: Traceur Jan beim Spot „Treffpunkt / Kriegerdenkmal“, Instagram-Aufnahme



→ 2.1

Die anfängliche *Teilnehmende Beobachtung ohne vorbereiteten Zugang* (vgl. Müller 2018: 61) entwickelt sich erst mit der Zeit und mit Hilfe der besonders unterstützenden Methode des „go-along“ zur *Dichten Teilnahme* am sozialen Geschehen. Die Gruppe, die dabei im Fokus steht, wird vom gruppenältesten *Traceur* als „[...] ziemlich heterogen, was den Hintergrund und auch das Können betrifft“ (Int. P 2019: 2) beschrieben. Ein *Traceur*, der einst vor zehn Jahren Teil dieser Gruppe war betont, dass sie immer schon „sehr unterschiedliche Leute angezogen“ (Int. AL 2019: 19) hat, wodurch sich der Kontakt mit den einzelnen Charakteren als sehr „abwechslungsreich“ (ebd.) gestaltet. Er hat sie als „sehr Männer-lastig“ (ebd. 18) in Erinnerung, was sich wohl bis heute nicht großartig verändert hat. Von den circa zehn Personen, die den harten Kern der Gruppe bilden und regelmäßig an den Treffen teilnehmen, sind nur zwei weiblich. Parkour habe, seiner Auskunft nach, vor allem anfangs, als es noch als „ein bisschen verschroben“ (ebd. 19) galt, „sehr originelle Menschen“ (ebd. 11), die „ein bisschen spezieller denken“ (ebd.) zusammengebracht.

*„Ich meine, wer macht sowas schon, ne? Das ist ja ein bisschen merkwürdig auch. Und das hat schon eine spezielle Art Mensch angezogen.“*  
(Int. AL 2019: 19)

Die Gruppe zeichnet sich, trotz aller Verschiedenheit der einzelnen Praktizierenden, durch einen besonderen Zusammenhalt aus. Denn die gemeinsame Aktion macht die individuellen *Traceure* zu Gleichgesinnten: „Das ist so ein unsichtbares Band irgendwie. Das ist vermutlich das Interesse an der Tätigkeit“ (Int. P 2019: 2), welches sie miteinander *verbindet*, schlussfolgert Paul im Interview. Schließlich teilen sich die Gruppenmitglieder in ihrer intimen Nähe zueinander denselben (Aktions-)Raum, innerhalb dessen jede einzelne Person ihren *Platz* einnimmt. Auch bewegen sie sich meist in der Großgruppe. Wenn sich aus dieser im Falle unterschiedlicher Bewegungsrhythmen eine schnellere und eine langsamere Kleingruppe formiert, wird stets darauf geachtet, dass der Anschluss nicht komplett verloren geht. Indem sich die Aktionsradien mehrerer Gruppen (selten aber mehr als zwei) entlang der Route überlappen, bleiben sie stets in Reichweite zueinander. Eine junge Frau, die sich selbst als Anfängerin bezeichnet, beschreibt dies als „[...] richtig coole Erfahrung, in der die Gruppe dann auch zusammenhält und niemand hängen bleibt“ (Feldforschungstagebuch, 18. Mai 2019). Insofern bestätigt sich Edward T. Halls (1966: 287) These: „Sozialorganisa-

→ 4.2

tion ist ein Faktor innerhalb der Individualdistanz.“ In seiner Betrachtung des Menschen als „selbst-domestiziertes Tier“ (ebd. 384) stellt er fest: „Gesellige Tiere müssen miteinander in Berührung bleiben. [...] Gruppendifferenz ist nicht einfach die Distanz, bei welcher das Tier den Kontakt mit seiner Gruppe verliert – d. h. die Distanz, bei welcher es die Gruppe nicht mehr sieht, hört oder riecht –, sondern es handelt sich hier vielmehr um eine physische Distanz; sobald das Tier ihre Grenzen überschreitet, beginnt es sich ängstlich zu fühlen. Wir können sie uns vorstellen als ein verborgenes Band, das die Gruppe *umfaßt*.“

Der starke sozial-räumliche Zusammenhalt, der über die gruppenspezifische bewegende Tätigkeit der *Traceure* hergestellt wird, bedeutet jedoch nicht, dass es sich um ein geschlossenes (soziales) System handelt. Vielmehr gleicht die Parkour-Gemeinschaft einer aufgeschlossenen „community of practice“, die von O’Grady (2012) mit Bezug auf Wenger (1998) folgendermaßen beschrieben wird: „A community of practice is a group of individuals who share a common interest and who have a desire to learn from and contribute to the community which they are part [...]“ (O’Grady 2012: 151).

Wie ich selbst, so schließen sich zeitweise Interessierte der Gruppe an, die jedoch, wie Paul (Int. 2019: 6) erzählt, „sagen sie kommen wieder, tun das aber nicht.“ Auch wenn einzelne Mitglieder der Samstagsgruppe sehr regelmäßig am Training teilnehmen und somit zur Kontinuität des wöchentlich sich wiederholenden Treffens beitragen, so verspürt Aljoscha einen „relativ hohen Wechsel“ (Int. AL 2019: 19). Es habe sich gezeigt, „[...] dass die Leute ein paar Jahre dabeibleiben und dann steigen sie aus“ (ebd.). Er macht die besonders „familiäre Art“ (Int. AL 2019: 19), die von den *Traceuren* gelebt wird, dafür verantwortlich, dass sich einzelne Personen schon sehr lange zur Gruppe dazugehörig fühlen: „Also die Leute, die da länger waren, das waren häufig auch ein bisschen so die Leute, die anderswo nicht so gut Anschluss gefunden haben. Das hat damit dann ganz gut funktioniert.“ (Int. AL 2019: 22)

Dass die bewegende Betätigung im Rahmen des samstäglichem Treffens für viele „eine Form des Ausgleichs“ (Int. P 2019: 2) darzustellen scheint, bestätigt sich im informellen Gespräch mit einer jungen Frau. Neben der physischen Verausgabung, so macht sich die Vermutung breit, dient die (soziale) Bewegungspraxis auch als Ausfluchtstrategie aus dem Alltag.

„Beim Spot angekommen entwickelt sich ein interessantes Gespräch mit Luisa, nachdem ich von ihr ermahnt werde nicht zu telefonieren, als ich eine Sprachnachricht am Handy abhören will. Es sei ja Samstag, da könne man auf das ständige am-Handy-Hängen auch mal verzichten: ‚Samstag ist einfach Samstag, heißt Samstags-Training‘, sagt sie. Das ist scheinbar so eine Art ungeschriebenes Gesetz der Gruppe, denn sie hat Recht – ich habe bisher noch kein Gruppenmitglied beim Telefonieren beobachtet. Die Smartphones werden nur dann gezückt, wenn es darum geht, einzelne Sprünge auf Video festzuhalten, um sie anschließend auf Instagram zu posten.

[...]

Ohne, dass ich eine Frage gestellt habe, fährt sie fort: ‚Wir sind asozial, aber lustig asozial. Und das hebt man sich gefühlt so fürs Wochenende auf. Wir machen sehr viele Scherze mit anderen fremden Leuten, die wir gar nicht kennen und so was. Das meine ich mit: Es ist Samstag. Zum Beispiel auch, dass wir nicht ganz so legale Sachen machen manchmal.‘ Als ich nachhake, was genau sie damit meint, erzählt sie mir ohne Zögern: ‚Wir gehen manchmal auf Gebäude oder in Gebäude rein, was eigentlich verboten ist.‘

[...]

Schließlich kommt sie zurück zum Ausgangsthema und verbessert sich: ‚wir sind sozial-*asozial*‘. Sie mache sonst eher selten unhöfliche Kommentare, die auf Kosten anderer gehen: ‚sonst mach ich das generell nicht, nur samstags.‘ Sie spricht für die ganze Gruppe, wenn sie sagt, dass ‚wir alle uns das fürs Wochenende aufsparen.‘ Dann fährt sie fort: ‚Bei der Arbeit kann man ja sowas nicht bringen.‘ Es folgt eine Erzählung darüber, dass sie sehr unzufrieden über ihre neue Arbeitsstelle im Bio-Frischmarkt sei, denn dort müsse sie sich mit der Respektlosigkeit ihrer Vorgesetzten herumschlagen: ‚Ich habe irgendwie nicht die Kraft mich dagegen zur Wehr zu setzen. Jetzt hier im Freundeskreis ist es okay, wenn ich mal irgendwie Konter gebe. Aber auf der Arbeit geht das nicht. Dann steck ich das alles ein. Und dann hat man nach der Arbeit immer so einen Hals.‘“

(Feldforschungstagebuch 27. April 2019)

→ 3.2.1.1

Diesem Auszug aus dem Feldtagebuch zufolge dient die Parkour-Community dem sozialen Rückhalt und bestärkt darüber hinaus jedes einzelne Individuum darin, nicht nur physische, sondern auch immaterielle Hürden – meist persönliche Herausforderungen im Alltagsleben – zu meistern (drei Wochen später hatte Luisa ihren Job gekündigt und sich auf die Suche nach Weiterbildungsmöglichkeiten begeben).

Die beobachtete Gruppendynamik, innerhalb derer Singularität und Kollektivität zu einer Art heterogenen Kollektivität (vgl. Guss 2011: 74) verschmelzen, wird von Guss (ebd.) auf die Produktion eines Gemeinguts zurückgeführt. Darunter versteht er sowohl den mitein-

ander geteilten öffentlichen Raum, als auch das gemeinsame künstlerisch-kreative Bestreben, das der Philosophie von Parkour innewohnt: „The traceurs‘ creative movements claim a new common, as a form of spatial appropriation and as a collectively developed art-form. Their collective creation of this common creates a group identity that allows for each group member to retain their individuality [...].“

Schließlich wird nicht nur die Samstagsgruppe als soziale Einheit – oder im Sinne der vorausgehenden Gedanken als heterogenes Kollektiv –, sondern auch die Samstagsroute, entlang derer sie sich bewegt, erschlossen. Die „Hamburger Dammtorrouuten-Spots“ (Int. J 2019: 13), wie sie von einem *Traceur* im Interview bezeichnet werden, sind das Ergebnis der kollektiven Aneignung des Gemeingutes „öffentlicher Raum“ und stellen in Form von Freiheits- und Bewegungsräumen eine „Kompression an Möglichkeiten“ (ebd.) dar. Nicht zuletzt aufgrund ihrer Größe, im Vergleich zu „Minispots“ (Int. AL 2019: 21), bieten sie gerade für mehrere *Traceure*, die gemeinsam trainieren wollen, genug Raum: „[...] die Dammtor-Spots sind halt wirklich die größten Spots, die es in Hamburg gibt“ (ebd. 14). Das ist auch nach Meinung von Aljoscha (Int. 2019: 21) der Grund für den spezifischen Verlauf der Route, „[...] weil die Spots da alle etwas hergeben, sodass da eben viele Leute rumturnen können.“ Diese Route, entlang derer man „viele Spots sozusagen in eine Reihe legen“ (ebd. 2) kann, beginnt, wie aus eingangs beschriebener Szene hervorgeht, zwischen dem „76er-Kriegerdenkmal, Richard Kuühl, 1926“ und dem danebenstehenden „Mahnmal gegen den Krieg, Alfred Hrdlicka, 1985/86“. Weiter verläuft sie beginnend beim Rondell am südlichen Wallgraben nahe dem Stephansplatz beziehungsweise nahe dem südlichen Eingang des Botanischen Gartens über den Messengang am Japanischen Garten vorbei und durch Pflanzen und Blumen – „durch die Natur“ (Int. AL 2019: 2) – hindurch, bis zum nördlichen Ende des Gartens. Von dort aus geht es am Großneumarkt vorbei Richtung St. Michaelis Kirche, wo für gewöhnlich eine längere Pause eingelegt wird. Dann wird die Neustadt durchquert und über die Niederbaumbrücke die Hafencity erschlossen. Endpunkt ist (bei gutem Wetter) ein Spot nahe den Magellan-Terrassen.

Im *Durchlauf* dieser Abfolge wird meist ein gleichbleibendes Tempo gehalten, sodass man „die Uhr danach stellen“ (Int. AL 2019: 22) kann, wann welcher Ort besucht wird. Diese spezifische Raum-Zeit, die sich im mobilen räumlichen Feld der *Traceure* manifestiert, hat sich über

→ 3.2.1.3

→ 4.4.2

die Jahre hinweg hartnäckig gehalten, wie die folgende Aussage eines ehemaligen Gruppenmitgliedes bestätigt:

*„Ja, es ist zehn Jahre her oder länger noch, dass ich das erste Mal dabei war. Es ist doch samstags dreizehn Uhr, nicht?“  
(Int. AL 2019: 3)*

Die „Samstagstour“ (Feldforschungstagebuch, 18. Mai 2019) wird also zu einer zeitlichen und räumlichen Routineerfahrung, denn auf der viel begangenen Strecke kennen die meisten *Traceure* der Gruppe bereits „jeden Stock und Stein auswendig“ (Int. BF 2019: 8). Die Entscheidung über Zeit und Örtlichkeit der Route entspringt, wie ein *Traceur* verrät, einer pragmatischen Überlegung: „Wenn wir woanders anfangen, sind wir nur noch halb so viele“ (Feldforschungstagebuch, 18. Mai 2019). Die junge Parkour-Anfängerin erklärt:

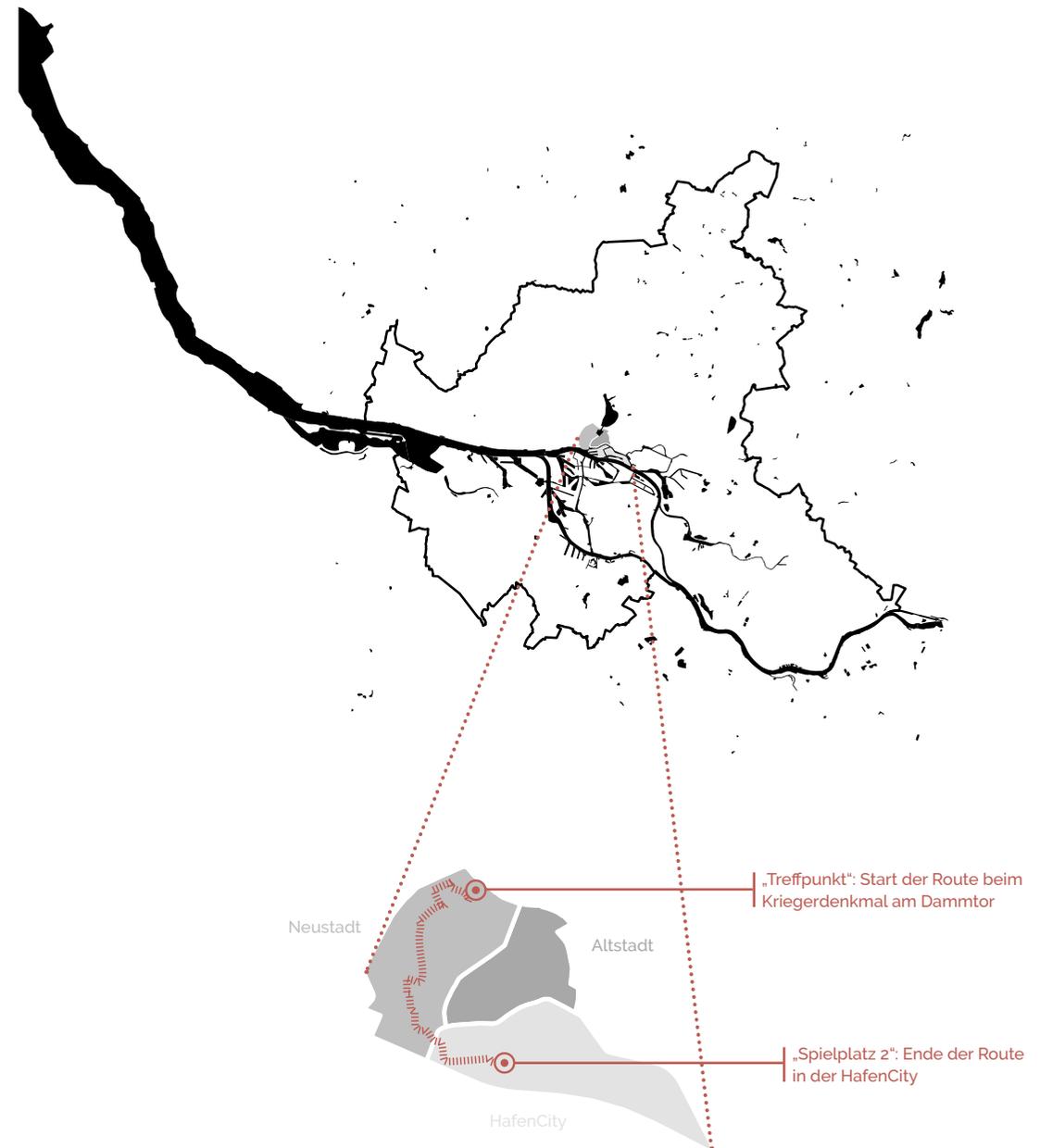
*„Ja, also es fängt immer so an: am Stephansplatz immer so gegen 13 Uhr. Der Richtwert ist, dass wir beim Michel so circa gegen 16 Uhr oder 16Uhr30 sind. Oder dort beim Edeka, wenn schlechtes Wetter ist. Da spielen wir dann Karten, wir zocken dann da. Dann kommen meistens weniger, denn es ist ja kein Training in dem Sinne, aber es ist auch immer ganz witzig. Dann hat man wenigstens eine kleine Spielgruppe, mit der man was machen kann.“  
(Feldforschungstagebuch, 18. Mai 2019)*

Der routinierte Bewegungsrhythmus lässt zudem die Flexibilität zu, je nach Wunsch zu einem späteren Zeitpunkt an einem anderen Ort der Route dazuzustoßen. Mit diesem Insider-Wissen komme ich selbst manchmal erst verspätet zur Gruppe dazu:

**Samstag, 18. Mai 2019, 14:00 Uhr.**

Textnachricht von Jan:

*„Bin jetzt durch und auf dem Weg. Bin schon bei Planen un Blumen. Wo seid ihr ungefähr?“  
Als ich ihm antworte, dass ich selbst noch nicht vor Ort bin, antwortet er: „Hab sie gefunden. Sind bei dem Rondell am See. Freue mich, dass du kommst.“  
(Feldforschungstagebuch, 18. Mai 2019)*



Verlauf der Samstagroute

# Die Samstagsroute

○ Fortlaufend nummerierte Spots

- 1 Treffpunkt
- 2 Rondell
- 3 Am Stein
- 4 Durchgang
- 5 Spielplatz
- 6 Brücke runter
- 7 Noras Baum
- 8 Schwarze Mauer
- \* Temporäres Baugerüst
- 9 Michel
- 10 Wiese
- 11 Baumwoll
- 12 Rote Mauer
- 13 Elbphilharmonie
- 14 Prezi Spot
- 15 Links rein
- 16 Hägen Dasz
- 17 The View
- 18 Spielplatz 2

- Sport-, Freizeit- und Erholungsflächen
- Plätze
- öffentliche Gebäude

Die hier markierten Spots und deren Namen basieren auf einer selbst erstellten Karte eines *Traceurs*



## Die Samstagsroute

📍 Fortlaufend nummerierte Spots

- 🟡 Flächen besonderer funktionaler Prägung
- 🟠 Flächen gemischter Nutzung
- 🟣 Industrie und Gewerbe



Die Samstagsroute erstreckt sich entlang mehrerer Flächen besonderer funktionaler Prägung. Dazu gehören zum Beispiel die Flächen des Landesgerichts, der Sankt Michaelis Kirche oder der Elbphilharmonie.

# Die Samstagsroute

📍 Fortlaufend nummerierte Spots



Die Karte zeigt natürliche und bauliche Begrenzungen im Außenraum: Bäume, Böschungen, Hecken, Zäune, Abgrenzungen befestigter Verkehrsflächen, Mauern und besondere Bauwerke (Treppenaufgänge, Terrassen etc.)

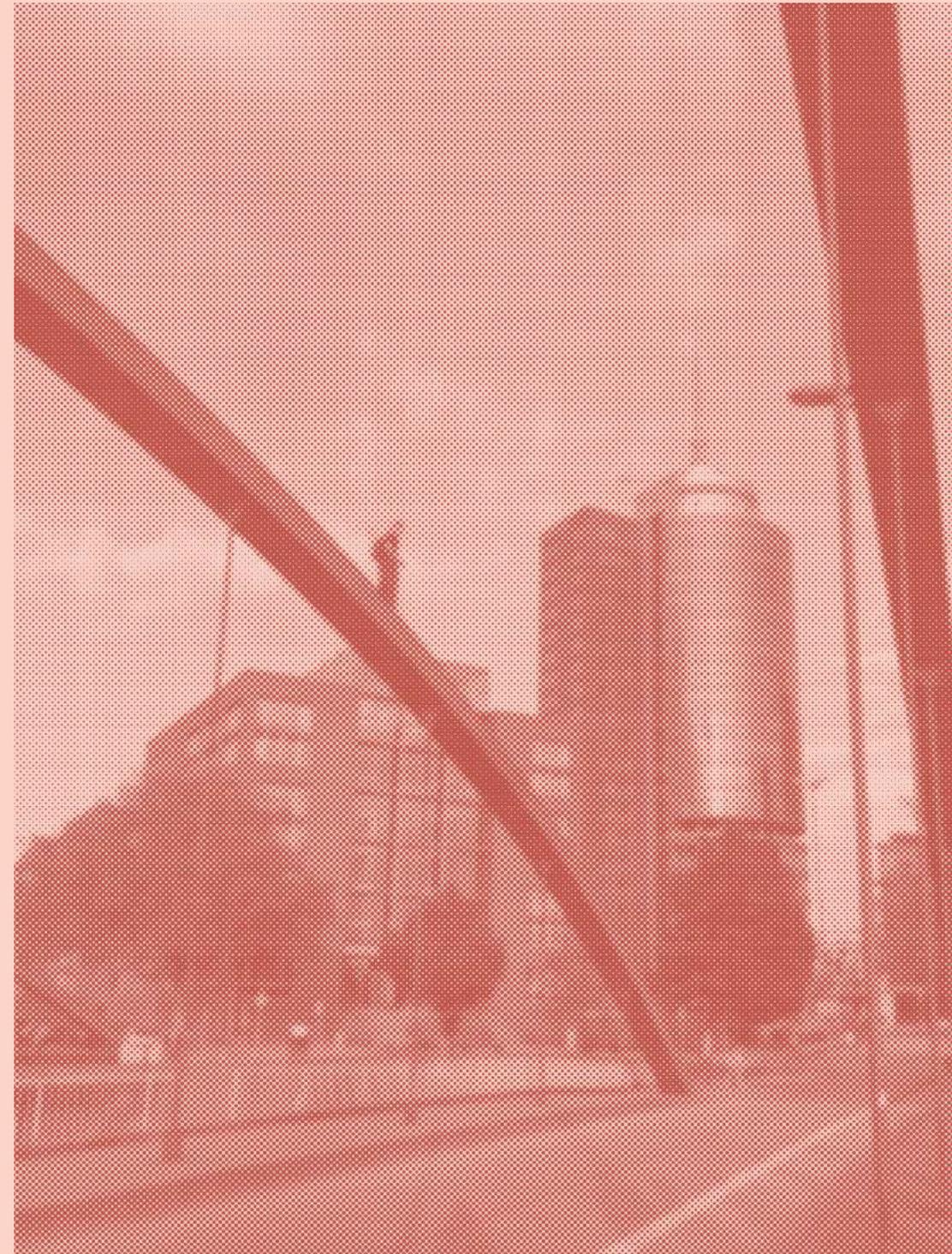
## Exkurs 1: Zwischen Steigerungslogiken und dem Wunsch nach dem guten Leben

Moderne, kapitalistische Gesellschaften, so der Soziologe Hartmut Rosa, sind durch eine *Beschleunigung* in Form umfassender Steigerungs- und Dynamisierungsprozesse charakterisiert. Sie dehnen sich aus, wachsen und innovieren, produzieren und konsumieren, vermehren Optionen und Anschlussachsen (vgl. Rosa 2016: 14). In diesen Prozessen liegt eine Änderung im menschlichen Weltverhältnis begründet. Dies bedeutet, „[...] dass sich unsere Beziehung zum Raum und zur Zeit, zu den Menschen und zu den Dingen, mit denen wir umgehen, und schließlich zu uns selbst, zu unserem Körper und unseren psychischen Dispositionen, fundamental verändert“ (ebd.). Problematisch wird diese Tendenz vor allem dann, wenn sie in einen ziellosen und unaufhaltbaren Steigerungszwang mündet, der seinerseits problematische (Um-)Weltbeziehungen der Gesellschaft und ihrer Subjekte mit sich bringt. Es ist mir ein Anliegen, diesen Gedanken den nachfolgenden Kapiteln voranzustellen.

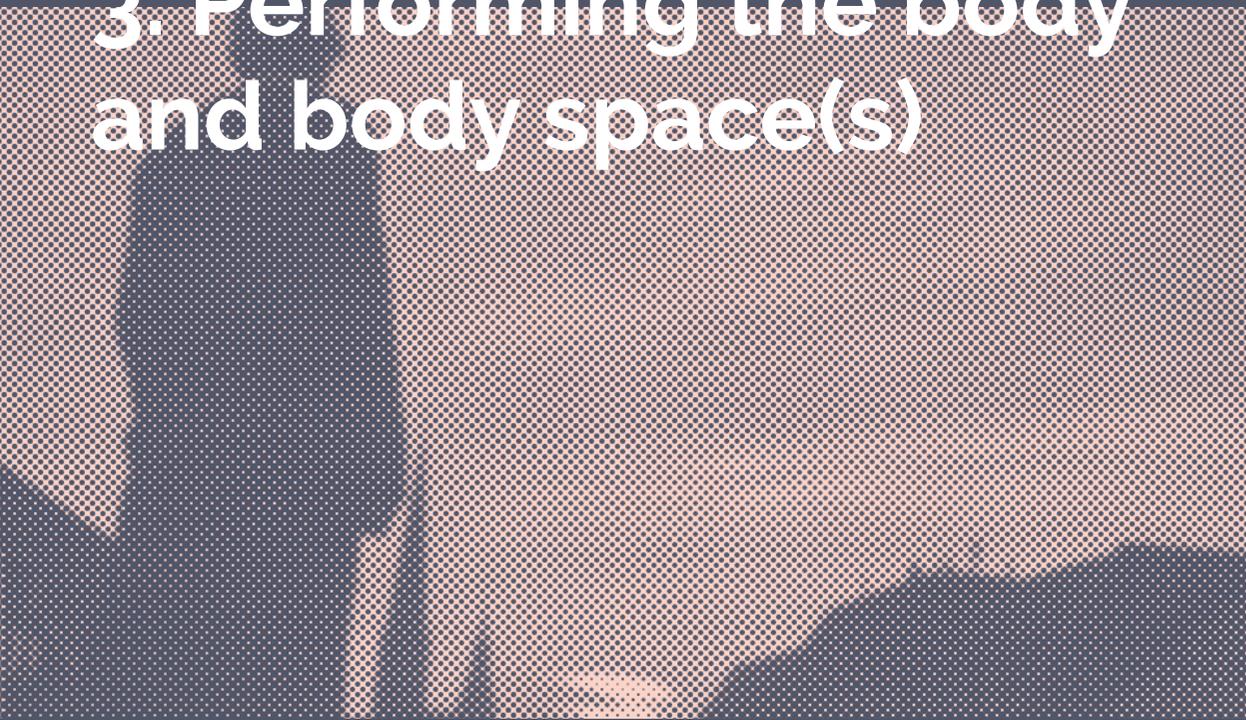
Unsere zeitgenössische Gesellschaft scheint *sicht-* und *spürbar* von Steigerungs- und Optimierungslogiken durchdrungen zu sein, sodass mediale Berichterstattungen über die Demokratiekrise, Psychokrise, Ökokrise, Wohnungskrise oder auch die Krise des öffentlichen Raumes (vgl. Wildner & Berger 2018) – um nur einzelne vieler Krisentendenzen exemplarisch zu nennen – mittlerweile zum Alltag gehören. Diese populär gewordenen und zugleich alarmierenden Schlagwörter stehen nicht nur sinnbildlich für ein

gestörtes Verhältnis der Menschen zu ihrer nichtmenschlichen Umwelt, ihrer Sozialwelt, oder ihrem subjektiven Selbstverständnis (vgl. Rosa 2016: 14), sie durchdringen neben dem virtuellen Raum ebenso den erfahrenen und gelebten Raum. Als „Störungen“ (vgl. ebd.) sind sie auf physischer, sozialer und psychischer Ebene erlebbar und somit allgegenwärtig. So spüren wir am eigenen Leib, was es bedeutet, wenn die relationalen Beziehungen der raum- und zeitprägenden AkteurInnen und Aktanten, oder um bei Rosas Formulierung zu bleiben: „die Resonanzachsen zwischen Selbst und Welt“ (ebd. 26) nicht intakt sind. Wie sich zeigen wird, nimmt vor allem der Körper als Austragungsort und Projektionsfläche solch wirkmächtiger Beziehungsgeflechte eine wichtige Funktion ein.

*Traceur* Florain auf der Niederbaumbrücke in der Hafencity, eigenes Foto



# 3. Performing the body and body space(s)



## 3.1 Der Körper(-Raum) kommt ins Spiel

In der vergangenen meist kulturalanthropologischen und soziologischen Beschäftigung mit dem Körper wurde dieser häufig als Schablone für die Sichtbarmachung räumlicher und sozialer Beziehungen herangezogen. In seiner physischen Form weist er klare Konturen auf und bietet im übertragenen Sinn eine ideale Vorlage für die gebündelte Betrachtung kultureller und sozialräumlicher Verhältnisse (vgl. Low 2003: 12). Marcel Mauss (1950) beispielsweise argumentiert, dass sich in den sogenannten „Körpertechniken“ die kulturelle Kunst des *in der Welt Seins* vereint. Damit gibt er den Anstoß für eine neue (interdiszi-

Traceur Alexander,  
online-Repräsentation

plinäre) und integrierte Betrachtungsweise der mehrdimensionalen menschlichen Realität, denn in den Körpertechniken gehen biologische, psychologische und soziale Momente miteinander einher. Dass diese kulturell geprägten Techniken zur Disziplinierung des eigenen Körpers, aber auch zum Ausagieren von verkörperter Wirkungsmacht genutzt werden können, zeigt das Anwendungsbeispiel Parkour: „The training of parkour functions as meticulous work of power on the body. Traceurs employ techniques to master the body and enact agency” (Lamb 2014: 15).

Die amerikanische Anthropologin und Stadtforscherin SETHA M. Low, in deren Forschung umweltpsychologischen Aspekten in Bezug auf den öffentlichen Raum ein hoher Stellenwert zukommt, nimmt darauf Bezug und betont: „The body is at the same time the original tool with which humans shape their world and the substance out of which the world is shaped” (Low 2003: 12).

Pierre Bourdieu (1979) erweitert die Idee von Mauss, indem er in seinem *Entwurf einer Theorie der Praxis* darauf hinweist, dass sich kulturelle Besonderheiten genauso wie soziale Strukturen und Werte in den Körper einschreiben. Der *Habitus* stellt dabei ein Ensemble von „Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata“ (Bourdieu 1987: 101) dar, das als System beständiger Dispositionen nicht nur äußere Einflüsse beziehungsweise objektive Strukturen aufnimmt, sondern seinerseits wiederum strukturierend auf Exterioritäten wirkt. Dies gelingt ihm mit Hilfe der (sozialen) Praxis, die (soziale) Realitäten herstellt (vgl. Bourdieu 1979: 147).

Stellen wir einen Bezug zur empirischen Forschung dieser Arbeit her, so stellt sich heraus, dass die *Traceure* eine besondere Sensibilität für diesen Prozess der Einschreibung sowie Veräußerung von Strukturen aufweisen. Zum Beispiel beobachtet ein Interviewpartner aufmerksam, wie sich eine gewisse *Haltung* in der Körperpraxis ausdrückt: „Man geht beispielsweise ganz anders, wenn man körperlich fit und aktiv ist“ (Int. P 2019: 5). Die „Art und Weise, wie du gehst, wenn du dich viel bewegst“ (ebd.), führt er auf eine selbstbewusste und vertrauensvolle Einstellung zum eigenen Körper und zur urbanen Lebenswelt zurück.

→ 3.2.1.1

Im *Habitus* manifestiert sich demnach das spezifisch ausgeprägte Selbst-, Umwelt- und Gesundheitsbewusstsein einer Gesellschaft – oder vielmehr einer bestimmten Gesellschaftsschicht? Denn, folgt man Bourdieus (1991) Argumentation, so sind klassenspezifische strukturelle Faktoren, wie beispielsweise das Einkommen (wenn wir den

angeeigneten physischen Raum aber auch den Wohnort betrachten) ausschlaggebend für die Realisierung eines bestimmten Lebensstils. In diesem Zusammenhang interessant sind insbesondere die Bedingungen der Ermöglichung einer als „aktiv“ deklarierten Lebensweise.

→ 1.1

Dass das Spannungsfeld sozialräumlicher (Un-)Gleichheiten aber oft nur schwer zu durchschauen ist, verdeutlicht sich im Kommentar des weiter vorne zitierten *Traceurs*: „[...] wenn ich viele dicke Kinder sehe, weiß ich immer nicht – können die nicht, wollen die nicht, dürfen die nicht, oder ermöglicht man es ihnen nicht“ (Int. P 2019: 5)?

Halten wir also fest, dass über die habitualisierte Inkorporierung sozio-ökonomischer Verhältnisse den einzelnen Individuen unserer Stadtgesellschaft eine bestimmte *Position*, beziehungsweise ein *Platz* innerhalb des (gesellschaftlich strukturierten) Raumes zugeschrieben wird. Der soziale Status und die *Klassenlage* verkörpern sich somit im Alltagsleben und bedingen den individuellen Körper an sich. Auch Lefèbvre (1991: 182) stellt in diesem Zusammenhang fest: „A specific social status – assuming always a stable situation, and hence determination by and in a *state* – implies a role and a function: an individual and a public identity. It also implies a location, a place in society, a position.“

Mit einem stärkeren Fokus auf Körpersymboliken theoretisiert Mary Douglas (1971) den physischen und sozialen Körper als Medium der Kommunikation, der einen direkten Zusammenhang zwischen sozialen Strukturen und räumlichen (An-)Ordnungen voraussetzt: „The body communicates information for and from the social system in which it is a part“ (ebd. 387). Dabei kommen neben dem gesprochenen Wort ebenso den Körperhaltungen, Mimiken und Gesten Bedeutung und *Aussagegehalt* zu. Demnach müsse der Körper verstanden werden als: „a medium of its own right, distinct from the words issuing from the mouth. Speech has been over-emphasised as the privileged means of human communication, and the body neglected. It is time to rectify this neglect and to become aware of the body as the physical channel of meaning“ (ebd. 388). Low (2003: 10) fügt diesem Gedanken eine weitere Komponente hinzu, indem sie die hier deutlich gemachte Symbolfunktion des Körpers um seine praktische (räumliche) Logik im Generieren von Bedeutungskonstruktionen erweitert: „Because social practice activates social meanings, they are not fixed in space, but are invoked by actors, men and women, who bring their own discursive knowledge and strategic intentions to the interpretation of spatial meanings.“

→ 2.1

→ 4.3.3

Die beiden genannten Ansätze, die den Körper einerseits als Lokus des strukturierten und strukturierenden Habitus und andererseits als bedeutungsgeladenes sowie Bedeutung konstruierendes Medium der Kommunikation fassen, zeichnen ein dynamisches und verhandelbares Bild von Körper und Raum. Doch, wie Bourdieu bereits andeutet, können sich Körper(-Konstruktionen) genauso wie ihre Räume in machtvollen und nur schwer aufzubrechenden Strukturen verfestigen. Beispielsweise kann die besonders hartnäckige Interpretation des vergeschlechtlichten Körpers metaphorisch auf die sozialräumliche Strukturierung innerhalb eines Hauses oder sogar auf ganze Nachbarschaften übertragen werden und somit reale Konsequenzen zur Folge haben. Dies zeigen Pierre Bourdieus (1973) Untersuchung des kabyrischen Hauses und Dolores Haydens (1980) kritische Auseinandersetzung mit implizit gegenderten Designprinzipien, die der Gestaltung amerikanischer Vorstädte unterliegen.

→ 2.2

### 3.2 Der multiple Körper

„*The body serves both as point of departure and as destination.*“  
(Lefèbvre 1991: 194)

Während sich die bisher genannten Konzeptionen dem Körper vorwiegend in seiner physischen und sozialen Beschaffenheit zuwenden, gewinnen in einer umfassenden Betrachtung weitere Dimensionen an Bedeutung. Beispielsweise deuten Scheper-Hughes und Lock (1987: 6) auf eine dritte Perspektive hin: den Körper als „body politic, an artifact of social and political control“. O’Neil (1985) spricht sogar von „five bodies“ (inklusive „consumer body“ und „medical body“ der modernen Gesellschaft).

Aufgrund dieser vielfältigen Körperdimensionen schlussfolgert Low (2003: 11): „the body is best conceived as a multiplicity“. Hinsichtlich der weiter vorne aufgeführten Ansätze von Mauss, Bourdieu und Douglas stellt sie fest: „These ethnographies of body spaces do not theorize the body, per se, but utilize it as a spatial metaphor and representational space“. Anstatt weiterhin auf Körpersymboliken zu beharren oder Körper sogar als „empty container without consciousness or intention“ (ebd. 12) zu behandeln, befürwortet sie ein kritisches Verständnis des Körpers als „[...] physical and biological entity, lived experience, and a centre of agency, a location for speaking and acting on the world“ (ebd. 10). Dies widerspricht einer Konzeption des Körpers

als passiv-objektiver Gegenstand und betont dafür umso mehr seine Bedeutung als gelebte subjektive Handlungsmacht, die über repräsentationalen Charakter verfügt.

Es drängt sich schließlich die Frage auf, wie sich in diesem Zusammenhang der Körper des *Traceurs* (re-)präsentiert. Wie lässt er sich begreifen und in die Vielschichtigkeit der genannten Körperdimensionen eingliedern? Obgleich er selbst eine Vielzahl an Merkmalen aufweist, soll er der Anschaulichkeit halber – und um ihn der Konzeption „aktiver“ StadtbürgerInnen gegenüberstellen zu können – als „spielerischer Körper“ gefasst werden. Denn, wie ein *Traceur* im Interview betont: „[...] was gibt es Natürlicheres, als den Körper dafür zu benutzen, wofür er da ist? Einfach sich zu bewegen“ (Int. P 2019: 4).

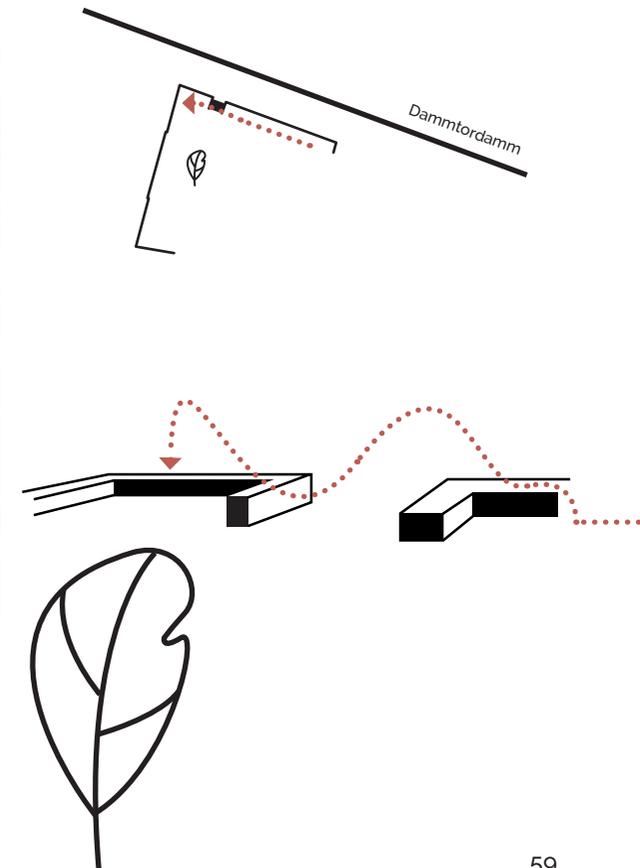
### 3.2.1 Der „spielerische“ Körper des *Traceurs*

In theoretischen Auseinandersetzungen mit Parkour wurden bereits Bemühungen unternommen, den „parkour body“ (Saville 2008: 893) auf verschiedenste Weise zu konzeptualisieren. Saville beispielsweise versteht diesen als „an unfinished, ever-learning, emotional body“ (ebd.). Julie Angel (2011: 124) geht generell von einem „dynamic body in motion“ aus, der über seine aktiv-spielerische Beteiligung an und in der Stadtumwelt Orte der „no experience“ (ebd. 144) positiv konnotiert. Er steht dem „passive body“ (ebd.) gegenüber, „[...] whereas parkour transforms the passive to active psychologically, physically and politically“ (ebd.). Der Parkour-Körper zeichnet sich folglich über seine betont aktive (im Gegensatz zur unberührt passiven) Aktion aus. In dieser spielen mehrere Komponenten zusammen: „The tuning to the environment, the coming together of the consciousness, the body and the environment when in action, is key to the traceur“ (ebd. 163).

Die im Folgenden vorgestellten Facetten des spielerischen Parkour-Körpers gehen hauptsächlich aus den Beobachtungen und Erfahrungen der interviewten *Traceure* hervor. Als (physisch und mental) kraftvoller, neugierig-lernender und kreativer Körper leitet er zu Spielen an und bringt, wie es ein *Traceur* so schön sagt, „Bewegung zum Ausdruck“ (Int. F 2019: 4).



1 Film Stills #1: *Traceur* Jan beim Spot „Treffpunkt / Mauer hinter dem Kriegerdenkmal“, Instagram-Aufnahme



### 3.2.1.1 Der kraftvolle Körper

Wie aus dem Gespräch mit einem *Traceur* hervorgeht, handelt es sich für ihn beim „Laufen, Sprinten, Springen, Hüpfen“ (Int. J 2019: 2) vordergründig um „die Verkörperung des ultimativen Sportlich-Sein“ (ebd.), wozu er auch „dieses Extreme“ (ebd.) zählt. Sich über bauliche und mentale Hürden hinwegsetzen zu können ist Teil dieser Idee, die sich mitunter auch darin äußert, dass der eigene Körper in Abgrenzung zu anderen Körpern, jenen „normaler“ Menschen (vgl. ebd.), die diese Fähigkeiten (noch) nicht in sich entdeckt haben, gedacht wird. Im Vordergrund stehe für viele *Traceure* der „Freiheitsgedanke, dass sie alles machen können“ (ebd.). Für Jan stellt die Praxis vor allem eines dar:

→ 4.4.3

→ 4.4.4

*„[...] so eine Lebenseinstellung: über mich hinauszuwachsen, an meine Grenzen zu gehen, die menschlichen Fähigkeiten zu ergründen [...] und das dann auf andere Lebenssituationen zu übertragen.“*  
(Int. J 2019: 4)

Aus dem befreienden Gefühl, das sich während des Parkour-Laufens entfaltet, zusätzlich zur physischen auch mentale Kraft zu schöpfen, war vor allem für die Gründergeneration der Bewegungsdisziplin ausschlaggebend: „Für die war es auch noch eine Möglichkeit durchs Leben zu kommen und stärker zu werden“ (Int. A 2019: 4). Auch Aljoscha, der schon seit über zehn Jahren Parkour praktiziert und von jenen *Traceuren* lernte, die noch den Ursprungsgedanken in sich trugen, bestätigt: „Es ging auch da sehr viel darum, den Körper vorzubereiten und stark zu sein. Das hat mir gut gefallen und mich angesprochen zu der Zeit“ (int. AL 2019: 9). Er müsse sich mittlerweile aber nicht mehr beweisen, dass der Körper „sehr robust“ (ebd. 18) ist und „viel wegstecken“ (ebd.) kann.

Tatsächlich sei der generelle Leitspruch „,sei stark, um nützlich zu sein‘ – ,être fort pour être utile““ (Int. F 2019: 6) immer noch ein Motto, das den Kindern im Training weitergegeben wird, sagt ein Vorstandsmitglied des Parkour Creation e.V. im Interview. Die junge Generation sieht die „Kraft-Challenges“ (Int. J 2019:2) jedoch weniger als Überlebensstrategie, denn als Instrument der Selbstkontrolle und Selbstbestärkung sowie auch der Lustbefriedigung: „Für mich war Parkour nie sowas wie ‚sei stark‘, sondern einfach ‚mach was du willst und geh über deine Grenzen hinaus‘.“ (Int. J 2019: 12). Die damit einhergehen-

de mentale Fitness nährt sich aus der Erfahrung, wie Paul (Int. 2019: 2) betont, dass „über die Bewegung der Beine auch Bewegung in den Kopf kommt“. Im Fokus steht somit viel eher die Selbstbestärkung im physisch und mental kräftigenden Zusammenspiel von Umweltreizen und Verhaltens(re-)aktionen, als oberflächlichen Körperidealen nachzueifern.

„Fit zu bleiben“ (Int. A 2019: 4) und einen trainierten Körper zu formen sei, wie Michael hervorhebt (2019: 12), „ein netter Nebeneffekt, aber nicht mein primäres Ziel“. Indem der *Traceur* „Parkour-Ideale“ (ebd. 11) und „Fitness-Ideale“ (ebd.) vergleicht, deckt er grundlegende Diskrepanzen auf. Parkour-Ideale stehen seiner Meinung dafür, „[...] dass ich die Route, ob jetzt beim Parkour, beim Klettern oder was auch immer, mit meinem Körper, also mit meinen Gegebenheiten bewältigen kann“ (ebd.). Auch Felix (Int. 2019: 6), der die Werte „Körper, Selbst und Umweltbewusstsein“ betont, präzisiert:

*„Also, ein Bewusstsein für den Körper zu bekommen und durch das, was ich erreiche, auch ein Selbstbewusstsein zu erlangen. So zu fragen, was kann ich denn alles mit meinem Körper? Und das dann auch auf andere Situationen zu übertragen.“*  
(Int. F 2019: 6)

Während beim Parkour also die „Funktionalität“ (ebd.) des Körpers und seiner Bewegungen sowie seine physische und psychische Kraft im Mittelpunkt stehen, folge die „Fitnesskultur“ (Int. J 2019: 6) eher folgender Maxime: „Wenn ich kein Gramm Fett am Körper und super aufgepumpte Muskeln habe, bin ich super schön“ (Int. M 2019: 11). Sich „nach irgendeinem gewissen Schönheitsideal“ (ebd. 12) zu richten entspreche aber keineswegs der Mentalität von Parkour, sich nämlich ein „Bewegungsproblem“ (ebd.) zu suchen, um dieses dann schrittweise spielerisch zu lösen. Auch gibt es Distanzierung vom kompetitiven Charakter anderer Bewegungsarten, wie beispielsweise dem Wettkampfsport: „Es geht nicht darum, einen krass trainierten Körper zu bekommen, oder anzugeben, oder eine Goldmedaille an der Wand zu haben, oder besser zu sein, oder weiter springen zu können. Sondern einfach Spaß an der Bewegung zu haben“ (Int. B 2019: 4). Körperkontrolle und Körpergefühl scheinen bedauerlicherweise zugunsten eines verstärkten oberflächlichen Fokus auf Aussehen und Auftreten verloren zu gehen, so die Schlussfolgerung eines *Traceurs*:

→ 4.3.3

→ 5.2

„Manche Menschen wollen sich gar nicht bewegen, weil sie sich bewegen möchten, sondern es gibt viele Menschen, die sich bewegen, um einfach gut auszusehen. [...] dieses Fitnessprogramm ist ja wirklich [...] was relativ Stupides. Das kommt ja aber auch ganz gut bei den Leuten an. Es gibt halt viele Leute, die wollen zeigen, dass sie stark sind. Aber zeig denen einmal, wie man wirklich seine Hüfte kreist, oder ein Rad macht, dann versagen sie dabei. Die haben kein Körpergefühl, aber haben halt viel Fitness gemacht.“ (Int. J 2019: 7)

Die Idee der „Selbstbehauptung“ (Int. P 2019: 2) sei zwar auch im Parkour präsent, jedoch mehr im Sinne des Erreichens selbstgesteckter Ziele. Sich Meilensteine zu setzen und „den individuellen Mount Everest“ (ebd.) zu erklimmen sei „[...] so eine Form von Selbstbestätigung, auch eine Form von Glück und Freude, dass man es hinbekommen hat“ (ebd.).

Vor allem „Kindern die Freude an der Bewegung“ (ebd. 7) zu vermitteln sehen viele *Traceure* als ihre Aufgabe, denn deren zunehmende Inaktivität führe dazu, dass diese ihr Körpergefühl nach und nach verlieren (vgl. ebd.). Parkour enthalte unzählige Möglichkeiten, verschiedene Aspekte, wie „die Koordination, bestimmte Fähigkeiten, Selbstvertrauen, Selbstbewusstsein, Kraft“ (ebd. 4), zu fördern und weiterzuentwickeln.

### 3.2.1.2 Der lernende Körper

Die Konstitution des kraftvollen und selbstbewussten Körpers ist aber nicht alles, was ihn zum spielerischen Handeln im Umgang mit der gebauten Stadtstruktur ermächtigt. Neben einem gewissen motorischen Talent (vgl. Int. P 2019: 2) ist auch eine besondere Lebenseinstellung, beschrieben als „Mindset“ (vgl. Int. M 2019: 2), förderlich. Diese umfasst sowohl persönliche Erwartungshaltungen (vgl. Int. AL 2019: 12), den Willen sich aktiv zu betätigen (vgl. ebd.), als auch eine generelle Experimentierfreudigkeit, die Praktizierende mit ihren teils berechneten, teils improvisierten Bewegungen an den Tag legen.

Bis zu einem gewissen Grad handelt es sich um einen „Lernprozess“ (Int. J 2019: 2), denn die Art und Weise des Sehens, sprich Identifizierens neuer Herausforderung sowie die spezifische *Gebrauchsweise* (De Certeau 1988) der physischen Umwelt können prinzipiell von jedem Menschen ausgebildet werden (vgl. Int. J 2019: 2). Dennoch berichtet ein

*Traceur* wie folgt über seine eigene Erfahrung im Versuch, diese „Kunst der Bewegung“ (Bavinton 2007:392), oder um es mit den Worten De Certeaus (1988: 81) zu sagen: die „Kunst des Gebrauchs“, zu vermitteln:

„Ich glaube ich bin da als Trainer für mich ein bisschen gescheitert, weil ich gemerkt hab, dass dieses Rumspielen und Rumfriemeln und was Neues für sich zu entdecken super schwierig ist weiterzugeben.“ (Int. AL 2019: 12)

Dies ist, laut Aljoscha, anstatt auf mangelndes didaktisches Geschick, oft mehr auf die fehlende Eigeninitiative und den nur dürftig vorhandenen Ideenreichtum der Bewegungsschülerinnen zurückzuführen. Es müsse zumindest eine minimale Bereitschaft bestehen, „sich auch selbst mit der *Materie* zu beschäftigen“ (Int. J 2019: 6), also selbstbestimmt auf Anreize zu reagieren und vieles (vor allem mentale Herausforderungen) mit sich selbst auszumachen (vgl. Int. M 2019: 2). Ansonsten mache sich „viel Leere und Langeweile“ (ebd.) breit, ohne dass die vorhandenen Möglichkeiten bis zur Gänze ausgeschöpft werden: „Weil sie es aus der vorgefertigten, von mir auch so *gebauten Sicht*, kennengelernt haben“ (ebd.).

Der Körper des „wahren“ *Traceurs* hat es also geschafft, sich von vorkonstruierten Bildern (wie auch von gesellschaftlichen Zwängen – dazu aber später mehr –) zu lösen und im Rahmen seines eigenen Möglichkeitshorizontes zu agieren. Schließlich gehe es darum, „dass jeder individuell seine Fortschritte machen kann, auch wenn sie noch so klein sind“ (Int. M 2019: 2). Parkour bietet, so argumentiert O’Grady (2012), ein System des kollaborativen Lernens an, in dem das gemeinsame „learning by doing“ (ebd. 155) und „learning in context“ (ebd.) eine wesentliche Rolle spielt: „According to this model learning is situated in a specific context and embedded within a particular social and physical environment“ (ebd. 149).

Je nach Tagesverfassung, so Alexander (Int. 2019: 4), kann die Lust am Dazulernen sowie die generelle Spielfreudigkeit unterschiedlich ausgeprägt sein „[...] du suchst dir eben Herausforderungen. Heute bist du energiegeladener und machst dann größere Sachen, oder hast mal einen Tag, an dem du dann technischere kleinere Spielerein machst.“

*Traceure* eignen sich schließlich ein individualisiertes Repertoire an Bewegungsformen- und Abläufen an, um dann als erfahrene Parkour-LäuferInnen über „ein großes Spektrum an Bewegungen und Möglichkeiten“ (Int. J 2019: 2) zu verfügen. Es handelt sich demnach

→ 3.1

→ 2.1

→ 4.3.2

→ 4.3

→ 4.4.3

→ 4.3.2

nicht um ein „manche haben's, mache haben's nicht“ (ebd. 3), sondern um die Einstellung und Bereitschaft zu *sehen*. Über und durch den *eigenen*, aber auch den *anderen* Blick zu lernen, kann die Umgangsweise mit dem *Urbanen (Un-)Möglichen* (Chatterton 2010) nur befruchten.

### 3.2.1.3 Der kreative Körper

→ 4.3.1

→ 4.3.2

Nicht nur die Bewegungsfähigkeit, sondern auch das *Entdecken* und *Sehen* der sogenannten „Spots“ kann, wie der lernende Körper vorzeigt, trainiert werden, denn „[...] diesen generellen Blick für *solche Sachen* entwickelt eigentlich jeder, der längerfristig Parkour macht“ (Int. J 2019: 3). Eine „generelle Kreativität“ (ebd.) setzt J allerdings voraus, um „noch mehr an einem Gegenstand“ (ebd.) zu *sehen*, beziehungsweise zu *erkennen* und sich diesen in weiterer Folge in spielerischem Umgang zu Nutze zu machen. Denn wie O'Grady (2012: 160) betont: „Through play, traceurs reclaim their sense of space and place within the city and make creative use of the streets, buildings and obstacles that surround them.“ Diese kreative Herangehensweise im Parkour zeichnet sich insbesondere dadurch aus, „[...] dass man keine Geräte dafür braucht. Man braucht keinen Ball dafür, kein Skate- oder Longboard, keinen Football, keinen Frisbee, keinen Volleyball. Da nutzt du die Möglichkeiten deines Körpers“ (Int. P 2019: 6).

→ 5.3

Der Schlüssel zum gelungenen kreativen (Fort-)Bewegen liegt demnach in der großen Kunst, ohne Hilfsmittel mit dem Gegebenen – der vorgefundenen und unveränderten städtischen Umwelt – umzugehen. Dahinter steckt die Idee, Herausforderungen, so wie sie in Form von gebauten oder natürlichen Elementen der Stadt angetroffen werden, anzunehmen und dadurch „[...] neue Bewegungen zu finden“ (ebd. 6) und: „Wenn irgendwas so ist wie man es nicht gewohnt ist, eine andere Möglichkeit zu finden“ (ebd.). Es handelt sich folglich nicht nur um den Versuch, „mit deinen Mitteln die Umgebung zu *nutzen*, vielleicht auch zu *bezingen*, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen“ (Int. P 2019: 3), sondern ebenso darum, neben den körpereigenen physischen Dispositionen auch den urbanen Raum in seiner materiellen Gegebenheit anzunehmen, ohne „den Spot anzupassen“ (ebd.). Die eigene Bewegung wird also dem Spot vor Ort angepasst. Zuvor müssen aber in einem kreativen Suchprozess vielversprechende Orte und Routen überhaupt erst identifiziert werden, um sie schließlich mittels aneignender Bewegung neuinterpretieren zu können:

→ 4.3.3

„Manchmal ist es ein bisschen schwieriger, da musst du dann ein bisschen kreativer werden. Das ist dann auch die Herausforderung, sich Wege zu suchen, die man dann irgendwie entlanghüpft.“

(Int. A 2019: 4)

Ob viele oder wenige Orts- und Bewegungswechsel stattfinden und die Bewegungsabfolge geplant oder frei improvisiert ist, macht Alexander vom Prozess der „Ideenfindung“ abhängig: „Das kommt ja dann auch ganz auf den Menschen an. Ob du jetzt eher ein zielorientierter Mensch bist und dir dann bestimmte Ziele setzt: ‚Okay ich mache heute nur das und fokussiere mich darauf‘, oder du dir frei Ideen und Sachen suchst: ‚Okay, das sieht irgendwie cool aus, das probiere ich jetzt mal aus‘. Das ist ganz unterschiedlich“ (ebd. 7). Bisher noch ungelöste Herausforderungen hält der *Traceur* in seiner imaginären „Bucket-List im Kopf“ (ebd.) fest, wodurch umso mehr Grund für einen wiederholten Besuch des betreffenden Ortes besteht. Auch Paul (Int. 2019: 3) weist auf den „kreativen Aspekt“ hin, Bewegungsherausforderungen zu erkennen und sich diesen in spielerischer Herangehensweise zu stellen; dieser Aspekt sei „bei den einen mehr, bei den anderen weniger ausgeprägt“ (ebd.).

Zum kreativen Zugang zu Parkour gehört schlussendlich auch die Freude an der Sache und das befreiende Gefühl, nicht zwingend einen legitimen Grund für die Freizeitaktivität haben zu müssen, wie Aljoscha betont: „[...] ich mache eben das, was Spaß macht. [...] Mittlerweile, wenn mich jemand fragt ‚was machst du hier?‘, dann sage ich ‚ich spiele hier‘“ (Int. AL 2019: 17). Er fährt fort: „Ich bin sogar teilweise dazu übergegangen, dass ich sage: ‚ich klettere gerne auf Bäume‘, um einfach dieser Diskussion überhaupt gar nicht erst zu begegnen“ (Int. AL 2019: 4). „Der Spaß an freier kreativer Bewegung“ (Int. B 2019: 4) geht vor allem auch mit einem gewissen Unabhängigkeitsgedanken einher: „Man kann überall jederzeit trainieren, komplett unabhängig. Man kann zu zehnt trainieren oder zu hundert. Man kann aber auch allein nachts rausgehen, wenn man Bock hat, sodass das auf jeden Fall ein *Lifestyle* ist“ (ebd.).

### 3.2.2 #pklifestyle – ein Lebens- und Körpergefühl

„Wenn man Parkour trainiert, dann wirkt sich das einfach auf das Leben aus.“  
(Int. BF 2019: 4)

Der *spielerische Körper* zeichnet sich, insbesondere im Kontext von Parkour, so könnte man zusammenfassend sagen, durch Folgendes aus: ein hohes Maß an Eigeninitiative sowie Verantwortungsbewusstsein sich und der städtischen Umwelt gegenüber, eine hohe Lern- und Experimentierfreudigkeit sowie eine gewisse Risikobereitschaft, Offenheit und Kreativität im Einnehmen neuer *Positionen* und *Blickwinkel*. All dies trägt zu der für (die meisten) *Traceure* charakteristischen Art und Weise bei, ihr Leben zu gestalten und ein verstärktes Gespür für den eigenen Körper im urbanen Setting zu entwickeln. Kurzum: „Viele nennen das auch Lifestyle – wie man generell lebt“ (Int. J. 2019: 3).

Diese aktive Lebensweise integriert Jan immer wieder in den Alltag, was in der spontanen Aneignung des Raumes sichtbar wird: „[...] da fängt man dann auf einmal an auf einer Wiese herumzuspringen und herumzuhüpfen. Es gibt keine Abgrenzung“ (ebd. 4). Auch Aljoscha (Int. 2019: 15) beschreibt eine sehr ähnliche Erfahrung: „[...] es hat sich so integriert. Mir fällt es nicht mehr auf. Also wenn ich jetzt ein Geländer sehe, da drauf gehe und balanciere.“ Selbst bei gewöhnlichen Einkäufen begleitet ihn seine Bewegungsroutine:

„Dann gehe ich zu Aldi und da beim Parkplatz ist halt ein tolles Geländer und dann macht man nochmal einen kleinen Schlenker und dann balanciere ich nochmal kurz oder sowas.“  
(Int. AL 2019: 15)

Diese Handlungsweise entspringt vor allem seiner Überzeugung, dass es auch erholsam sein kann, „[...] sich in der Stadt zu bewegen. [...] Für manche Leute ist es ja nicht erholsam, auf dem Aldi-Parkplatz herumzusitzen. Für mich ist es aber schon erholsam, in der Sonne da auf dem Geländer zu balancieren“ (ebd. 21). Die Lebenseinstellung, die durch Parkour transportiert wird, findet auf ganz unterschiedliche Art und Weise Eingang in die Gebrauchsweise alltäglicher Gegenstände: „[...] wenn ich mir Schuhe kaufe für Parkour und ich bewege mich im urbanen Bereich, dann kann ich die natürlich auch privat nutzen. Oder wenn da Treppen sind, Rolltreppen und normale Treppen, nimmst du

→ 4.3

halt die normalen Treppen und läufst die hoch, weil du es kannst“ (Int. P 2019: 2). Diese pragmatische Vereinbarung von Freizeitaktivität und sonstigem Alltagsleben „[...] hat auch Grenzen: Das Outfit, was ich beim Training trage, würde ich nicht unbedingt auf der Arbeit tragen. Das harmoniert an der Stelle nicht“ (ebd.).

Ein selbstständig arbeitender *Traceur* (Int. 2019: 11) betont, dass er nach wie vor den Parkour-Lifestyle lebe und sich aufgrund seiner Funktion als Vorsitzender eines Parkour-Vereins „Berufliches und Privates schon sehr vermischt“ hat. Als Jugendlicher habe sich sein Leben noch viel mehr ums Training gedreht, da „[...] man noch viel mehr Zeit hatte und noch nicht Vollzeit gearbeitet hat, oder nicht studiert hat, oder nicht die ganzen Erwachsenen-Verpflichtungen hatte“ (ebd.). Doch schließlich kommt er zum Schluss: „Ich fühle mich Parkour zugehörig. Letztendlich kann jeder aus Parkour machen, was er will“ (ebd.).

→ 4.4.3

Auch „der soziale Aspekt“ (Int. P 2019: 2) von Parkour wird unter dieser „Art Lifestyle“ (ebd.) subsumiert: „Wir haben eben einfach zusammen draußen trainiert, ein Freundeskreis hat sich gebildet, wir sind zusammen in den Urlaub gefahren, jährlich übers Wochenende kurz, sodass das mehr als nur Arbeit oder Hobby ist. Das sehe ich auf jeden Fall als Lifestyle mit allem, was so dazu gehört“ (Int. BF 2019: 4). Dieser „Gemeinschaftsaspekt“ (Int. J 2019: 8) eröffnet vor allem „die Möglichkeit Leute zu treffen“ (ebd.) und stellt daher auch eine wesentliche Antriebskraft dar, gemeinsam die Stadt zu erkunden: „[...] mir fehlt meistens die Motivation mich allein auf den Weg zu machen. Weil ich dann schon lieber Gesellschaft hab dabei“, betont Alexander (Int. 2019: 3). Für ihn symbolisiert der Parkour-Lebensstil vor allem „so dieses sich treffen und durch die Stadt laufen und trainieren“ (ebd. 6). Prinzipiell weisen die einzelnen Gruppen oder Teams der Szene, von O’Grady (2012: 151) als Bestandteile einer umfassenden „community of practice“ beschrieben, einen sehr starken sozialen Zusammenhalt auf: „[...] gerade, wenn man in der Gruppe unterwegs ist. Es wird keiner zurückgelassen. Jeder hat so sein Level und das weiß man auch, aber es ist immer ein Miteinander“ (Int. M 2019: 7).

→ 4.3.1

→ 2.4.2

## Exkurs 2: Zwischen Steigerungslogiken und dem Wunsch nach dem guten Leben

Stellen wir uns den im Exkurs 1 ange-deuteten problematischen Beziehungsverhältnissen im Kontext der (unternehmerischen) Stadt, so erscheint die Frage nach der Definition und Bewertung von Wohlergehen und Lebensqualität auf verschiedenen Maßstabsebenen relevant. Denn die Glück und Wohlstand versprechende Sicherung und Optimierung der individuellen (und kollektiven) Ressourcenlage sowie die Steigerung von Möglichkeitshorizonten – beides Phänomene moderner Lebensführung und Werterhaltung – machen sich nicht nur in der „neoliberalen Neuordnung des Städtischen“ (Schipper 2018: 148) bemerkbar. Sie betonen gleichfalls die „Privatisierung der Frage nach dem guten Leben“ (Rosa 2016: 18). Wie Lebensqualität oder das *gute Leben* definiert wird, obliegt jedem/ jeder Einzelnen, lässt sich in der Regel aber an einer Ressourcenfixierung entlang der Parameter Gesundheit, Geld, soziale Beziehungen oder auch Bildung und Anerkennung festmachen (vgl. ebd. 16). Wenn ich meine berufliche Position verbessern und dadurch mein Einkommen erhöhen kann, mein Beziehungsnetz ausbaue sowie gesünder, attraktiver und fitter werde, habe ich eine gute Lebensqualität erreicht, so die Schlussfolgerung.

Jedoch hat die durch einen zunehmenden Wettbewerb bestimmte Steigerungslogik, egal ob im Konkurrenzkampf zwischen global agierenden Städten oder Individuen, einen grundlegenden Haken: Sie untergräbt die Bedingungen für die Verwirklichung des

*guten Lebens* bzw. der *gelingenden* Lebensführung indem sie die eigentliche Qualität der *Welterfahrung und Weltaneignung*, „die Art und Weise, in der wir als Subjekte Welt erfahren und in der wir zur Welt Stellung nehmen“ (Rosa 2016: 19), außer Acht lässt. Sie fragt weder nach dem *gesellschaftlichen Bedingungs- und Entwicklungszusammenhang* (vgl. Läßle 1991: 195) des (sozial) produzierten urbanen Raumes (vgl. 1991 Lefèbvre), in dem sich die in städtischen Strategiepapieren viel zitierte Lebensqualität zu erfüllen verspricht. Noch verweist sie auf die wahrnehmenden Dimensionen räumlicher Aneignung (vgl. Merleau-Ponty 1966) oder die differenzierten *Gebrauchsweisen* (vgl. De Certeau 1988) im Umgang mit dem Städtischen. Vielmehr folgt die nicht enden wollende Suche nach Profit- und Ressourcenmaximierung spezifischen Markt- und Wettbewerbsmechanismen, die über die eigentliche Bedeutung lebenswerter Stadträume und deren Qualitäten hinwegtäuschen.

Zu allem Überfluss geht die ressourcenfixierte Steigerungslogik mit der „Universalisierung der Standortlogik“ (Schipper 2018: 148) einher, die als Tendenz beschrieben wird „[...] sukzessive sämtliche Bereiche städtischer Politik unter den kategorischen Imperativ der Standortoptimierung zu stellen“ (ebd.). Demnach werden Projekte im Bereich Umwelt- und Sozialpolitik genauso wie jene im Sport-, Kultur- und Bildungsbe- reich danach bewertet, was sie zur Akkumu-

lation des (weltweit) zirkulierenden ökonomischen, sozialen und kulturellen Kapitals und somit zur Verbesserung der Wettbewerbsfähigkeit des Unternehmens Stadt beitragen können (vgl. ebd.). Doch wagen wir einen Blick hinter das von der Wettbewerbsrhetorik bestärkte Ziel konstanter Generierung von Wachstum zu werfen, müssen wir eingestehen, „[...] dass jene (kapitalistischen)

Verteilungsverhältnisse nur in einer Gesellschaft legitimierbar erscheinen können, die sich gegenüber der Frage nach dem guten Leben blind und taub macht und glaubt, die schrankenlose Steigerung und private Akkumulation von Ressourcen sei bereits der Inbegriff des Wohlergehens“ (Rosa 2016: 23).

Traceur Jan,  
online-Repräsentation



# 4. Performing embodied space(s)



## 4.1 Vom „living body“ zum „embodied space“

### 4.1.1 Der „living body“ als Energieproduzent

Um den in seinen Grundzügen bereits vorgestellten spielerischen Körper des *Traceurs* nun verstärkt in seiner *räumlichen Praxis* kontextualisieren zu können, wird Lefèbvres (1991: 179) Konzept des ‚living body‘ herangezogen. In diesem Sinne ist jeder lebende Organismus, umgeben von einer schützenden Hülle – seinen Körpergrenzen –, mit mobilen Energien, sogenannten „Strömungen“ oder „flows“, konfrontiert. Doch der lebendige Leib verfügt selbst auch über produktive Ener-

→ 3.2.1

*Traceur* Alexander,  
online-Repräsentation

gien, die er zur Re-Produktion seiner selbst sowie seines umgebenden Raumes und der Welt als Ganzes einsetzt: „Bodies – deployments of energy – produce space and produce themselves, along with their motions, according to the laws of space“ (ebd. 171). Der dafür aufgewendete Energieüberschuss wird so lange als „produktiv“ bezeichnet, wie er Veränderungen in der Welt, und seien diese noch so klein, herbeiführt. Obwohl im Kontext von Parkour weniger von offensichtlichen, als vielmehr von mikroskopischen, visuell kaum erkennbaren Veränderungen im Raum ausgegangen werden kann, so hinterlässt die selbst praktizierte (oder passiv beobachtete) spielerische Bewegung vor allem Spuren im Wahrnehmungsraum. Diese können sich wiederum auf die Raumpraxis des ‚living body‘ auswirken:

*„Yet, for the scientist, the physical space actually changes very little during parkour – there may be some small traces of rubber sole deposit on the walls or a few grains of material dislodged [...]. But such small molecular changes can drastically influence a person's contact with space. Rubber scuff marks on the wall can tell a profound and mobile story for those that have learned to 'read' them. While we might casually refer to this as 'productive' of space, actually it is the nature of our engagement with space that changes.“*  
(Saville 2008: 909)

### 4.1.2 Die spielerische räumliche Praxis als (Spiel-)Raumgenerator

In Lefèbvres theoretischer Betrachtung des ‚living body‘ bestätigt sich, dass der aktiv-spielende Körper des *Traceurs* über das praktische Potential verfügt, Spielräume zu schaffen oder zu (re-)aktivieren. Sein tatkräftiges Engagement zeichnet sich dabei durch einen kontrollierten Energieeinsatz aus, mit dessen Hilfe er (temporäre) Bewegungsräume initiiert und (bei wiederholter Praxis) reproduziert. Dieser Vorgang spiegelt sich in Lefèbvres Veranschaulichung des Konzeptes der Produktion wider:

*„[...] we see that a game may qualify as a piece of work, or as a work in the strong sense of the word, while a space designed for playful activity may legitimately be deemed a product in that it is the outcome of an activity which regulates itself (lays down rules for itself) as it unfolds.“*  
(Lefèbvre 1991: 179)

Die Bewegungspraxis des *Traceurs* unterliegt aber nicht nur Mechanismen der Selbstregulation, sondern auch einschränkenden räumlichen Bedingungen: „[...] the body with the energies at its disposal, the living body, creates or produces its own space; conversely, the laws of space, which is to say the laws of discrimination in space, also govern the living body and the deployment of its energies” (ebd. 170).

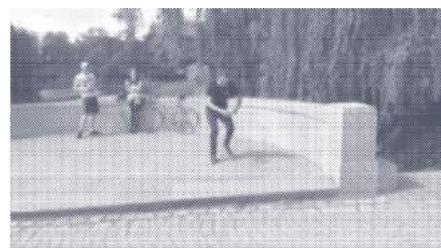
Somit werden (soziale) Spielräume in der spielerischen räumlichen Praxis (Aktion) der *Traceure* hervorgebracht, woraus sich schließen lässt, dass „der (soziale) Raum ein (soziales) Produkt” (Lefebvre 1974: 330) ist. Dabei nährt sich die räumliche Praxis aus den produktiven Kräften des Körpers, die sich im kraftvollen, lernenden und kreativen Körper lokalisieren. Im Gegenzug dazu ist es der aus vielfältigen produktiven Energien hervorgehende Spielraum, der ermöglichend oder beschränkend auf die raumgenerierende Praxis wirkt. Somit ist er konstitutiver Bestandteil der Produktion von Gesellschaft.

Ohne die ihn konstituierende (mobile) Praxis wäre der Raum dennoch bedeutungslos, bemerkt Low (2003: 10): „Space can have no meaning apart from practice; the system of generative and structuring dispositions, or *habitus*, constitutes and is constituted by actors’ movement through space.” In ihrer Rolle als (Spiel-)Raumgenerator erobert die spielerische räumliche Praxis des *Traceurs* schließlich den Raum: „It seeks to make itself known – to gain recognition – as generative“ (Lefebvre 1991: 384).

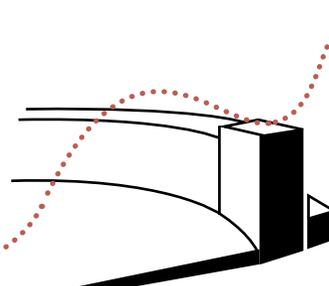
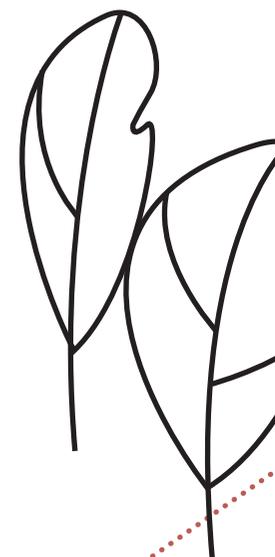
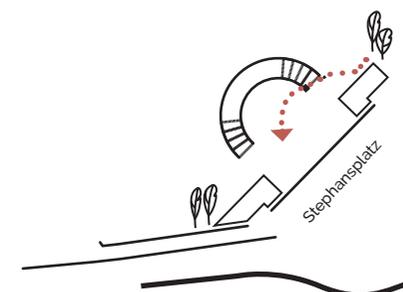
→ 3.1

### 4.1.3 Verkörperte Räume als Intersektionalität von Körper, Raum und Kultur

Der Körper als bewegter und sich bewegender Raum ist Hauptfokus von Setha Lows (2003) Konzeption des verkörperten Raumes. Diese erhellende Vorstellung des *embodied space* als materiell-konzeptionelle Intersektionalität von Körper, Raum und Kultur begleitet konstant durch die empirischen Erkenntnisse der Case Study. Sie erlangt insbesondere in der Zusammenschau mit weiteren bedacht ausgewählten Ansätzen eines breiten Spektrums von philosophischen und erkenntnistheoretischen Traditionen Bedeutung. Diese bereichern mit ihren diversen Perspektiven die *Anthropology of Space and Place* und markieren zugleich eine Verlagerung des Denkens von eindimensionalen Raumkonzeptionen hin zur integrierten Betrachtung relationaler (verkörperter) Räume. Wie Lefebvre (1991: 170) bereits feststellte, wissen wir mittlerweile, “[...] that space is not a pre-existing void, endowed with



2 Film Stills #2: *Traceur Jan* beim Spot „Rondell“, Instagram-Aufnahme



formal properties alone. To criticize and reject absolute space is simply to refuse a particular representation, that of a container waiting to be filled by a content – i.e. matter, or bodies.”

Was bedeutet es aber, die im und durch den Raum wirksamen relationalen Kräfteverhältnisse anzuerkennen und den Raum ausgehend von seinen produzierenden Kräften – dem individuellen und gesellschaftlichen Körper – zu denken?

In diesem Sinne relevant scheint die Frage zu sein: „How does a body ‘occupy‘ space” (Lefèbvre 1991: 170)? Mit besonderem Fokus auf raumwahrnehmende- und erfahrende Prozesse gibt Low (2003: 10) darauf folgende Antwort: “The space occupied by the body, and the perception and experience of that space, contracts and expands in relationship to a person’s emotions and state of mind, sense of self, social relations, and cultural predispositions.” Das „Besetzen“ oder „Einnehmen“ von Körperraum gestaltet sich somit abhängig von personen- oder gruppenspezifischen soziokulturellen (Vor-)Bedingungen einerseits und individuellen emotionalen und geistigen Zuständen andererseits. Zudem müssen in Bezug auf die tatsächliche räumliche *Positionierung* sozioökonomische Determinanten der machtvollen „Platzzuweisung“ mitgedacht werden.

→ 2.2

→ 3.1

Die hier angesprochene Verschränkung emotionaler, sozialer, kultureller sowie räumlicher Verhältnisse rückt erneut die Bedeutung körperlicher Dimensionen in der Raumerfahrung und Raumeignung ins Blickfeld. Das unmittelbare Wahrnehmen, Er- und Beleben des physisch-materiellen sowie sozialen Raumes steht in direktem Zusammenhang mit seinen Produktionsverhältnissen:

→ 4.1.2

*„Can the body, with its capacity for action, and its various energies, be said to create space? Assuredly, but not in the sense that occupation might be said to ‘manufacture’ spatiality; rather there is an immediate relationship between the body and its space, between the body’s deployment in space and its occupation of space.”*  
(Lefèbvre 1991: 170)

Wie Anke Strüver (2014) betont, wirken sich Körper durch die wechselseitige Beziehung verkörperter Subjekte und räumlicher Strukturen konstitutiv auf Raumverhältnisse aus. Andererseits bewegen sie sich innerhalb von zu Plätzen, Straßen und Parks materialisierten Machtlogiken, die „als raumgewordene Gouvernementalität durch

die Körper und Bewegungen der StadtbewohnerInnen“ (Krasny 2013) laufen. Für die Untersuchung genau dieser Wechselwirkung lässt sich Lows theoretisches Konstrukt des *verkörperten Raumes* – die machtvolle Verbindung von Körper, Raum und Kultur – qualifizieren. Es soll nämlich denjenigen dienen, „[...] who cross the micro/macro boundaries from individual body and embodied space to macroanalyses of social and political forces” (Low 2001: 16).

Im Rahmen dieser Forschung wird der verkörperte Raum nach Setha Low (2003: 10) verstanden als „[...] the location where human experience and consciousness takes on material and spatial form. [...] Embodied space is presented as a model for understanding the creation of place through spatial orientation, movement and language.” Hiermit kommt dem Wahrnehmungsraum – dem in der aktiven Bewegung praktisch-sinnlich erfahrbaren Raum – eine wichtige Bedeutung zu. In ihn schreiben sich alltägliche städtische Wirklichkeiten ein. Beispielsweise können urbane Zeitrhythmen oder (mehr oder weniger) dauerhaft bestehende physische Strukturen, wie Wegenetze oder (Mikro-)Orte der Aneignung Resultate der spielerischen (Inter-)Aktion der *Traceure* sein. Die *raumgreifende* Bewegungspraxis kommt somit als materieller Aspekte der sozialen Praxis zur Geltung.

In den folgenden Kapiteln bewegen wir uns von „Proxemics, the study of man’s perception and use of space” (Hall 1968: 51) über den phänomenologischen Ansatz von De Certeau (1988), hin zur Untersuchung räumlicher Orientierung (vgl. Munn 1996). So bahnt sich der Weg zu einem umfassenden Verständnis des Körpers als sich bewegender, sprechender und sozialer Raum per se.

→ 4.2

→ 4.3

→ 4.4.2

## 4.2 Proxemik – körperliche Distanzmechanismen in der Raumnutzung

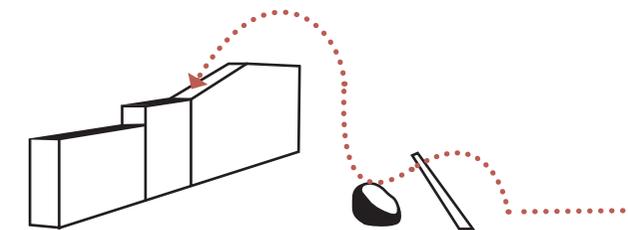
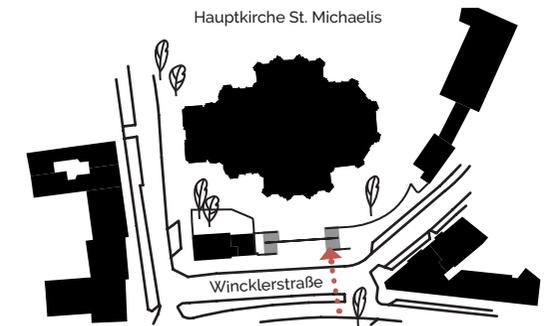
“Much parkour training and the group learning that arises from it is not set at a distance. It is brutally immediate. It occurs on the street in the presence of others.”  
(O’Grady 2012: 149)

Raumwahrnehmung und Raumverhalten werden als sozio-kulturell gefärbte Aspekte nonverbaler Kommunikation innerhalb des Forschungsfeldes der *Proxemik* beleuchtet. Der von Edward Hall (1968: 65) eingeführte Begriff, auch verstanden als „micro-space in interpersonal encounters“ oder „social space as bio-communication“ (ebd.), zielt auf die Untersuchung kleinräumiger Verhaltensweisen im menschlichen Gebrauch der Umwelt und der zu ihr eingenommenen Distanz ab. Hall zählt den Ansatz der Proxemik zu einem allumfassenden „behavioral complex of activities and their derivatives known to the ethnologists as territoriality“ (ebd. 51). Demnach lehrt uns die Verhaltensforschung, dass der menschlichen Nutzung des Raumes Distanzmechanismen immanent sind, die den *intimen* bis hin zum *öffentlichen* Kontakt mit anderen sozialen Individuen regulieren. Beispielsweise äußert sich das individualisierte Distanzempfinden eines *Traceurs* in folgender Beobachtung:

→ 4.3

„Der Platz füllt sich langsam mit Menschen, die von der Kirche aus auf den Treppenabgang zusteuern. Eine Passantin, die interessiert stehen bleibt, erzählt uns, dass dort gerade ein Chorkonzert stattgefunden habe. Immer mehr Menschentraubern formieren sich um uns herum und dennoch hüpf Sebastian zwischen ihnen hindurch oder sogar haarscharf über ihre Köpfe hinweg. Ohne sie zu berühren streift er ein älteres Paar. Sie realisieren ihn erst, als er schon wieder mehrere Meter weiter weg ist. Seine Bewegungen sind sehr schnell, aber präzise und überlegt. ‚Das liegt in Sebastians Verantwortung, dass er darauf achtet‘, sagt Paul meinem besorgten Blick folgend.“  
(Feldforschungstagebuch, 27. April 2019)

Die konkrete Handhabung und die Größe des eingenommenen persönlichen Raumes sind, wie der Begriff „Individualdistanz“ (Hall 1966: 386) schon sagt, von spezifischen sozialen Beziehungen und Situationen abhängig. Dabei wirkt sich diese Distanz „[...] wie eine unsichtbare, den Organismus umgebende Blase aus“ (ebd. 387). Da es sich



9 Film Stills #9: Traceur Jan beim Spot „Michel“, Instagram-Aufnahme

→ 4.4.3

hierbei um implizite räumliche Aspekte des Verhaltens handelt, werden sich die AkteurInnen dieser Grenzlinien meist erst dann bewusst, wenn sie übertreten werden. Beispielsweise können sich Menschen in ihrer Privatsphäre gestört fühlen, wenn ihnen andere Personen zu *nahe treten*. Die *Traceure* selbst pflegen für gewöhnlich einen sehr intimen Kontakt zu ihrer gebauten Umwelt. Wie die zuvor beschriebene Szene zeigt, ist die Wahrung zwischenmenschlicher Distanzen im öffentlichen Raum (z.B. zwischen *Traceuren* und Passanten) stark von der persönlichen Toleranzgrenze abhängig. Unterschiedliche Nähe-Distanzverhältnisse sprechen für verschieden ausgeprägte Wahrnehmungs- und Verhaltensmodi. Diese sind ausschlaggebend in der Verhandlung gemeinsam bespielter Räume. Indem die *Traceure* in der Begegnung mit anderen RaumnutzerInnen ihr Recht auf Bewegung im (Frei-)Raum konkret ausleben und sichtbar machen, kann sich eine „Auflockerung“ der räumlichen Textur für andere Nutzungsformen vollziehen. Dies bestätigen Ameel und Tani (2012: 19) in ihrer Untersuchung zur Interaktion von finnischen *Traceuren* mit der Öffentlichkeit: „In these encounters new interpretations of suitable uses of public space and negotiations of rights to use space are constructed.“

→ 2.1

→ 4.4.4

Hall hegt generelles Misstrauen gegenüber der Vermutung, dass Menschen über eine geteilte und universelle phänomenologische Erfahrung verfügen, vor allem wenn sie unterschiedlichen Kulturen angehören. Vielmehr strukturieren sie Räume nicht nur unterschiedlich, sondern erfahren diese auch auf unterschiedliche Art und Weise; sie bewohnen verschiedene sinnliche Welten: „There is a selective screening or filtering that admits some types of data while rejecting others. Sometimes this is accomplished by individuals, tuning out one or more of the senses or a portion of perception“ (Hall 1968: 52). Die sinnliche Welt der *Traceure* scheint sich durch eine außergewöhnliche Beanspruchung der visuellen und taktilen Wahrnehmung auszuzeichnen. Der Prozess des Screenings ist, laut Hall, ebenso „[...] one of the many important functions performed by architecture“ (ebd.). Zusammenfassend kann also gesagt werden: “In proxemics, the body is a site of spatial orientation with multiple screenings for interacting with others and the environment“ (Low 2003: 13).

## 4.3 Parkour als Gebrauchsweise des Urbanen

Maurice Merleau-Ponty (1966) ist es, der den „phenomenological turn in spatial theorizing“ (Low 2003: 13) vorantreibt. In seiner philosophischen Perspektive geht er vom Primat der Wahrnehmung in der Erfahrung des Körpers aus. Die sinnliche Erfahrung der Welt ergibt sich somit durch das Verhältnis des eigenen Körpers zur Welt. Spezielle Raumerfahrungen, wie Iris Marion Young (1980) sie anhand der Modalitäten weiblicher Räumlichkeit ergründet, stehen in engem Zusammenhang mit der Bedingtheit des beweglichen Körpers.

→ 2.1

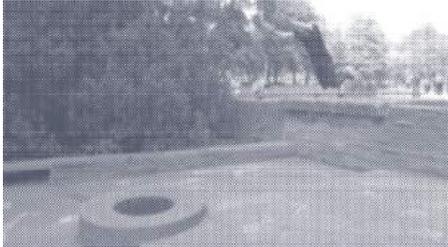
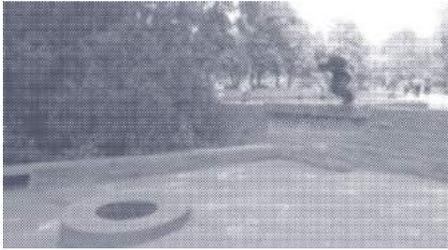
→ 2.2

*„Der phänomenale Raum erwächst aus der Bewegung und gelebte Raumbeziehungen entstehen aus den Fähigkeiten der Körperbewegung und den intentionalen Beziehungen, die diese Bewegung konstituieren.“*  
(Young 1980: 411)

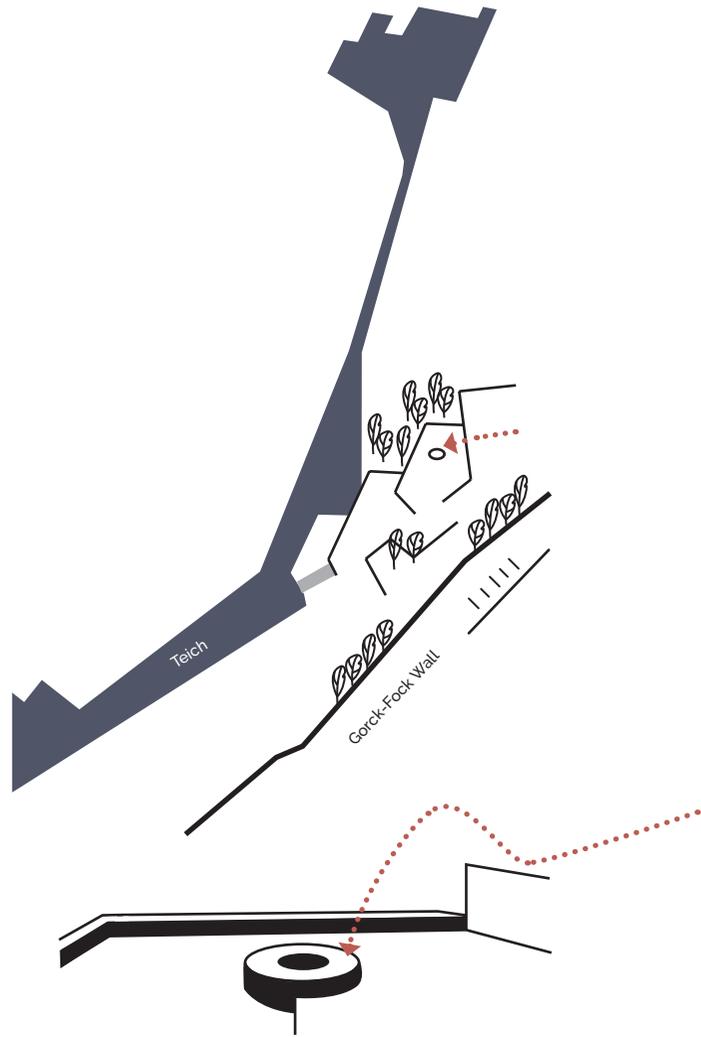
Generell wird in phänomenologischen Untersuchungen der verkörperte Raum häufig in Bezug auf Heideggers (1927) „Räumlichkeit des Daseins“ als „being-in-the-world“ (Richardson 1982: 74) beschrieben: „[...] for us to be we must have a world to be in. We cannot otherwise exist. Yet ‘world’ is not an external thing, existing apart from our actions and awaiting our entrance; but it is dependent upon our *being in*. Through our actions, our *interactions*, we bring about the world in which we then are; we create so that we may be, in our creations“ (ebd.). In diesem Sinne kann die von uns bewohnte Welt als ein durch (zwischen)menschliche Aktivitäten belebter und durch sensorische Dimensionen (Gerüche, Geräusche, Farben, Empfindungen etc.) belebender Raum verstanden werden.

In etwas modifizierter Form findet sich diese Idee in der Betrachtung von Mikrogeographien des täglichen Lebens wieder. In seiner aufschlussreichen Analyse räumlicher *Taktiken* der Orientierung und Bewegung gelingt es De Certeau (1988), den scheinbar banalen Akt des Gehens zu einem Hauptgenerator physisch-sinnlicher Raumerfahrung zu machen. Denn die städtische Umwelt wird für den gewöhnlichen Fußgänger genauso wie für den *Traceur* in der Bewegung erfahrbar.

Dies verdeutlicht sich im Interview mit einem *Traceur*, der betont, dass er auf der Suche nach Trainingsorten „durch die Stadt geht, oder durch die Welt“ (Int. J 2019: 5). Dabei bestehe, wie ein weiterer Praktizierender hervorhebt, ein „Unterschied zwischen *durch* die Natur gehen



8 Film Stills #8: Traceur Jan beim Spot „Schwarze Mauer“, Instagram-Aufnahme



→ 4.3.3

→ 4.4.1

und in die Natur gehen“ (Int. AL 2019: 10). Die Art und Weise wie natürliche oder urbane Landschaften und mit ihnen das eigene Selbst wahrgenommen und geformt werden – von Loo und Bunnell (2018) unter dem Begriff des „Landscaping“ diskutiert – macht er von der gewählten Mobilitätsform abhängig. Diese bedingt den Grad an Intensität in der Auseinandersetzung mit der Umwelt. „Mit einem Auto durch eine Landschaft fahren“, diese vom Fenster aus zu betrachten und somit nur eingeschränkt zu erfahren, steht dem direkten physischen Kontakt mit und in der städtischen Natur gegenüber: „das heißt man ist im Baum, oder sitzt da irgendwo im Dickicht“ (ebd.). Zur selben Ansicht kommt Paul (2019: 10) als er sich an einen besonderen Baum in Plan-

ten un Blumen erinnert, der mit einem rechtwinklig abstehenden Ast zur sportlichen Betätigung „an der Natur und in der Natur“ einlud. Die Vorstellung dessen, was Landschaft ist oder sein kann, steht demnach in wechselseitigem Verhältnis zu der Art und Weise der Bewegung: „Landscapes affect individual bodies and are actively (re)constituted through embodied movement“ (Loo & Bunnell 2018: 145).

So wie es verschiedene Möglichkeiten der Fortbewegung an sich gibt (motorisiert/ nicht motorisiert, mit oder ohne Hilfsmittel etc.), so plural sind auch die Stile und Gebrauchsformen des gehenden Menschen. De Certeau (1988: 193) zufolge repräsentiert der *Stil* auf symbolischer Ebene eine grundlegende Form des In-der-Welt-Seins, die über den tatsächlichen Gebrauch auf einzigartige Weise in Erscheinung tritt. Seins- und Bewegungsform greifen somit ineinander.

Da das Gehen genauso wie das Sprechen unterschiedliche Handlungsweisen widerspiegelt, ist die Rede von verschiedenen *Rhetoriken des Gehens*. Folglich beinhaltet De Certeaus (ebd. 189) analytische Betrachtung einen Vergleich mit dem Sprechakt: „Der Akt des Gehens ist für das urbane System das, was die Äußerung (der Sprechakt) für die Sprache oder für formulierte Aussagen ist.“ Betrachten wir die Praxis des Parkour-Laufens ebenso als „Raum der Äußerung“ (ebd.), so lassen sich wesentliche Parallelen erkennen. Die „Kunst der freien Bewegung“ kann analog zur Redekunst gedacht werden. In beiden Fällen handelt es sich um Systeme, die unterschiedliche Formen und Anwendungsregeln verwenden. Die Besonderheit an Parkour ist, dass es länderübergreifend und sogar weltweit, verstanden wird und in seiner Äußerung kaum einschränkt. Dennoch gilt: „wie in jeder anderen Kultur gibt es Sachen, die man nicht macht“ (Int. J 2019: 4), wie beispielsweise die natürliche Umgebung bewusst zu verändern.

→ 2.4.1

→ 3.2.1.3

→ 5.3

Unabhängig von einer „korrekten“ Anwendung, oder „Äußerung“ der freien Bewegungskunst, macht sich bei allen interviewten Traceuren eine über die Zeit veränderte Raumwahrnehmung bemerkbar. Diese ist unter anderem dafür verantwortlich, dass die Gesamtstadt und ihre einzelnen Elemente zum Gegenstand einer Neuinterpretation werden.

→ 4.3.3

Schließlich kann Parkour im Sinne der Rhetorik des Gehens als eine Rhetorik des schnellen, aber sanften Fortbewegens interpretiert werden. Denn der Abfolge einzelner Schritte, aus denen sich die Alltagspraxis des Gehens sowie die (außer)gewöhnliche Bewegungspraxis Parkour (vgl. De Martini Ugolotti & Silk 2018: 764) konstruieren, wohnt

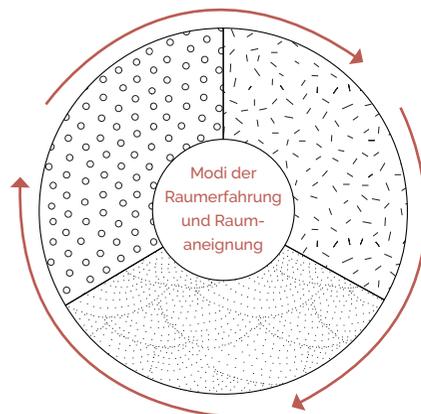
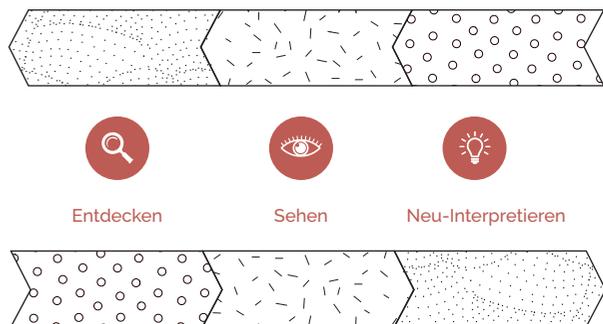


ein qualitativer „Stil der taktilen Wahrnehmung und der kinesischen Aneignung“ (De Certeau 1988: 188) inne. Diese Schritte sind sprachlose körperliche *Äußerungen*, die den Stadtraum in nicht zu unterschätzendem Maße beleben: „Die Spiele der Schritte sind Gestaltungen von Räumen. Sie weben die Grundstruktur von Orten“ (ebd.).

→ 4.1.3

Analog zum Fußgänger verfolgt die bewegend-spielerische Tätigkeit der *Traceure* die drei Funktionen der „Aneignung des topographischen Systems“ (auf kognitiver Ebene), der räumlichen „Realisierung des Ortes“ (über die Ausführung der Bewegung) sowie des Aufbaus von „Beziehungen zwischen unterschiedlichen Positionen, das heißt pragmatische ‚Übereinkünfte‘ in Form von Bewegung“ (ebd. 189). *Traceure* können, ähnlich wie Fußgänger, nur schwer in ihrer Lokalisierung dargestellt werden, „denn sie schaffen erst den Raum“ (ebd.). Wohl aber können die Modalitäten ihrer Bewegung genauer in Augenschein genommen werden. In den folgenden Kapiteln werden das Entdecken, Sehen und Neu-Interpretieren als spezifische Modi der Raumerfahrung und Raumaneignung durch Parkour vorgestellt. Mit diesen Modi geht eine veränderte Gebrauchsweise des Urbanen einher, sie gehören keiner linearen Abfolge, sondern sind in einem iterativen Prozess miteinander verbunden.

→ 2.3



Iterativer Prozess des Entdeckens - Sehens - Neu-Interpretierens

## 4.3.1 Entdecken

Indem De Souza e Silva und Hjorth (2009) danach fragen, inwiefern urbane Räume noch vor dem Aufkommen mobiler Technologien als spielerische Räume entdeckt wurden, begeben sie sich auf die Spuren früherer Formen spielerischer Aktivitäten in der Stadt. Das Konzept des Spielens, das den öffentlichen Raum in spielerischen Raum zu transformieren vermag und somit der Sehnsucht „to transform physical ‘serious’ spaces into playful spaces“ (ebd. 603) nachkommt, wird anhand dreier Beispiele verdeutlicht: der *Flaneur*, die Praxis des *Dérive* und schließlich die Praxis des *Parkour*.

Der *Traceur* weist mit seinem Entdeckungsdrang erstaunliche Parallelen zum Typus des *Flaneurs*, geschaffen im Paris des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts, auf (vgl. Atkinson 2009: 179; Lamb 2014: 7). Walter Benjamin (2018: 125) spricht von der „Wiederkehr des Flaneurs“, denn die Stadt eröffnet, wie er betont „[...] das unabsehbare Schauspiel der Flanerie, das wir endgültig abgesetzt glaubten.“

Das Neu-Erkunden städtischer Lebens-Räume offenbart auch dem *Traceur* einen eigenen Zugang zum Wesen der Stadt. „Sich treffen und zusammen rausgehen, um die Stadt zu erkunden“ (Int. A 2019: 7) wird sogar als „Grundpfeiler“ (ebd.) der Bewegungsdisziplin beschrieben. Ein *Traceur*, der im Gespräch seine über zehnjährige Erfahrung mit Parkour reflektiert, hebt diese explorative Art und Weise der intensiven Auseinandersetzung mit der eigenen Stadt besonders hervor: „[...] was ich eigentlich am spannendsten fand, ist eben auch dieses Erkunden – so ein bisschen die Stadt erkunden und kennenlernen“ (Int. AL 2019: 6). Es handle sich dabei eben nicht um die schnellstmögliche Fortbewegung, beziehungsweise das Rennen „von einem Punkt in der Stadt zum nächsten“ (Int. A 2019: 6), oder das sofortige „über Dächer springen“ (Int. M 2019: 3), wodurch die Praxis durchaus mit einem gemächlich-explorierenden Gehen in Verbindung gebracht werden kann:

→ 3.2.2

→ 2.4.1

„Exploren bedeutet eigentlich nur: man geht durch die Stadt spazieren, so auch ein bisschen im Trainings-Modus und kuckt sich dann jede Ecke genau an und sucht da Möglichkeiten, was zu machen.“  
(Int. J 2019: 3)

Über das Explorieren nimmt der *Traceur* aktiv am Stadtgeschehen teil und generiert darüber hinaus, ähnlich wie der Flaneur, integrierte Spiel-Räume: „Through his wandering, the *flâneur* merges the ‘serious’ space of the city (designed to promote circulation of people [...]) with the ludic activity of casual walk, therefore, eliminating the boundaries of a distinct and separate play space” (De Souza e Silva & Hjorth 2009: 607).

Anders als beim Flanieren, das dem ziellosen Spaziergehen gleichkommt, wird beim Entdecken durch Parkour in den meisten Fällen zumindest ein Ausgangspunkt und ein grobes Zielgebiet definiert, von dem aus dann weitere Entdeckungen gemacht werden können:

*„Wir suchen schon eine Gegend aus. Das ist jetzt nicht so, dass ich von zu Hause loslatsche und dann querfeldein und mal sehen, wo es mich hinführt. Sondern dann fährt man heute mal nach Winterhude, da waren wir noch nicht so oft, da gehen wir dann durch die Straßen und kucken uns die Ecken an.“*  
(Int. J 2019: 3)

Dennoch „[...] kommt man natürlich in Stadtteile, in die man sonst eher nicht reingehen würde“, stellt Paul (Int. 2019: 9) fest, der betont, dass mit dem Entdeckungsdrang eine wahre Horizonterweiterung einhergeht. Denn Parkour führe dazu „[...] dass man an Orte kommt, zu denen man sonst normalerweise nicht gehen würde. Man geht ja gerne dahin, wo es die guten Restaurants gibt, oder wo man essen nach seinem Geschmack findet“ (ebd. 8). Ab und an vom eigenen Geschmack abzuweichen und die imaginäre „Speisekarte“ um vielversprechende Empfehlungen zu erweitern, gehört somit auch zum explorativen Vorgang. Die Vielfalt „kulinarischer“ Highlights wartet schließlich nur darauf entdeckt zu werden:

*„Mittlerweile kennt man schon viele Spots, die mündlich weitergegeben werden von Parkour-Traceur zu Parkour-Traceur. Aber es gibt auch viele Gegenden oder Neubaugebiete, die man noch nicht entdeckt oder sich angekuckt hat.“*  
(Int. J 2019: 3)

Folglich ist der *Traceur* nicht gleichzusetzen mit einem frei mäandrierenden Spaziergänger, der scheinbar teilnahmslos, weil zielfrei, umherirrt. Trotzdem stellt das Spaziergehen einen wichtigen ermöglichenden Faktor im Prozess des Entdeckens dar:

*„[...] zum Beispiel als ich jetzt hierhergezogen bin, bin ich ganz viel spazieren gewesen hier auf der Ecke, um zu kucken, was man hier so machen kann und hab dann angefangen hier zu trainieren. Es gibt viele gute Möglichkeiten.“*  
(Int. AL 2019: 2)

Im Vergleich zu anderen sportlichen Betätigungen, wie beispielsweise dem Fußballspielen, liege der große Vorteil darin, keine Hilfsmittel, wie einen Ball, zu benötigen und somit frei und spontan darüber entscheiden zu können, ein „Gebiet zu explorieren“ (Int. M. 2019: 10). Dazu kommt: „Man kann es zusammen machen, aber auch alleine“ (ebd. 2). Die Gruppendynamik spielt dennoch eine wichtige Rolle im Entdecken unzähliger Möglichkeiten des Umherschweifens: „Wenn du mit ein paar Leuten unterwegs bist, zu zweit oder zu dritt, dann macht man das eher noch, dass man sich einen *anderen Weg* sucht oder nochmal eine andere Gegend auskundschaftet. Das ist dann auch spontan. Klar wird das in der Gegend sein, wo man sich den Treffpunkt festlegt. Von da aus gibt’s ja unendliche Möglichkeiten“ (Int. 2019: 4).

→ 3.2.1.3

→ 3.2.2

Diese Beschreibung erinnert sehr stark an die situationistische „Technik des eiligen Durchgangs durch abwechslungsreiche Umgebungen“ (Debord 1990: 33), die als ein „Sich-Hingeben“ (ebd.) oder „Sich-Treibenlassen“ (Debord 1958: 246) bezeichnet werden kann. Dabei ist der Begriff des *Umherschweifens* „[...] untrennbar verbunden mit der Erkundung von Wirkungen psychogeographischer Natur und der Behauptung eines konstruktiven Spielverhaltens [...]“ (Debord 1990: 33). Dies trifft auch auf die bewegend-spielerische Aneignungspraxis Parkour zu, denn sich aktiv neue Wege zu bahnen führe, wie ein *Traceur* am eigenen Leib erfährt, dazu, „dass du das anders wahrnimmst als jemand, der da einfach so langläuft, weil er eben da langläuft [...], weil der Weg halt da ist“ (Int. A 2019). Insofern unterscheidet sich diese Herangehensweise vom klassischen (normalisierten) Spaziergang, denn „[...] the *dérive* was less about randomly walking through the city for its own sake and more about experiencing its contours, zones, and vortex. So the architecture of the city itself played an important role [...]“ (De Souza e Silva & Hjorth 2009: 610).

→ 4.4.3

Die sich dem Umherschweifen oder dem Parkour widmenden Menschen geben sich für die Zeit der Ausführung der Praxis „den Anregungen des Geländes und den ihm entsprechenden Begegnungen“ (Debord 1999: 33) hin, wobei die *Traceure* dafür nicht dezidiert gewohn-

te Bewegungs- beziehungsweise Handlungsmotive ablegen müssen (wie es der *Dérive* vorschreibt). Denn diese sind längst Bestandteil der Alltagsroutine sowie einer gewissen Lebenseinstellung geworden, wie an anderer Stelle aufgezeigt wurde.

→ 3.2.2

Das Zufällige tritt im *Dérive* zugunsten der *organisierten Spontanität* (vgl. De Souza e Silva & Hjorth 2009: 610) in den Hintergrund. Das Entdecken der Umwelt wird also nicht rein dem Zufall überlassen, sondern folgt einem Set von lockeren Regeln. Diese beziehen sich auf die empfohlene Kleingruppengröße von zwei bis drei Personen, die Dauer des Umherschweifens, die auf die maximale Zeitspanne eines Tages festgelegt ist, oder auch den begrenzenden räumlichen Rahmen. Wie auch beim Parkour steht die „Erforschung eines bestimmten Spielraumes“ (Debord 1990: 38) im Fokus. Dieser umfasst „höchstens das durch eine Großstadt samt Vororten gebildete Gebiet“ (ebd.).

Im Folgeschluss kann gesagt werden, dass der spielerischen Praxis der *Traceure* ebenso eine *organisierte Spontanität* innewohnt. In strenger Form zeigt sich diese bei der Samstagsgruppe, die entlang ihrer raumzeitlich definierten Route eine mehr oder weniger festgelegte Umgebungseinheit (mit offenem Ausgang) erkundet. Im Sinne Debords kann die Samstagroute als psychogeographische Drehscheibe (vgl. ebd. 39) verstanden werden „[...] deren hauptsächliche Durchgangachsen, ihre Ausgänge und Schutzzonen“ (ebd.) wahrgenommen werden. Organisiert ist diese Spontanität vor allem deshalb, weil die Auswahl der Spots zwar variabel, jedoch nicht zufällig ist, da „[...] die ersten entdeckten psychogeographischen Anziehungen aber das umherschweifende Subjekt bzw. die Gruppe wohl an neuen gewöhnlichen Achsen festhalten können, zu denen alles sie ständig wieder hinbringt“ (ebd. 35).

→ 2.4.2

→ 4.4.2

Wie ein *Traceur* betont, stellt sich mit den Jahren nicht nur „eine gewisse Gewöhnung“ (Int. P 2019: 9) ein, die sich in den repetitiven Bewegungsabfolgen widerspiegelt, sondern auch eine gewohnheitsbedingte Vermischung von Arbeitswegen und Freizeitwegen: „[...] wenn man die Verwaltung oder die Firma verlässt, geht man an den gleichen Spots immer lang. Und das ist interessanterweise auch der Weg, den ich immer auf der Samstagroute gehe“ (Int. P 2019: 9). Somit trifft folgende Aussage ebenso für Parkour zu: „The practice of the *dérive*, as a collective playful experiment that takes place in urban space, inherently mixes playful and everyday life ‘serious’ space“ (De Souza e Silva & Hjorth 2009: 611).

Dennoch kann es auch zu Formen *unorganisierter Spontanität* kommen: „Letztens kam nach der Arbeit noch jemand in die Halle, der trainieren wollte, aber wir hatten bereits zu und dann sind wir einfach zusammen mit dem Fahrrad losgedüst und hier beim Meißberg runter und sind überall rumgeklettert, wo wir gerade Bock darauf hatten und hatten Spaß. Das gehört auch dazu“ (Int. J 2019: 9). Ein bereits sehr erfahrener *Traceur* berichtet im Gegenzug, dass seine Entdeckungslust im Vergleich zur Anfangszeit seines Trainings etwas abgenommen habe. Zu jener Zeit sei er „[...] sehr neugierig gewesen immer. Es ist jetzt auch immer noch so, dass ich gerne mal in einen Hinterhof kucke und schaue, ist da irgendwas Interessantes oder so. Das war damals so ganz extrem und ich habe immer und überall irgendwas *gesehen*“ (Int. AL 2019: 15).

### 4.3.2 Sehen

Erinnern wir uns zurück an den *Flaneur*: In seiner Doppelrolle als distanzierter Kritiker und in die Stadtumwelt versunkener Beobachter verfügt er über einen besonderen Blick: „[...] the flaneur wandered and consumed the city with detracted gaze. He provided another type of lens through which to read and participate in the city, exploring new angles and avenues in the shifting vignette of early postindustrial urbanity“ (De Souza e Silva & Hjorth 2009: 604). Auch wenn der *Traceur* und der *Flaneur* mit ihren erkundenden Blicken andere Motive verfolgen – der *Traceur* sucht nach erweiterten Bewegungsmöglichkeiten während der *Flaneur* die facettenreiche Vergangenheit der Stadt aufspürt – ist das Sehvermögen für beide essenziell: Sie schärfen ihr Auge fürs Detail, entdecken mit „offenen“ Sinnen das scheinbar Unscheinbare oder Abseitige, an dem sich ihr Blick schließlich verfängt. Hinter den zwei Figuren und ihren *Ansichten* steckt jedoch ein jeweils anderer Zeitgeist, wie aus Walter Benjamins (1935: 227) Schriften zur Hauptstadt Paris hervorgeht: „Es ist der Blick des Flaneurs, dessen Lebensform die kommende trostlose des Großstadtmenschen noch mit einem versöhnenden Schimmer umspielt.“

Der sogenannte „Parkour-Blick“ bietet im Vergleich dazu die Linse für eine neue Lesart der post-modernen Stadt des 21. Jahrhunderts. Er ist eine besondere Wahrnehmungsform, die es erlaubt, den städtischen Raum als „Möglichkeitsraum“ zu identifizieren: „Es ist ein  *kreativerer Blick*. Man nimmt verschiedene Gegenstände eher als Möglichkeiten wahr“ (Int. J 2019: 2). So werden ein „Fahrradaufgang“ (ebd.), „ein



→ 3.2.1.3

schönes Geländer“ (Int. AL 2019: 15) aber auch „Stangengerüste oder Baugerüste“ (Int. J 2019: 5) zu Spielgeräten, die dazu einladen „ein bisschen ausprobiert“ (Int. A 2019: 2) zu werden. Dies gelingt mit Hilfe von „micro-detailed aspects of movements“ (Saville 2008: 900), durch die eine intime Verbindung zum Ort eingegangen wird: „Embodied knowledge and familiarity of place is gained as place is tried. Here the body, while repeating similar movements many times, is slowly building embodied knowledge of itself and its relation to spatial forms“ (ebd.). Sich selbst (vgl. Int. P 2019: 4) und die „verschiedenen Elemente auszuprobieren“ (ebd. 3) bietet sich für Anfänger, laut Alexander, an Orten wie dem Platz vor der St. Michaelis Kirche oder in der HafenCity an. Von dort aus habe man „[...] sich dann spontan entschieden ‚okay, wir gehen nochmal da hin, oder lass uns dort noch mal ankucken, was es so gibt‘“ (ebd.).

→ 3.2.1.2

Alexander muss nicht lange überlegen, als ich ihn danach frage, was einen „Spot“ für gewöhnlich ausmacht: „Mauern, Kantsteine, Geländer sind so die typischen Elemente“ (ebd. 4) entgegnet er. Eher schwer zu finden seien „Sachen mit Stangen, also wo man Schwingen kann, Gerüste oder sowas“ (ebd. 4).

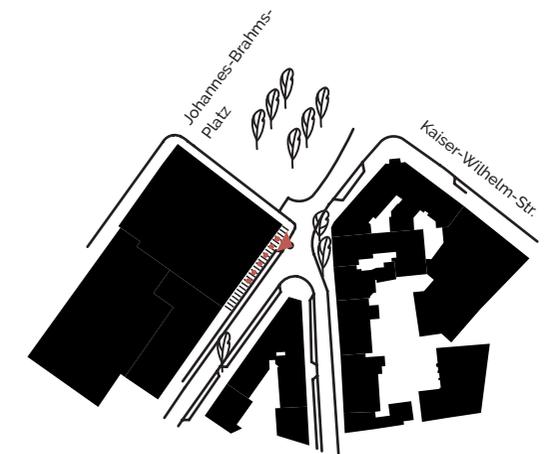
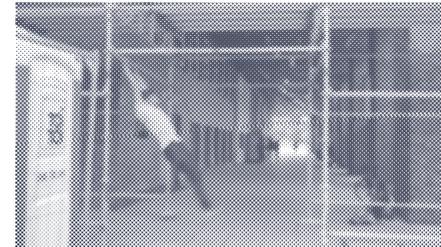
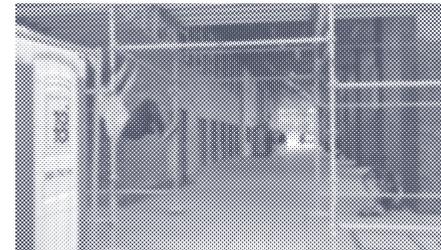
→ 4.4.1

Auch während der alltäglichen Fortbewegung mittels öffentlicher Verkehrsmittel werden Spots gerne beim durchs-Fenster-Schauen entdeckt (Int. J 2019: 3). Der aufmerksame Blick durchwandert dabei die vorbeiziehende Stadtlandschaft:

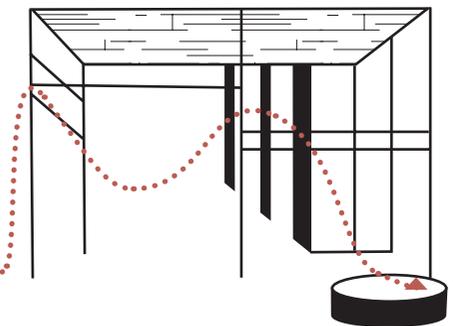
*„Die Wahrnehmung ändert sich auch einfach. Ich merke das immer wieder, gerade wenn ich in der Bahn fahre oder in einem Auto sitze. Dann merke ich, wie ich aus dem Fenstern kucke und suche. [...] Das passiert ganz oft so, dass du dich, während du unterwegs bist, umschaust und nach neuen Möglichkeiten, neuen Spots, suchst.“*  
(Int. A 2019: 6)

Ähnlich empfindet dies auch Basko (Int. 2019: 6), der bemerkt: „[...] wenn man in der Bahn ist und einen Spielplatz sieht, dann merkt man sich den, dass man da später mal hinkann oder so.“ Er fügt hinzu: „Wenn man Parkour macht, dann verändert sich so der Blick“ (ebd.). Auch Michael (Int. 2019: 10) stimmt dem zu: „Also ja, ich nehme die Stadt schon anders wahr auf jeden Fall. Ich kucke, wo was ist, wo ich was machen könnte. Ich nehme vor allem auch andere Orte anders wahr.“ Da er selbst Parkour-Kurse für Kinder anbietet, interessiert er sich insbesondere dafür, wie sich der Parkour-Blick über die Zeit entwickelt

→ 4.1.3



\* Film Stills #: Traceur Jan „bespielt“ ein temporäres Baugerüst, Instagram-Aufnahme



(vgl. ebd. 2019: 3). Wie dieser visuelle Wahrnehmungsmodus mit dem spezifischen Bewegungsmodus eines geübten *Traceurs* (im Vergleich zum normalisierten Bewegungsverhalten) einhergeht, veranschaulicht er folgendermaßen:

*„Ich glaube das Beispiel ist ganz griffig: wenn du dir vorstellst, du gehst auf der Straße ganz normal von A nach B, nimmst dir deinen Weg irgendwie, und du gehst diesen. Wenn ich mich bewege, und ich kann mir vorstellen, dass das auch bei vielen anderen so ist, die Parkour oder ähnliche Sachen machen, dann ist man permanent irgendwie am kucken und der Blick wandert immer über Häuserfronten, über Bordsteinkanten und Mauern, wie man sich da jetzt gerade spielerisch den Weg auch erschließen könnte.“ (Int. M 2019: 10)*

Genauso wie der Spaziergänger das *Flanieren*, so muss der *Traceur* den rastlos umherschweifenden Blick kultivieren, damit er sich in der gelebten Praxis von einem „ich gehe jetzt von A nach B“ (ebd.) hin zu „ich habe überall Möglichkeiten“ (ebd.) entwickelt. Die hier deutlich werdende Allianz von visueller und taktiler Sinneswahrnehmung steht in direktem Verhältnis zur Bewegungsaktivität des lebendigen Körpers. Die einzelnen Sinne und das individuelle Bewegungsvermögen sind in einem gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnis eng miteinander verknüpft: „Speziell die visuelle Wahrnehmung und Motilität stehen zueinander in einem Verhältnis der Umkehrbarkeit“, wie Young (1980: 415) mit Bezug auf Merleau-Ponty (1966) feststellt. Folgen wir Young, die auf eine geschlechterspezifische Differenz in der räumlichen Wahrnehmung sowie motorischen Problemlösung hinweist, so lässt sich diese Umkehrbarkeitsannahme schnell veranschaulichen. Sie besagt, dass sich der visuelle Raum eines Menschen, der sich als starr und eingeschlossen empfindet, durch eine dementsprechende Festigkeit und Unbeweglichkeit auszeichnet. Im Umkehrschluss entkommen jene Personen dieser räumlichen Lähmung, die über einen gewissen Weitblick verfügen, oder sich diesen entsprechend aneignen.

*Traceure* sind also ein Paradebeispiel dafür, wie visuelle Agilität produktiv in die räumliche Praxis umgesetzt werden kann. Diese Gabe möchte auch Michael weitergeben, dessen großes Anliegen es ist, Kinder zu selbstbestimmter Bewegung zu ermutigen. Dies gelingt ihm, indem er ihnen zeigt, „[...] wie sie sich selbst über den Parkour-Blick Sachen suchen können. Sodass sie sich selbst hier in Pflanzen und Blumen treffen

können und trainieren können. Und das dann auch das Normalste der Welt ist, dass sie das tun“ (Int. M 2019: 6).

Obwohl jeder *Traceur* im Laufe der Jahre einen eigenen Bewegungsstil entwickelt und „seinen Style findet“ (Int. AL 2019: 10), geht es darum, kontinuierlich an diesem zu arbeiten und ständig Ausschau nach neuen Bewegungsorten- und Variationen zu halten. Diese Variationen zuerst entlang einer festen Route oder bereits bekannter Spots zu üben, bietet sich gerade für diejenigen an, „die noch nicht so den geschärften Blick haben“ (Int. AL 2019: 2). Man könnte Menschen zwar auch „ranführen“ (ebd. 14), sodass sie sich diesen besonderen Modus des Sehens verstärkt aneignen. Aber „Für jemanden, der sich eh gerne bewegt [...] und dann auch noch Parkour macht, ist das irgendwie so offensichtlich“, bemerkt Aljoscha (ebd. 14). Denn der erfahrene *Traceur*: „[...] sieht halt mehr Sachen und kann aus einzelnen Sachen mehr raus holen“ (ebd. 2). Mehr rauszuholen deutet insbesondere auf den Prozess des Uminterpretierens von Stadtlandschaft zugunsten eigener Bewegungszwecke hin.

### 4.3.3 Neu-Interpretieren

Sowohl der *Flaneur*, der mittels *Dérive Umherschweifende*, und schließlich der *Traceur* zeigen auf, dass es keiner großen Mittel benötigt, sogar bereits bekannte urbane Räume mit anderen Augen zu sehen oder sehen zu lernen. Dass das Sehen dabei kein passiver rezeptiver Vorgang ist, geht aus dem vorausgehenden Kapitel hervor. Im Gegenteil: Im und durch das (An-)Blicken, den aktiven vom Auge ausgehenden Vorgang, wird die Stadtumwelt schon *berührt* und in Bewegung versetzt, bevor es überhaupt zum Körperkontakt mit ihr kommt.

*„In this way solidity, texture, surface and depth can all be felt at a distance. Spatial forms have a haptic presence, and can 'touch' you long before you have come close enough to lay hands on the brick, grass, rail or whatever.“ (Saville 2008: 904)*

Das Visuelle ersetzt zwar nicht die haptische Auseinandersetzung mit dem Raum, ist aber dennoch ausschlaggebender Faktor im Prozess der Neuinterpretation des Städtischen. Das Sehen richtet unsere Aufmerksamkeit ausgehend vom Raum des Körpers und des von ihm besetzten Ortes auf den Raum und seine Dinge, so schließt Merle-



→ 3.2.1.2

→ 4.3.2

→ 3.1

→ 4.1.1

au-Ponty (vgl. 1961: 187). Er geht vom Sehen als „bedingtes Denken“ aus, „[...] das erzeugt wird ‚bei Gelegenheit‘ dessen, was im Körper geschieht, er ist es, der zum Denken ‚anregt‘“ (ebd.).

*„Das Sehen ist nicht die Metamorphose der Dinge selbst in ihr Gesehenwerden, die doppelte Zugehörigkeit der Dinge zu einer großen Welt und zu einer kleinen, persönlichen Welt. Es ist vielmehr ein Denken, das streng die im Körper gegebenen Zeichen entziffert.“*  
(Merleau-Ponty 1961: 182)

Der Körper wird in diesem Sinne vielmehr als ein „Verwahrer“ (ebd. 190), denn als bloßes „Mittel des Sehens und Tastens“ (ebd.) verstanden; er setzt sich immer ins Verhältnis zur Räumlichkeit, die er erlebend erfasst. Sehend befragen die *Traceure* also den Raum. Ihr umdeutender Blick ist zugleich Resultat und Triebfeder der veränderten Lesart von Stadt, auf die sogleich Taten folgen.

*„Manche sehen eine Mauer als eine Mauer und du gehst halt durch die Stadt und siehst eher einen Spielplatz darin.“*  
(Int. J 2019: 2)

Den Stadtraum Hamburg als Spielwiese zu interpretieren legt nahe, auch auf weitaus kleinerer Maßstabsebene einzelne städtische Elemente umdeuten und entsprechend der neu zugewiesenen Gebrauchsbestimmung nutzen zu können: „Wo andere einen Treppenaufgang sehen, siehst du dann: Von da kannst du einen Sprung machen. Da kannst du entlang balancieren“ (Int. A 2019: 6). Der Treppenaufgang wird in diesem Beispiel auf alternative Weise mittels räumlich-kognitiver Prozesse und einer spielerischen Bewegungsleistung neu verhandelt. „Importantly, however, parkour not only offers opportunities for reconfiguring ways of moving but also expands ways of imagining the urban landscape“ (Loo & Bunnell 2018: 151).

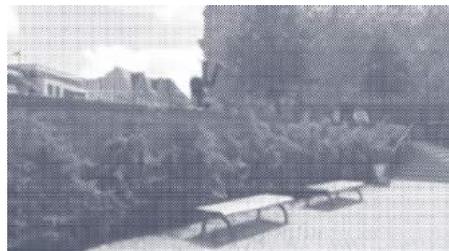
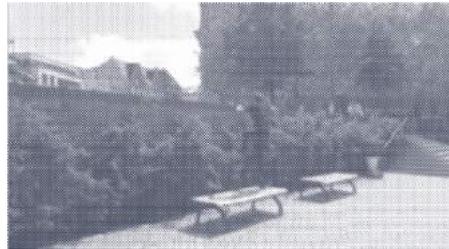
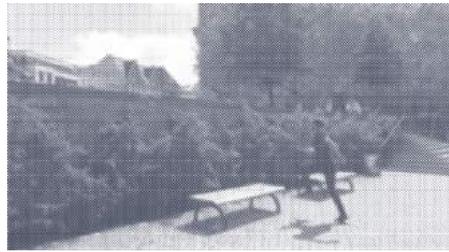
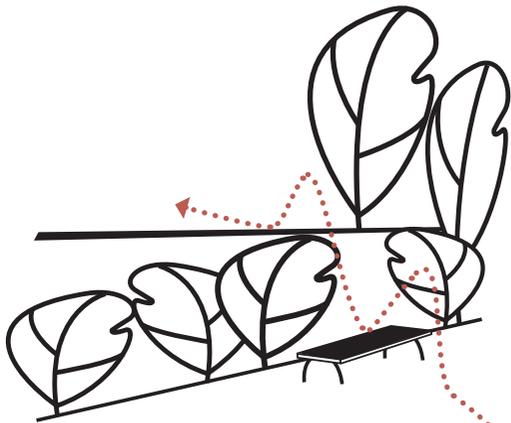
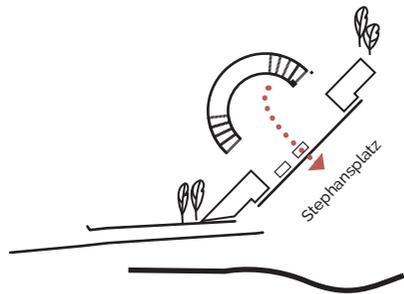
Auch mit noch so viel Kreativität ist eine trostlose leere Fläche allerdings nur schwer neu zu interpretieren. Ein *Traceur* berichtet, dass für ihn der eigentliche „Kern der Sache [...] schon noch eine Interaktion mit der Umwelt“ (Int. AL 2019: 8) ist. Parkour auf einer geraden Fläche zu praktizieren wäre zwar nicht unmöglich, entspreche aber nicht derselben taktilen Auseinandersetzung, wie wenn man sich voll und ganz auf die heterogene Strukturierung eines Raumes einlässt. Ihn interessiere vielmehr: „[...] was ich anfassen kann oder wo ich raufstei-

gen kann“ (ebd.). Auch Basko (Int. 2019: 7) assoziiert mit einem geeigneten Bewegungsraum nicht einfach nur viel ungestaltete Freifläche, sondern „Bewegungsmöglichkeiten“ (ebd.), sprich die Aneignungspotentiale des Bewegungsraumes: „Wir haben fast überall Möglichkeiten uns im urbanen Raum zu bewegen. Sobald da [...] irgendwas anderes ist als eine grade Fläche, ist Parkour angesagt. Auf geraden Flächen kann man auch was machen, aber das ist nicht so spannend, weil es das überall gibt.“

Die Art und Weise, wie praktizierende *Traceure* den urbanen Raum, Architekturen und Wege visualisieren, transformiert sich mit der Zeit. Indem kontinuierlich neue Erfahrungen gemacht werden, folgen sie immer mehr ihren Wünschen und Begierden, die in sogenannten „desire lines“ (vgl. Loo & Bunnell 2018: 152) ihren Ausdruck finden. Es handelt sich hierbei um Routen, die von vorgeplanten Imperativen abweichen und andere mögliche Bewegungsbahnen zum Vorschein bringen. Entlang dieser Bahnen setzen sich die *Traceure*, ungeachtet funktionaler Bestimmungen, spielerisch mit den vorgefundenen Gegenständen und deren Materialitäten auseinander. Demnach gilt: „[...] the parkour vision expresses an excess of possibilities manifest through the mobile body that preplanned fixtures can neither anticipate nor limit“ (ebd. 153). Für Jan (Int. 2019: 5) beispielsweise besteht der besondere Reiz darin, „[...] wenn man wirklich an Sachen trainiert, die eigentlich gar nicht dafür gedacht sind“. Denn auch ganz gewöhnliche, im urbanen Raum auffindbare Elemente wie Stadtmobiliar könne man „für andere Sachen verwenden“ (ebd.). Die These besagt also, dass man die Ursprungsidee eines Platzes, Weges oder positionierten Gegenstandes „[...] natürlich für seine Zwecke adaptieren kann“ (Int. P 2019: 10).

Wenn es also stimmt, dass die räumliche Ordnung, die eine Reihe von Möglichkeiten (genauso wie Restriktionen und Verbote) enthält, durch gehende Bewegungen aktualisiert wird (vgl. De Certeau 1988: 190), dann vermag die von konventionellen Wegen abweichende Praxis der *Traceure* diese Ordnung in Frage zu stellen. Denn über die Neu-Interpretation ursprünglich sogar beschränkender urbaner Gegenstände und Räume werden diese nicht nur zweckentfremdet, sondern Bewegungs- und Aneignungsmöglichkeiten werden sogleich vervielfacht. Selbst der klassisch gehende Mensch „[...] erfindet neue Möglichkeiten, da er durch Abkürzungen, Umwege und Improvisationen auf seinem Weg bestimmte räumliche Elemente bevorzugen, verändern oder beiseite lassen kann“ (ebd.).

→ 4.3.2



Film Stills #2: Traceur Jan beim Spot „Rondell / Bank“, Instagram-Aufnahme

Genau die hier beschriebene Zweckentfremdung und Mehrfachnutzung sei das, „[...] was Architekten nicht beabsichtigt haben mit ihren Konstruktionen: dass man daran Sport macht“ (Int. J 2019: 5). Auch Aljoscha (Int. 2019: 10) gesteht: Stadt sei „ja nicht gerade dafür gedacht im ersten Sinne.“ Umso mehr drängt sich die Idee auf, das Urbane trotz allem, oder vielleicht sogar zum Trotz – dazu ausführlicher etwas später – anders zu denken. Bavinton (2011: 396) beispielsweise weist in seiner Analyse von Parkour als Freizeitpraxis auf die essenzielle Bedeutung ermöglichender Beschränkungen, sogenannter „enabling constraints“, hin. In der Neuinterpretation von Stadtlandschaften als Terrain spielerischer Möglichkeiten ist, seiner Meinung nach, ein wichtiger Denkanstoß enthalten: „It is this activity of urban reinterpretation that bears significance for a discussion of the role played by materially-spatially embedded power-relations in organising leisure settings as fields of possibility and constraint.“

Fest steht jedenfalls, dass die Neuinterpretation (in den Augen der Traceure) keine Grenzen kennt: Sogar größeren räumlichen Elementen oder ganzen Bauten, wie beispielsweise der Nikolaikirche, werden von den Traceuren neue Nutzungen zugeführt. Alexander berichtet von der Verlockung, ja gar einem „Drang“ (ebd. 5), die sich zu jener Zeit in Renovierung befindliche Kirche zu erklimmen: „Das ist wie so ein großes Klettergerüst“ (ebd.).

Schließlich wird die sich unaufhaltsam transformierende Stadt immer wieder neu entdeckt, gesehen und interpretiert, um daraufhin wieder anders gesehen und neu entdeckt zu werden.

*„Ich finde es immer super, wenn dann irgendwo wieder was Neues entsteht, was man dann wieder nutzen kann, oder man wieder neue Möglichkeiten hat was zu machen. Es ist schon immer so die Hoffnung da, wenn da eine Baustelle ist, so ,hey, vielleicht entsteht da was neues Cooles, womit du was anfangen kannst‘, was aber eigentlich einem anderen Zweck gewidmet ist.“ (Int. A 2019: 10)*

## 4.4 Verkörperte Bewegungs-Räume als „mobile spatial fields“

### 4.4.1 Das neue Mobilitätsparadigma

Im Rahmen seiner Bewegungspraxis beziehungsweise schon im ersten Moment des Bewegungsansatzes erschafft der *Traceur*, wie auch jeder andere sich fortbewegende Mensch, ein Verhältnis zwischen Nähe und Ferne, dem *hier* und dem *dort* (vgl. De Certeau 1988, Merleau-Ponty 1945). Somit erfährt sich der gelebte aktive Körper als positioniertes Subjekt räumlicher Relationen. Dass die Art der Bewegung innerhalb dieses Bezugsrasters (*hier-dort*) wichtige Informationen über die subjektbezogene Aneignung des Raumes (sowie der Zeit) enthält, betonen Sheller und Urry (2005), die sich im Rahmen des „new mobility paradigm“ vor allem den sozialen Auswirkungen multipler Mobilitäten widmen. Demzufolge richtet sich der moderne Bewegungsfokus in Zeiten beschleunigter Transportsysteme vielfach auf die zielgerichtete Distanzüberwindung, ohne den durchquerten, dazwischen liegenden Raum und die darin stattfindenden Aktivitäten zu thematisieren:

→ 3.1

*„Whereas the transport literature tends to distinguish travel from activities, the new mobilities paradigm posits that activities occur while on the move, that being on the move can involve sets of ‚occasioned‘ activities.“*  
(Sheller & Urry 2005: 213)

Forschungen zum neuen Mobilitätsparadigma setzen sich daher mit der multisensorischen Natur verkörperter Erfahrung in unterschiedlichen Modi der Fortbewegung auseinander und betonen zudem „[...] a complex relationality of places and persons connected through performances“ (ebd. 214). Vor allem kulturgeographische Untersuchungen widmen sich dieser dynamischen Beziehung von Körper, Landschaft und Mobilität (vgl. Middleton 2010; Jones 2005). Immer mehr Beachtung finden in diesem Zusammenhang auch die „ideological structures of space that modulate how practitioners (should) move“ (Loo & Bunnell 2018: 146). Gerade dadurch, dass Mobilität kein universelles Gut darstellt, wie Massey (1993) anhand der „power geometry of space-time“ aufzeigt, kommt den ideologisch strukturierten (mobilen) Räumen und ihren machtvollen Grenzziehungen eine ausschlaggebende Rolle in der Ermöglichung mobiler Aktivitäten zu.

→ 2.1

### 4.4.2 Mobile räumliche Felder und ihre Grenzziehungen

Dass sich Menschen innerhalb und mit Hilfe mobiler räumlicher Felder bewegen und orientieren zeigt die Anthropologin Nancy D. Munn in ihrer Forschungsarbeit zum Mobilitätsverhalten der australischen Aborigines auf. Ausgehend von der Frage (kulturell und sozial definierter) räumlicher Verbote und deren Implikationen für die Bewegung und den Bewegungsradius eines akteurszentrierten mobilen Körpers, beleuchtet sie die Produktion einer spezifischen räumlichen Form – „a space of deletions or of delimitations constraining one’s presence at particular locales“ (1996: 93). Dieser „negative space“ (ebd.), oder „no room“ (ebd.), wird im Kontext des moralisch-religiösen Gesetzes der Aborigines personen- und lebenszeitabhängig konstruiert und steht für „[...] a person’s lack of sociomoral or legal space at a given locale“ (ebd.). Auch wenn es sich hierbei um einen spezifischen Anwendungsfall handelt, so lässt sich anhand dieser Beobachtung der generelle Prozess des Ausschlusses „stigmatisierter“ Personen, die in ihrer Körperlichkeit als von der Norm abweichend definiert werden, aufzeigen. Beispielsweise ist der obdachlose oder kindliche Körper (die „Verkörperung“ von Obdachlosigkeit oder kindlichem Verhalten) ein Erkennungszeichen, das die Ausgrenzung aus spezifischen Öffentlichkeiten markiert (vgl. Strüver 2018: 288). Vor dem Hintergrund dieser Dynamik der räumlichen und sozialen Ex- und Inklusion sind der Einsatz persönlicher Mobilität und die erlaubte Nutzung der betreffenden Örtlichkeiten raumzeitlich determiniert. Sie unterliegen dem komplexen Konstrukt der „spacetime“, von Munn beschreiben als „[...] a symbolic nexus of relations produced out of interactions between bodily actors and terrestrial spaces“ (ebd.).

Mit Bezug auf Lefébvres (1991: 191) konzeptionelle Unterscheidung des sozialen Raumes in „field of action“ und „basis of action“ gelingt es Munn, die dynamische Interrelation der beiden Raummodalitäten am Beispiel der (ausschließenden) Raumzeit aufzuzeigen. In dieser so bezeichneten „basic duality“ (ebd.) stehen sich ein bestimmter Schauplatz – zu verstehen als „basis of action“ – und das Handlungsfeld, beziehungsweise der Wirkungsbereich des Individuums als „field of action“ gegenüber. Lefébvre, der mit Hilfe dieser „dual nature“ (ebd.) die Vielschichtigkeit des sozialen Raumes zu begründen versucht, stellt sich die Frage:

*“Is not social space always, and simultaneously, both a field of action (offering its extension to the deployment of projects and practical intentions) and a basis of action (a set of places whence energies derive and whither energies are directed)?”*  
(Lefèbvre 1991: 191)

Das Aktions- beziehungsweise Handlungsfeld wird von Munn (1996), indem sie den Begriff des „mobile spatial field“ einführt, neu interpretiert und um die Komponente der individuell raumgreifenden Mobilität erweitert: „Since a spatial field extends from the actor, it can also be understood as a culturally defined, corporeal-sensual field of significant distances stretching out from the body in a particular stance or action at a given locale or as it moves through locales” (ebd. 94). Mit Hilfe des mobilen räumlichen Feldes kann der relativ verortete Körper in seiner weitläufigen Ausdehnung und (antizipierten) Bewegung gedacht werden.

→ 3.2.1

Diese Überlegung lässt sich beispielhaft auf den spielerischen Körper des *Traceurs* übertragen. Sein ständiger Begleiter ist das räumliche Feld, das sich kontinuierlich mit ihm fort- und durch spezifische Umgebungen hindurchbewegt: „The particular locale that a spatial field embraces changes with the mobile actor from one ‚moment‘ to the next“ (ebd.). Negative räumliche Interaktionen oder Erfahrungen, wie der Zusammenstoß mit unvorhergesehenen und vorübergehend stattfindenden Events oder Menschenansammlungen, die „ihre Spots“ temporär in Beschlag nehmen, werden von den *Traceuren* normalerweise umgangen: „In the act of detouring, actors also carve out a negative space – a locale – where they do not go [...]. This act projects a signifier of limitation upon the land or place by forming *transient but repeatable boundaries out of the moving body*” (ebd. 95). Ausschließende Handlungen können somit genauso wie ausschließende Orte konkrete (wenn gleich flüchtige) oder räumlich sich verschiebende Grenzen vorgeben, die andere Handlungen oder Nutzungen fernhalten. Dies zeigt der folgende Auszug aus dem Feldtagebuch:

**Als wir beim Japanischen Garten ankommen teilen wir uns den Raum mit unzähligen Besucherinnen, die für das Japan-Festival gekommen sind. Etwas beleidigt verkündet Sebastian: ‚Das ist doch ein Ort der Stille. Wo ist denn der Parkwächter, wenn man ihn mal braucht?‘ Er spielt damit auf eine Anschlagtafel an, die zu seinen Füßen im Gebüsch angebracht ist und besagt: ‚Liebe Parkbesucher! Japanische Gärten sind Stätten der Ruhe und der stillen Betrachtung. Bitte bleiben Sie auf den Wegen!‘**

**Schließlich machen wir einen Umweg und überspringen den nächsten Spot beim Fußgängerdurchgang Richtung Messe, denn wie Lucas betont: „Es gibt Leute, die mögen das nicht, wenn ich hier auf das Dach steige.“**  
(Feldforschungstagebuch, 08. Juni 2019)

Der Mensch tendiert zwar dazu, Grenzen als relativ dauerhafte und statische räumliche Aspekte losgelöst von der menschlichen Einfluss-sphäre zu erachten, „But all such boundary markers are the result of some boundary-making acts of definition and production, including verbal acts of ‚spatial legislation‘“ (ebd. 106). Insofern ist es hilfreich, Praktiken der Grenzziehung innerhalb eines Spektrums zu betrachten; von der Schaffung fixierter (natürlicher oder artifizierlicher) Markierungen mit langfristiger Haltbarkeit bis hin zu Grenzziehungen, die nicht mit konkreten und beständigen Markierungen einhergehen.

Anhand des Beispiels pastoraler Gesellschaften veranschaulicht Lefèbvre (1991: 192) beispielsweise, wie sich über deren Bahnung von Routen und Wegen (Grenz-)Raum produziert: „In natural or (later) ‚geographical‘ space, routes were inscribed by means of simple linear markings. Ways and tracks were pores which, without colliding, gradually widened and lengthened, leading to the establishment of *places* [...] and boundaries.” Diese markierenden Plätze sowie grenzbildenden Wege transportierten teils dichte Menschenströme und trugen zur räumlichen Orientierung bei. Lefèbvre beschreibt anhand dieses skizzierten Ineinandergreifens der „basic duality“ – der Dualität von Aktionsfeld und topologischem Schauplatz – wie sich Orientierungsmuster in den Körper einschreiben:

*“These activities and spatio-temporal determinants may be said to belong to the anthropological stage of social reality. We have defined this stage as the stage of demarcation and orientation. [...] There is no stage, however, at which ‘man’ does not demarcate, beacon or sign his space, leaving traces that are both symbolic and practical; changes of direction and turns in this space always need to be represented, and ‘he’ meets this figurative need either by taking his own body as a centre or by reference to other bodies [...].”*  
(Lefèbvre 1991: 192)

Um sich in einem komplexen räumlichen Netzwerk zurechtzufinden, bedarf es jedoch nicht immer abstrakter Repräsentationen von Bewegungsachsen (ebd. 193). Vielmehr kann man sich auch auf Wegweiser rein qualitativer Natur und deren Symbolfunktion stützen: „The indicators themselves were objects invested with affective significance – what would later be called ‘symbolic’ objects“ (ebd.). Solche symbolträchtigen Markierungen und Grenzmarken lassen sich für einen *Traceur* in noch so unauffälligen Formen, wie beispielsweise einem Baum, wiederfinden. Dabei handelt es sich um Räume emotionaler Identifikation (vgl. Hasse 2014), die Punkte entlang eines Weges bilden. Dieses Netz ist nicht für alle NutzerInnen des Raumes per se erkennbar und nur bei genauer Beobachtung zu rekonstruieren, wodurch auch hier gilt: „The network of paths and roads made up a space just as concrete as that of the body – of which they were in fact an extension“ (Lefèbvre 1991: 193). Bei genauer Untersuchung der räumlich ausgedehnten Praxis der *Traceure* der Samstagsgruppe machen sich Überschneidungen multipler mobiler Felder bemerkbar, die sich zu Bewegungspunkten oder Spots herauskristallisieren. Als verräumlichte körperliche Aktionsfelder markieren sie beliebte Orte der Aneignung entlang der Samstagsroute. Diese „centered mobile fields“, wie Munn (1996: 96) sie nennt, erstrecken sich schließlich über mehrere kleine „Zentren“ hinweg und erhöhen die körperliche Reichweite eines jeden einzelnen *Traceurs*: „The center may also reflect the body’s tactile reach just beyond the bodily core of the actors spatial field“ (ebd.).

→ 2.1

→ 2.4.2

Der große Mehrwert von Munns Analyse der „spacetime“ liegt darin, dass es ihr gelingt zu veranschaulichen, wie sich die sozio-kulturell konstruierte Macht über räumliche Bewegungseinschränkungen oder Ermöglichtungen durch (ungeschriebene) Gesetze in einen akteurszentrierten mobilen Körper einschreibt, ohne sich dabei auf einen fixierten Ort beziehen zu müssen. Die Begegnung mit Grenzen und Grenzerfahrungen muss dabei nicht zwingend physisch-materieller Natur sein, sondern kann beispielsweise gesellschaftspolitischen und sozialen Konventionen entspringen. Sowohl ausgeklammerte „negative“, aber auch als besonders „positiv“ hervorgehobene Örtlichkeiten werden zu raumzeitlichen Formationen, die aus der Interaktion zwischen beweglichen räumlichen Akteursfeldern – den „mobile spatial fields“ – und dem terrestrischen Raum als Basis des Körpereinsatzes hervorgehen. Vor diesem Hintergrund werden in den folgenden Kapiteln die Verkörperung von sozialen Normen und Regularien, von Freiheitsgefühlen sowie von Rebellion und Widerstand beleuchtet.

→ 4.4.3

## 4.4.3 Verkörperung von (sozialen) Normen und Regularien

Was das Kind intuitiv-spielerisch beherrscht, muss der Erwachsene sich erst wieder mühsam aneignen – die Fähigkeit, sich in der Stadt treiben zu lassen und sich in ihr zu verlieren: „Sich in einer Stadt nicht zurechtzufinden heißt nicht viel. In einer Stadt sich aber zu verirren, wie man in einem Walde sich verirrt, braucht Schulung“ (Benjamin 2018: 24). Hier stellt sich, ähnlich wie für die *Kunst des Handelns* (De Certeau 1988), weniger die Frage nach dem Was der Entdeckung als nach dem Vorgang des Entdeckens selbst. Hat der moderne (erwachsene) Mensch seinen Entdeckungsdrang und die Fähigkeit zum spielerisch-offenen Umgang mit der Stadtmwelt tatsächlich verlernt?

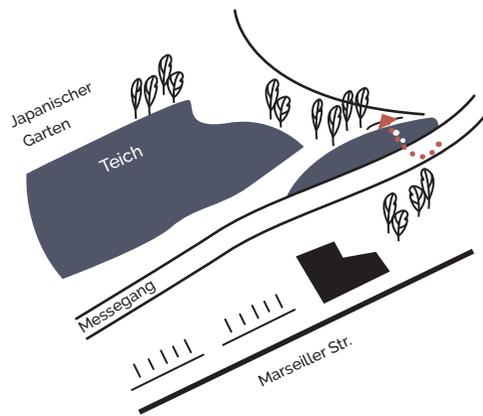
→ 4.3.1

In diesem Zusammenhang scheint die Sozialisation – die Transformation eines menschlichen Organismus in eine Person, die entsprechend eines spezifischen sozialen Systems zu funktionieren lernt – eine entscheidende Rolle zu spielen. Denn schließlich sind es konventionelle (Lebens-)Einstellungen „constructed by broader societal engineering“ (Loo & Bunnell 2018: 155), die darüber entscheiden, was als (dem Alter) angemessenes Verhalten gilt: „The identity of age is inscribed with particular normative presumptions of attitudes and practices“ (ebd.).

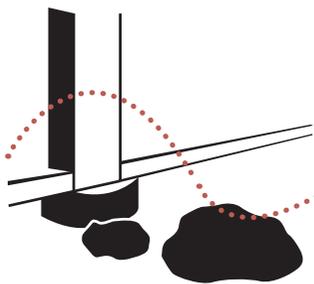
**„Ich stehe neben Jan unterm Messegang, als ich die spielerischen Bewegungen der Kinder auf den Steinen am anderen Ufer der Wasserfläche beobachte. Ich äußere, dass ich diese als verblüffend ähnlich wie die der *Traceure* unserer Gruppe empfinde. Daraufhin zuckt Jan mit den Achseln und entgegnet: ‚Eigentlich ist das ja natürliches Verhalten. Den Erwachsenen wurde das abgewöhnt. Sozialisation eben.‘“  
(Feldforschungstagebuch, 27. April 2019)**

Wie sich in diesem Auszug aus dem Feldtagebuch schon andeutet, besteht die Essenz der Sozialisation darin, sich über die Verinnerlichung gesellschaftlicher Normen an dominierende Denk- und Verhaltensmuster des Umfeldes anzupassen (vgl. Angel 2011: 148). Dem gegenüber steht Parkour mit seiner aktiven Praxis dafür ein, zu hinterfragen und herauszufordern, was von der (passiven) Öffentlichkeit unter dem Deckmantel der sozialen Kontrolle als „normal“ erachtet wird: „As well as involving physical explorations in the environment, parkour encourages participants to enquire, experiment and explore the social controls exerted on the body in relation to how, when and where to

→ 3.1



3 Film Stills #3: Traceur Jan beim Spot „Am Stein“, Instagram-Aufnahme



move; how, when and where to play; what is social or anti-social and what should happen in private or public spaces” (ebd. 147).

Aus gesellschaftlichen Konventionen auszubrechen vollzieht sich, wie von den *Traceuren* der Samstagsgruppe mehrfach beschrieben, auf eine für sie ganz natürliche Art und Weise: „Parkour ist im Prinzip das, was Kinder machen: sich ausprobieren, sich bewegen, dafür ist der menschliche Körper auch da. Ja, einfach Mensch sein“ (Int. P 2019: 5). Hinter diesem Ausprobieren verbirgt sich, so Saville (2008), eine offene *Haltung* dem Raum gegenüber, die aber erst entwickelt werden kann, wenn eine gewisse Unsicherheit im kinetischen Spiel des Körpers mit dem Raum zugelassen wird. Dies gilt gleichermaßen für den „reifen“, als auch den „unreifen“, weniger erfahrenen Körper: „[...] a certain level of maturity of the body to know a certain sequence of movements in relation to space leads to a type of immaturity, as the body in its excitement and playfulness finds new mobile relations with materialities” (ebd. 900). Das vorhandene reife Körperwissen zugunsten einer offenen, teils risikobehafteten Spielweise im Umgang mit Raum abzulegen, stellt gerade Erwachsene vor große Herausforderungen, doch: „Acting without openness is to give no potential to place. It is to kill play with fear outright“ (ebd. 910). Das offene Spiel(en) muss zwar für viele erst wieder gelernt werden, doch wie ein *Traceur* beschreibt, ist die Wiederentdeckung des spielerischen Talents kein Ding der Unmöglichkeit:

→ 2.1

*„[...] man hat es früher gemacht, als man klein war, dann hat man es verloren, oder damit aufgehört, weil man zu erwachsen oder zu alt dafür ist und dann hast du wieder angefangen es zu nutzen, nur eben ein bisschen anders.“*  
(Int. A 2019: 7)

Ein weiterer Praktizierender führt sogar die Ursprünge von Parkour als „Freestyle-Bewegung ohne irgendein Zubehör“ (Int. BF 2019: 11) auf die kindlich-verspielte Bewegung zurück: „Kinder haben das gemacht und dann hat sich das ein bisschen ergänzt mit ein bisschen Breakdance, ein bisschen Turnen dazu, ein bisschen Capoeira, ein bisschen Movement, und klar ein paar Parkour-Techniken dann“ (ebd.). Natürlich sei Parkour, so wie wir es kennen, „technikfokussierter“, er hebt jedoch hervor: „Parkour heißt halt jetzt Parkour und ist so bekannt geworden, aber sammelt eigentlich nur total natürliche Bewegungen, die auch Kinder machen. Also wenn ich jetzt auf den Baum klettere, nenne ich es Parkour. Und als Kind bin ich auch auf den Baum geklettert und hab’s halt nicht Parkour genannt“ (ebd).

Diese Form der mobilen Verspieltheit ist laut der befragten *Traceure* vor allem als Chance zu sehen, „sich auszuprobieren und auch Fehler zu begehen, selbst wenn diese kontrolliert sind [...]“ (Int. P 2019: 5). Die offene Aneignungsweise der Stadtumwelt ist für sie eine Frage des Zutrauens und Selbstvertrauens – „das gehört auch zur Persönlichkeitsbildung dazu“ (ebd.). Genauso geht es dabei auch um „die Wahrnehmung der Umwelt“ (ebd. 10) und der Mitmenschen, die Einschätzung der Konsequenzen eigener Handlungen und um gegenseitige Rücksichtnahme, „[...] so nach dem Motto ‚du bist nicht allein. Was du machst hat auch Konsequenzen. Achte da drauf und warte, bis die Frau mit dem Kinderwagen vorbei ist‘“ (ebd. 10).

Somit wird in der Verkörperung sozialer Normen durchaus ein bedachter Umgang mit der Öffentlichkeit gepflegt, auch wenn diese häufig als „Hindernis“ (Int. A 2019: 8), beziehungsweise der eigenen Bewegung im Weg stehend (vgl. Int. J 2019: 8) empfunden wird, „[...] weil die Leute sich gerne mal da hinsetzen, wo du gerade lang willst“ (ebd.). Es handle sich dabei um ein „typisches Problem“ (ebd.), mit dem man mittlerweile umzugehen weiß: „Wenn sich einer genau dahin setzt, wo ich was machen will, dann geht man schon mal auf die Leute zu und sagt: ‚hey kannst du dich vielleicht einen Meter nach da setzen, sodass ich da lang kann?‘“ (Int. A 2019: 8). Die *Traceure* reflektieren und problematisieren somit nicht nur ihr eigenes physisches und soziales Verhalten, sondern auch das ihrer Mitmenschen, mit denen sie sich den urbanen Raum teilen. Dennoch verkörpern sie primär nicht die gesellschaftlich anerkannten Verhaltensnormen, sondern ihre eigenen Ansichten darüber, was als annehmbares, oder „angemessenes“ Verhalten gilt: „By possessing the skills and ability to overcome the personal and/or unconscious fears that exist through socialisation the traceur creates a new position of power of the body and the individual over the materiality of the environment and the social controls within it“ (Angel 2011: 165). Dieser in der Praxis der *Traceure* sichtbar werdende Prozess der Ermächtigung zu selbstbestimmter Aktion beleuchtet zugleich eingefahrene und normalisierte Bewegungsmuster, die sich konform der sozio-politischen Ordnung einer Stadtgesellschaft verhalten: „Recurrent and synchronized patterns of pedestrian flow provide a sense of order and stability in the urban landscape, regulating spaces and movements with a degree of predictability“ (Loo & Bunnell 2018: 149). Menschliche Bewegung folgt im berechneten „Normalfall“ also gewissen Regularien, „[...] rendering some ways of moving

more normal(ized) than others“ (ebd.). An dieser Stelle kann erneut auf den Mehrwert der spielerischen Rauman eignung hingewiesen werden, denn: „Indeed, it may be that it is in play, and play not just amongst young children, that we can find ways to break out of iterative performances, not only of mobility, but of emotionality as well“ (Saville 2008: 910).

In ihrer proaktiven Konfrontation mit der Stadtumwelt sowie der Stadtgesellschaft distanzieren sich die *Traceure* von falscher Zurückhaltung und weisen somit auf gesellschaftliche Bruchlinien hin: „Vielleicht ist das auch eher ein gesellschaftliches Problem, dass wir uns da immer Gedanken machen: ‚Oh Gott, wen könnte ich jetzt wieder stören?‘. Und im Endeffekt stört es eigentlich doch gar keinen“ (Int. M 2019: 6). Die Diskussion darüber, was sozial akzeptiert ist, so ein *Traceur* im Interview, „[...] geht ja auch über Parkour hinaus. [...] es ist ja für Leute schon unangenehm Liegestütz zu machen im Park oder sowas. [...] Dass es da so eine Regulierung gibt, wo darfst du dich denn sportlich betätigen, wo darfst du denn schwitzen. Du darfst in der Stadt schwitzen, wenn du auf nem Rad sitzt, weil das ist dann okay. Aber wenn du dich an die Seite stellen würdest an der gleichen Straße und da Hampelmänner machst, dann kucken dich alle komisch an“ (Int. AL 2019: 14).

Dabei gehe es lediglich darum, sich den Spaß und „[...] vielleicht auch das Kind-Sein zu bewahren, auch im Erwachsenenalter“ (Int. M 2019: 10). Es müsse eben auch erlaubt sein ab und an „ein bisschen aus seinen Bahnen rausgelenkt“ (ebd.) zu werden, „aus seinen üblichen Denkmustern“ (ebd.): „Die Gesellschaft sagt mir gerade: ‚Nein, eigentlich sollte ich das nicht tun‘. Aber ich habe halt gerade Lust darauf“ (ebd.). Demnach können auch Spielplätze, die „von vornherein eher für Kinder gedacht“ sind, auch auf Erwachsene einen besonderen Reiz ausüben. Wie Alexander diesbezüglich ausführt, ist es „super verlockend, die dann wieder für uns zu nutzen“ (Int. A 2019: 7). „Dieses Ausbrechen, wenn man so will, aus der Gesellschaftsnorm“ (ebd.) ist für ihn fester Bestandteil des Parkour-Lifestyles und spiegelt sich im Freiheitsbestreben der Praktizierenden wider.

#### 4.4.4 Verkörperung von Freiheitsgefühlen

Parkour als eine Ausdrucksweise von Freiheit – „a state of mind, overcoming and challenging structured ways of seeing and interacting with the urban space“ (Loo & Bunnell 2018: 153) – geht nicht selten, wie bereits an mehreren Stellen erläutert, mit multiplen Grenzüberschreitungen einher. Ungeachtet erhobener Regulierungen befreit sich der Parkour-Körper mittels des mentalen und physischen Grenzübertrittes nicht nur von der sozialen Kontrolle, sondern auch von der gemeinhin geltenden Vorstellung, was als öffentlich oder privat gilt. Daskalaki et al. (2008) argumentieren, dass gerade durch die rechtliche Grenzüberschreitung der *Traceure* die Tendenz sichtbar wird, öffentlichen Raum zunehmend zu regulieren und in die Obhut privater oder städtischer Gesellschaften zu geben. Aus der Tatsache, dass in der unternehmerischen Stadt die Verfügbarkeit von nichtkommerzialisierten und unregulierten Orten (für die Ausführung kreativer Praktiken wie Parkour) drastisch abnimmt, schließen die Autoren: „[...] the corporate city is homogenised, lacking richness of civic space, not just in terms of form but in terms of structures (both, spatial structures and the kind of social structures/ interactions they invite)“ (Daskalaki et al. 2008: 49). Sie schreiben Parkour als extreme Kunstform des „urbanen Aktivismus“, aber viel wichtiger noch: der menschlichen Wirkmacht sowie der Performativität des Alltäglichen, das Potential zu „[...] of transforming the otherwise alienating non-places, to grounds of possibility, creativity and civic identity“ (ebd.). Im Folgenden illustrieren Interviewauszüge, wie „Nicht-Orte“ im Sinne von Marc Augé (2010) über die Ausdehnung des mobilen räumlichen Feldes bzw. Grenzraumes einzelner *Traceure* in Landschaften ästhetisch-experimentellen Potentials transformiert werden können. Augé (2010: 97) zufolge entsprechen diese für die „Übermoderne“ charakteristischen Orte zweckgebundenen (z.B. über Verkehr, Handel oder Freizeit strukturierten) Räumen der Flüchtigkeit und Entfremdung. Anstatt „Organisch-Soziales“ (ebd. 96) hervorzubringen, schaffen sie eine „solitäre Vertraglichkeit“ (ebd.), die mit Hilfe von Worten oder Texten zwischen dem Individuum und seiner Umgebung vermittelt. In Form von Zeichensymbolen und Schildern kommunizieren uns diese Orte ihre „Gebrauchsanleitung“, die in Vorschriften, Verboten oder generellen Informationen zum Ausdruck kommt. Die gelebte Selbstentfaltung der *Traceure* bricht durch ihre Freiheit der Bewegung den vorschreibenden Monolog derartiger Orte auf und erprobt deren unerschöpfliche Möglichkeiten. Bewegungs-

→ Exkurs 1 / 2

→ 4.4.2

→ 4.3

möglichkeiten und räumliche Zugänglichkeiten sind es schließlich, die die Orte – zumindest in der Wahrnehmung der Praktizierenden – zu öffentlichen Orten machen.

Dem scheinbar grenzenlosen Ausagieren freier Bewegung werden dennoch Grenzen gesetzt, wie ein *Traceur* betont: „Ich würde jetzt vermeiden, irgendwo in einen Vorgarten eines Menschen reinzuspringen und dem dann sein Blumenbeet zu zertrampeln. [...] Aber ansonsten ist mir das eigentlich egal, ob da jetzt ein Absperrschild ist oder nicht“ (Int. M 2019: 4). Inwiefern Verbotsschilder und die von ihnen kommunizierten „Botschaften“ (vgl. Augé 2010: 98) respektiert werden oder nicht, mache er aber auch davon abhängig „wer da so eventuell in der Nähe sein könnte“ (ebd.). Insbesondere vor Kindern wolle er die Vorbildwirkung bewahren. Diese müssen, seiner Aussage nach, nicht unbedingt sehen „[...] wie ich mich da selbst über Regeln hinwegsetze, an die sie sich halten müssen“ (ebd.). Die genaue Abwägung, welche Regeln nun ohne Weiteres missachtet werden können, müsse jeder Mensch für sich selbst vornehmen:

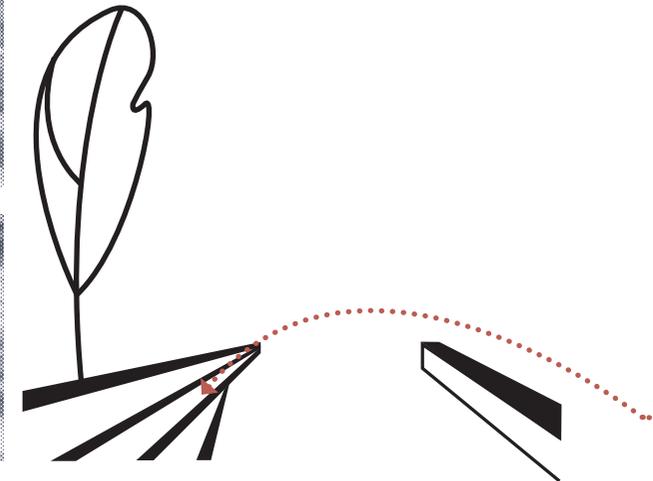
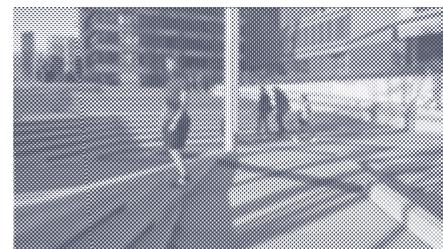
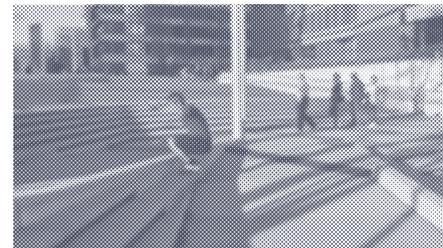
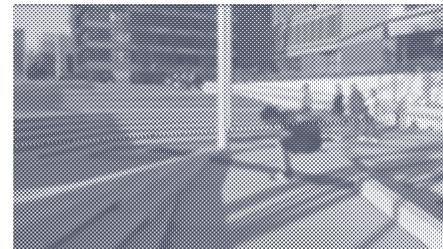
*„Das ist ungefähr so eine Frage wie: ‚Wie schätzt du ab, ob du über eine rote Ampel gehst, obwohl frei ist, oder nicht?‘“*  
(Int. M 2019: 4)

Egal, ob die Ampel nun Grün, Orange oder Rot zeigt, fühlt sich der *Traceur* aufgrund seiner besonderen Mobilität zu mehreren Handlungsweisen bemächtigt. Indem er sich auf Fahrradfahrer bezieht, hebt Michael hervor: „Die setzen sich ja permanent über Regeln hinweg und das ist für die ja auch so eine Form der Freiheit“ (ebd.). Bezogen auf sich selbst reflektiert er: „Wenn ich die Ampelschaltung von dem Weg, den ich tagtäglich fahre, kenne, dann ist mir egal, ob die Ampel rot ist. Dann kucke ich einmal rüber, sehe okay der Weg ist frei und ich fahre los“ (ebd.). Er schließt, dass er dabei „ähnlich wie beim Parkour zum Beispiel relativ mobil“ (ebd.) ist, und daher auch im Falle eines drohenden Strafgeldes nicht viel zu befürchten habe, denn schließlich bestehe die Wahl „[...] zwischen bleibe ich jetzt stehen und lass mich vollquatschen, oder laufe ich los“ (ebd. 5). Ausschlaggebend dafür, sich in dieser Situation über rechtliche Grenzen hinwegzusetzen, ist zudem seine Anonymität, „[...] dass ich nicht auf der Stirn draufstehen hab ‚Name und Adresse‘, sondern das war dann halt irgend so ein Langhaariger“ (ebd.).

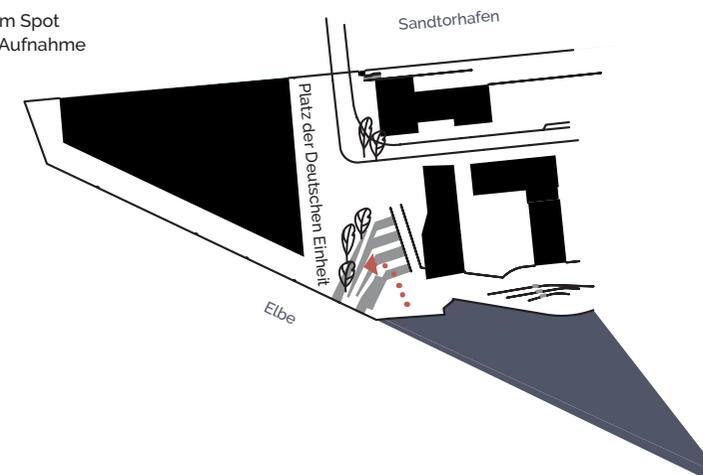
Dass vor allem die Gruppendynamik dabei hilft, sich polizeilichen Kräften zu widersetzen, verdeutlicht die Geschichte eines *Traceurs*, der berichtet, wie es während eines Parkour Jams am Fischmarkt aufgrund einer Beschwerde der ansässigen Gastronomie zu einer Auseinandersetzung kam: „Dann waren da um die hundert Traceure und die Polizei hat das scheinbar nicht für voll genommen und eine Polizistin geschickt. [...] Da hätte schon ein Mannschaftswagen ankommen müssen, damit da irgendwelche Autorität rüberkommt, dass wir dann aufhören da rumzuspringen“ (Int. J 2019: 12). Am selben Ort, der vorwiegend gastronomisch genutzt wird, kommt es häufiger zu Auseinandersetzungen, wie er erzählt: „Da gibt es so einen Spot, der bei so einem Treppenaufgang ist, wo du am Ende von der Treppe zu der Aussichtsplattform des Restaurants kommst, wo dann im Sommer auch Leute sitzen. Da gab es immer wieder Konflikte, weil das die Gäste stört, oder sie [die Besitzer] das einfach nicht wollen“ (Int. J 2019: 12).

Sich die Freiheit zu nehmen ungeachtet rechtlicher Besitzverhältnisse Grundstücke zu betreten, bedeutet jedoch nicht, diese nicht zu respektieren. Da es sich bei Parkour um einen Outdoor-Sport handelt, der meistens draußen in der Stadt stattfindet, ist man zwangsläufig „[...] auch auf Eigentum von jemand anderem unterwegs und macht das nicht kaputt“ (Int. FB 2019: 6), wie ein *Traceur* betont. Ein anderer junger Mann bemerkt: „Es ist halt manchmal schade, weil die Leute auch nicht so gerne mit sich reden lassen. Im Grunde versuchen wir dann immer respektvoll zu sein und zu sagen: ‚Hey, kein Problem. Wir machen das nicht, um irgendjemanden zu ärgern‘“ (Int. A 2019: 5). In den meisten Fällen betreffe dies Hinterhöfe oder halböffentliche Orte, die aber wie „eine privatere Gegend“ (ebd.) erscheinen: „[...] da kommt es dann eher mal vor, dass sich jemand beschwert, weil wir angeblich was kaputt machen“ (ebd.). Auf dezidiert öffentlichen Plätzen sei dies weniger ein Problem. Vor allem die Hafencity wird mit einem fast ausschließlich privaten Raum assoziiert, wie aus einem Interview hervorgeht: „Das ist ja auch privat das alles, diese ganzen Orte. Manchmal gibt’s da Leute, die einen ermahnen, wenn man da Fotos macht oder so. Das ist ja kein öffentlicher Raum in weiten Teilen“ (Int. AL 2019: 21).

Mehrfach betont wird, dass beim Parkour kaum Spuren hinterlassen werden, wohingegen beim Skaten Beschädigungen oder Verunstaltungen „[...] ganz oft an diesen Schleifspuren“ (Int. A 2019: 9) zu erkennen sind. Als *Traceur* habe man den Vorteil, dass die Praxis weniger



13 Film Stills #13: *Traceur Jan* beim Spot „Elbphilharmonie“, Instagram-Aufnahme



→ 4.4.5

→ 4.1.1

→ 5.3

Lärm verursacht: „Parkour ist ja im Gegensatz zum Skateboarden nicht laut. [...] das Ziel von Parkour ist ja eigentlich, relativ leise zu landen und relativ leise von A nach B zu kommen“ (ebd.). Hierin bestätigen sich „[...] parkour’s nonconfrontational foundations, contrasting it with other stereotypically subversive urban acts – like graffiti and skateboarding – to reinforce the importance of ‘leaving no trace’ in the form of visible marks on urban infrastructure and/or avoiding loud, disruptive noises” (Loo & Bunnell 2018: 153). Dennoch gäbe es Menschen, „[...] die das eben trotzdem stört, dass man einfach da ist“ (Int. A 2019: 9). Dabei handle es sich vorwiegend um „[...] Privatleute, irgendwelche Bürger, die das entweder stört, weil sie es selbst nicht können, oder weil sie einfach zu spießig sind.“ (ebd.)

In den Gegenden, in denen man vermehrt darauf achten müsse, „dass man den Leuten dann nicht im Weg ist“ (ebd.), wie „in der City Nord zum Beispiel, da ist überall Industrie, da sind Firmen und Büros“ (ebd.), plane man den Besuch „[...] eher für einen Sonntag ein, weil dann da nichts los ist, wenn niemand arbeitet“ (ebd.). Dieser Nicht-Ort wird von den *Traceuren* erst dann aufgesucht, wenn er zu Tagesrandzeiten oder Wochenenden untergenutzt ist und sie keine Konfliktsituationen zu befürchten haben. Sensible Grenzüberschreitungen werden generell eher in Kleingruppen oder individuell ausgetestet, wie J (Int. 2019: 8) erläutert: „Als ich dann erstmal alleine trainieren war, habe ich mich eher an Spots begeben, die nicht so öffentlich waren.“ Er fährt fort:

*„Parkour ist immer eine Grauzone. Es führt einen schon manchmal auf Privatgrundstücke, es ist aber kein Einbruch, da das meistens offene Privatgrundstücke sind, wo man einfach reingeht, obwohl da Privatgrundstück draufsteht.“*  
(Int. J 2019: 9)

Wenn sich an solchen Orten jemand gestört fühlt, so argumentiert er, „[...] dann suche ich mir eben den nächsten Spot, der um die Ecke ist, wo sie dann kein Recht haben mich wegzuschicken, weil es nicht ihr Grundstück ist“ (ebd. 9). Seine konfliktvermeidende Haltung äußert sich sogleich, wenn er hinzufügt: „Meistens ist man ja nicht auf Stress aus“ (ebd.).

Ein anderer *Traceur* stimmt damit überein: „Die besten Spots sind immer verboten. Das sind immer Privatgrundstücke, oder irgendwel-

che öffentlichen Sachen, wo man aber weiß, dass man da nicht hindarf. [...] viele Spots sind schon eine sehr graue Grauzone“ (Int. BF 2019: 6). Daher sei es schwierig, „gute Trainingsorte“ (ebd. 7) ausfindig zu machen, denn: „Selbst Spielplätze sind für uns meistens verboten. Oft steht dort ein Schild ‚bis zwölf oder bis vierzehn Jahre betretbar‘. Und sonst darf man da nicht hin. Skateparks dürfen nur mit Skateboards benutzt werden. Da steht oftmals so ein Warnschild. Und alles Öffentliche ist auch so. Also wenn wir jetzt auf dem Rathausplatz rumspringen, dann kommt auch oft ein Hausmeister oder Anwohner wegen Lärmbelästigung, oder der denkt, wir sind Einbrecher, oder machen was kaputt, oder sind ultra die Adrenalinjunkies, die sich gleich ein Bein brechen“ (ebd.). Aus diesen Gründen bevorzuge er geschützte Räume für seine Praxis: „Ein Hinterhof eines Wohngebäudes ist schon mal besser, als der Eingang zu einem großen Bürogebäude“ (ebd.).

Diesen Erläuterungen zufolge kann argumentiert werden, dass selbst vermeintlich öffentliche Orte einer starken Kontrolle und Regulierung unterliegen und durch die Macht der Beschilderung eher „Nicht-Orten“, oder um es mit den Worten der *Traceure* zu sagen „Grauzonen“, gleichkommen. Bedacht werden müssen zudem insbesondere gegensätzliche Wahrnehmungen und Konzeptionen von „öffentlichen“ Räumen sowie deren „legitimen“ Nutzungen – Vorstellungen über angebrachtes oder unangebrachtes Verhalten bestimmen über Ein- und Ausschlussmechanismen von bestimmten Aktivitäten und Personen: „[...] the ‚other‘ are often defined by those in positions of power who are able to make such claims, i.e. the dominant discourse of those who defined the initial intensions of the use of the space will state what are or are not normative practices.“ (Angel 2011: 175)

→ 4.4.3

Über die Praxis Parkour wird insbesondere sichtbar, welche Tragweite individuelle Verhaltensentscheidungen oder Abwägungen haben können, ob erhobene Vorschriften befolgt, abgeändert oder unterwandert werden: „Meine individuelle Einstellung ist da, dass alles erlaubt ist, solange ich nicht andere Leute schädige oder andere Sachen schädige. Wenn ich fremder Leute Häuser betrete, dann schränke ich die Rechte dieser Leute ein oder verletze ich den Besitzstand anderer Leute. Und da wird es für mich wirklich problematisch“ (Int. P 2019: 8), erwähnt diesbezüglich ein *Traceur* im Gespräch. Ihm zufolge ist der Grat zur Sachbeschädigung oft nur sehr schmal: „Ich tue mir schwer mit diesem rebellischen Aspekt, der aber vielleicht für einige dabei ist, keine Frage“ (ebd. 8).

#### 4.4.5 Verkörperung von Rebellion und Widerstand?

Gerade aufgrund des gelebten Freiheitsbestrebens, das mit Hilfe von Regularien quasi nicht zu unterbinden ist (vgl. Angel 2011: 172), wurde Parkour bislang häufig unter dem Vorzeichen eines rebellischen Aktes, der sich gegen die kapitalistische Organisation und Verwertungslogik moderner Stadtgesellschaften wendet, interpretiert. Vor allem der von Michael Atkinson (2009) verfasste Artikel „Parkour, Anarcho-Environmentalism, and Poiesis“ trug dazu bei, dass die Praxis vermehrt als „technique of urban criticism“ (ebd. 169) herangezogen wurde, um dominante Konstruktionen des Stadtraumes als „sanitized corporate space“ (ebd. 170) und dessen zugrundeliegende Designprinzipien zu diskutieren. Davon ausgehend formuliert Atkinson: „It [Parkour] destabilizes and disrupts technocapitalist meanings of a city’s physical and social landscape for its practitioners“ (ebd. 169). Auch wenn es dies womöglich tut (in der Wahrnehmung von ZuschauerInnen beispielsweise), so kann die dahinterliegende Intention der *Traceure* davon abweichen. Wie Angel (2011: 157) bemerkt; „Traceurs experience the environment in a way that is normalised among fellow practitioners, yet their movements may appear anarchic and disruptive to a passing observer.“

Ähnlich wie Loo und Bunnells (2018: 152) in ihrer in Singapur unternommenen Erforschung von Parkour feststellen, gilt auch für diese Forschung, dass die *Traceure* ihre Praxis nicht als „[...] an overtly political act of resistance aiming to overthrow the current spatial order“ ansehen. Dennoch gilt: „This ‚free-flowing‘ activity is a socially symbolic act, a form of resistance to cityscapes that alienate, restrict and subjugate“ (Daskalaki et al. 2008: 57). Somit kann die freie Bewegungskunst in ihrer kritischen Form durchaus als „softer politics“ (Loo & Bunnells 2018: 152) verstanden werden, denn die durch sie angetriebene Neu-Interpretation urbaner Landschaft fordert reglementierte Erfahrungen und vorgefasste Visionen routinierter städtischer Lebens- und Bewegungsweise heraus. Dabei versteht sich dieser freie Bewegungsmodus nicht als einzig wahre Alternative: „Parkour does not displace supposedly dominant ways of moving or seeing but contributes to variegated ways of moving and seeing in and with the urban landscape“ (ebd. 153).

→ 4.3.3

Die Motivation für die spielerische Verhandlung und Manipulation von Stadtlandschaften speist sich aus dem Grundgedanken „[...] to use it for the purpose and interest of traceurs in their development of themselves and their parkour, rather than operating within the systems of order, trajectories and discipline imposed by the state and corporate bodies which are, arguably, responsible for the ordering of architectural productions“ (Angel 2011: 191). Ob gewollt oder nicht, entsprechen viele beliebte Orte für Parkour (ironischerweise) genau den räumlichen Objekten, die ursprünglich für den Durchfluss sowie die Lenkung von Menschen und Bewegungen gestaltet wurden. Dazu zählen beispielsweise Eingänge und Gehwege als „the liminal exteriors of society“ (ebd. 132). Da gerade diese physisch-materiellen Stadtgestaltungen die von den *Traceuren* zu lösenden Bewegungsprobleme darstellen, kann nicht von einem oppositionellen Widerstand die Rede sein, so Loo und Bunnells (2018: 152): „Parkour is premised on reinterpreting and using existing spatial constraints.“ Zur Ausführung ihrer Praxis sind sie demnach auf beschränkende Hindernisse angewiesen. Dies bestätigt auch Bavinton (2007: 394), der in seiner Analyse von „leisure-as-resistance“ feststellt: „[...] the spontaneous fun and creativity characteristic of Parkour is not achieved by the removal of constraint, but by the reinterpretation and utilisation of constraints – by empowering the individual to wrest (admittedly partial and momentary) control of the power relations embedded within public urban spaces.“ Indem sich der *Traceur* mit seinen Fähigkeiten der räumlichen Umwelt „bemächtigt“, bringt er sich sogleich in eine *Lage*, von der aus er seine Kritikfähigkeit ausweiten kann (wenn er denn so möchte). Wie ein Praktizierender im Interview erklärt, so begeben sich vor allem selbstbewusste *Traceure* oft in eine *Position*, aus der es sich vor allem durch „viel Bestätigung von außen“ (Int. BF 2019: 12) anbieten, „gegen Systeme“ (ebd.) zu sprechen bzw. zu agieren und somit „Gesellschaftskritik zu üben“ (ebd. 13). Er fügt hinzu: „Parkour zieht eben auch super viele frei denkende Menschen an, weil es frei ist“ (ebd.).

→ 4.3.3

Da die *Traceure* der Samstagsgruppe ihre Praxis primär als Freizeitaktivität ansehen, lässt sich ein starker Bezug zu Bavintons (2007) Auseinandersetzung mit der poststrukturalistischen Sicht auf Macht, Widerstand und Freiheit herstellen. Dieser argumentiert nämlich, dass Freizeitaktivitäten vermehrt als umstrittene politische Arenen anerkannt und als Widerstand theoretisiert werden: „Leisure is recogni-

sed as a domain of social life in which power is negotiated, won, and lost, and in this regard is no less important than any other field of power relations" (ebd. 393). Dabei nimmt er Bezug auf Parkour und die dadurch realisierte Möglichkeit, selbstbestimmte und autonome Erfahrungen zu sammeln. Auf diese Kapazität wird in folgendem Kommentar eines interviewten *Traceurs* verwiesen:

*„Ich mag dieses Schamlose, das gibt einem einfach sehr viel Freiheit. Ich kann zum Beispiel aufs Dach bei mir. Bestimmt darf ich nicht, aber ich kann halt und deswegen nutze ich es auch. Und das ist super, denn wenn bei mir in der Wohnung keine Sonne ist, dann gehe ich aufs Dach. Und so sehe ich das auch mit anderen Sachen. Ich komme eben an Stellen hin, wo jemand anders nicht hinkann.“*  
(Int. AL 2019: 11)

Wie bereits im Rahmen der Verkörperung sozialer Normen diskutiert, geht diese Form der Ermächtigung mit unterschiedlichen Graden der „normative[n] Überschreitung“ (Int. P 2019: 7) einher. Einzelne *Traceure* gehen fallabhängig damit um. Paul (Int. 2019: 7) beispielsweise distanziert sich klar von offensichtlich widerständigen Aktionen: „Vielleicht weil ich zu den älteren gehöre. Vielleicht aber auch, weil ich zu denen gehöre, die berufstätig sind, die Geld verdienen und im Falle von Regressansprüchen der Stadt, wenn ich einen Einsatz der Polizei oder Feuerwehr provoziere, auch potenziell haftbar bin.“ Er fährt fort: „In unserer Gruppe sind einige, die ich als *Roofer* bezeichnen würde, die sich auf Dächern anderer Häuser bewegen, oder sich auch Zutritt zu Gebäuden verschaffen, um da auf das Dach zu kommen“ (Int. P 2019: 7). Auch wenn er hinter solchen Handlungen keine dezidiert rebellische Motivation vermutet, so sind sie dennoch als widerständig einzustufen, folgen wir Bavintons (2007) Ansicht. In der Begegnung mit Beschränkungen wird das Verhalten der *Traceure* nicht verhindert, sondern eher modifiziert. Die Art und Weise oder Beschaffenheit der (ermöglichenden) Einschränkung bzw. des Hindernisses bestimmt über den Modus der Auseinandersetzung sowie die Erfahrung von Freiheit: „It is possible to envisage leisure constraints as involved in producing the conditions for experiences of greater freedom, if one considers them as resources contributing to acts challenging power, that is, as resources for resistance“ (Bavinton 2007: 396).

Während sich Paul also regelmäßig von Klettereien auf Hausdächern abkoppelt, berichtet ein etwas jüngerer *Traceur*, dass gegen ihn

schonmal eine Anzeige wegen Hausfriedensbruch erhoben wurde, da ihn die Polizei „von einem Hochhaus heruntergegebelt“ (Int. J 2019: 10) hat. Da es sich allerdings um ein verlassenes, „baufälliges Gebäude, das abgerissen werden sollte“ (ebd.) handelte, er nichts beschädigt und auch „keine Spraydosen dabei“ (ebd.) hatte, wurde die Anzeige fallengelassen. Er wirkt fast verständnisvoll, als er hinzufügt: „Die Polizei muss eine Anzeige machen, wenn sie jemanden bei einer Straftat erwischt“ (ebd.), in den meisten Fällen habe dies aber keine weitreichenden Konsequenzen:

*„Das ist dann für die Justiz auch zu viel Aufwand, die Leute dafür zu belangen, dass sie nichts gemacht haben, außer da zu chillen. [...] Wenn ich als *Traceur* etwas kaputt machen würde, würden sie mich natürlich auch belangen. Aber wenn man da nur ist und sagt, man will nur die Aussicht genießen, ist *Urban Explorer* oder hat eine Fotokamera dabei, dann sagen sie: ‚Okay, mach das nicht nochmal, und schicken einen weg.‘“*  
(Int. J 2019: 10)

Ein weiterer junger Mann berichtet, dass er „[...] schon öfters von der Polizei von einem Gebäude runtergeholt wurde und bisher war's auch immer so, dass es dann auch nie ein Nachspiel gab. Wenn man dann umsichtig ist, dass man nichts kaputt macht“ (Int. AL 2019: 11). Im Vergleich zur Polizei sei mit Wachmännern aber weniger zu spaßen. Während die *Traceure* vom Wachpersonal in Pflanzen und Blumen schon erkannt werden, können jene des „Mundsburger Center, wo man aufs Dach kann“ (ebd.) deutlich unangenehmer werden. Hierin lässt sich folgende Tendenz erkennen, die Ameel und Tani (2012: 24) im Kontext der finnischen Parkour-Community hervorheben: „[...] regulating (semi)public urban space is increasingly delegated to private security companies, which are guided by private interests and are more difficult to monitor by civil groups. [...] In this respect, the easy-going attitude of police officers can be interpreted as just one example of how public representatives are fading from the public space in favour of (semi) private representatives.“

Der Besuch von Lost-Places wird hauptsächlich auf den besonderen Nervenkitzel und eine „[...] Weiterführung des Kind-Ichs so nach dem Motto ‚ich probiere mich aus, ich will da rein‘“ (Int. P 2019: 8) zurückgeführt. Der Spannungsfaktor ist es auch, der einen *Traceur* dazu verleitet, sich im Urlaub „[...] Orte, wie ein altes verlassenes Hotel“ (Int. M 2019: 7) zu erschließen, weil er die meisten solchen Örtlichkeiten in

Hamburg bereits kennt. Jedenfalls handle es sich zwischen Parkour und *Urban Exploring* um eine „verschwimmende Grenze“ (ebd.). „Klar gibt es sehr viele Leute, die Parkour machen und die dann auch mal irgendwo auf die Häuser nachts klettern, oder verlassene Orte ankucken. Ich würde es nicht direkt zum Parkour zählen“ (Int. A 2019: 5), führt ein weiterer Praktizierender aus.

Wie weiter vorne bereits ausgeführt, eröffnet sich aber allein schon durch die Tatsache, dass man die Fähigkeit erlernt hat, die Möglichkeit bisher unbekannte Territorien zu erkunden. Dabei handelt es sich um einen Genuss, der, laut Alexander, nicht nur *Traceuren* vorbehalten bleiben muss:

*„Die Möglichkeit hat eigentlich jeder. Häufig ist es ja auch bei Baustellen mit den Baugerüsten außen an den Fassaden so, dass man da gerne mal hochklettert bis nach oben und von da auf die Dächer kuckt und die Aussicht genießt.“*  
(Int. A 2019: 5)

Das Motiv ist hier ganz klar der Wunsch nach einer veränderten und mitunter freieren Perspektive auf die Stadt. Doch auch die Lust an der ungezwungen-freiheitsbezogenen Praxis selbst ist ausschlaggebend:

*„Ich meine, größtenteils macht man es einfach, weil es Bock macht. Es geht jetzt nicht darum gegen die Regeln zu sein, oder besonders rebellisch zu sein, es geht einfach um die Freiheit und darum, die Freiheit der Bewegung zu haben und nicht so an das normale da Langlaufen gebunden zu sein.“*  
(Int. A 2019: 6)

Somit handelt es sich für die meisten *Traceure* eben nicht um den „[...] Ausdruck einer politischen Haltung“ (Int. P 2019: 8), denn die Absicht dahinter liegt vielmehr im „Spaß an der Bewegung“ (ebd.) begründet. Sich auf privatem Eigentum zu bewegen gehöre in den meisten Fällen automatisch dazu, wie der folgende Kommentar suggeriert:

*„Menschen haben eben diese Einschränkungen, wo sie nicht hingehen dürfen. Und Parkour bringt einem bei, dass man diese Grenzen auch überschreiten kann. Wir machen das ja nicht durch irgendwelche bösen Absichten, sondern einfach nur, um zu sehen, ob wir das können, oder um an Orte zu gelangen, wo man als normaler Mensch nicht so oft hinkommt. Und man hat dann auch einen anderen Überblick über die Stadt, über den Ort.“*  
(Int. J 2019: 9)

Zusammenfassend spiegelt sich in dieser vermeintlich rebellischen Grenzüberschreitung die Idee „[...] an seine Grenzen zu gehen und dieses Freiheitsgefühl zu erleben, wenn man irgendwo hinkommt, wo andere Menschen nicht so leicht hinkommen“ (Int. J 2019: 2). Während dabei das Ziel verfolgt wird, „[...] entweder den Ausblick zu genießen oder einfach diese Challenge von dem Weg nach oben zu haben“ (ebd. 9), kann als zentrale Antriebskraft „eben dieses Freiheitliche“ (ebd. 9) identifiziert werden:

*„Eine Stadt grenzt einen schon sehr ein. Hier ist eine Mauer, dort ein Privatgrundstück, da darfst du nicht lang oder rauf. Und dann hat man diese Fähigkeiten gelernt, dass man da trotzdem rüber kann oder rauf kommt und dann nimmt man sich den Weg oder gönnt sich die Aussicht. Als Rebell würde ich mich jetzt nicht bezeichnen; es ist jetzt kein politisches Statement von mir. Es ist einfach das, worauf ich Lust habe.“*  
(Int. J 2019: 10)

### Exkurs 3: „Die Halle“ im Oberhafenquartier – Über subkulturelle „Off-Orte in der Stadt“ und die „Da-ist-noch-Platz-Ecke“

„Langsam schlendere ich zwischen den ursprünglich als Lager- und Logistikzentrum genutzten Hafengebäuden hindurch und halte Ausschau nach Anzeichen des online so viel beschriebenen ‚echten Hotspot für Künstler und Kreative‘. Erst mal an einem Restaurant im retro-schicken Industrielook vorbei gegangen, verliert sich mein Blick in einem riesigen Landschaftsgemälde, das angelehnt an die rote Klinkerfassade der langgezogenen Halle, die Spiegelung eines schneebedeckten Berges in einem Alpensee darstellt. Daneben stehen eine überdimensionierte unechte Pflanze und ein aus Karton gebastelter Kinderwagen. Über dem wuchtigen Eingangstor bilden gusseiserne Lettern den Schriftzug ‚Hanseatische Materialverwaltung‘. Kurz hineingehuscht, erspähe ich einen skurril wirkenden Fundus an diversen Requisiten aus TV- und Theaterproduktionen, darunter Unmengen an alten Schreibmaschinen, Telefonen und Sitzmöbeln aus den 50er Jahren. Direkt gegenüber liegt die Halle des Parkour Creation e.V.. Mit klassischer Musik in den Ohren, die aus der Räumlichkeit des Kammerkunstvereins ertönt und sich den Weg in den Außenraum bahnt, betrete ich die Parkour Halle. Michael kommt euphorisch auf mich zugelaufen und nimmt mich in Empfang. Er habe mich schon durch die verglaste Fensterfront gesehen und gerade den Kinderkurs beendet.“  
(Feldforschungstagebuch, 08. April 2019)

Was ursprünglich 2013 mit der Teilnahme an der zweiten Runde des Konzeptausschreibungsverfahrens für die Bewerbung um eine Fläche in den Lagerhallen des ehemaligen Güterbahnhofes im Oberhafen begann, ist mittlerweile zu einer Adresse für Bewegungstrainings aller Art geworden: „Die Halle“ versammelt neben Parkour noch weitere „Künste der Bewegung“ (Int. FB 2019: 4), für die keine Hilfsmittel benötigt werden, wie Capoeira, Movement oder Acroyoga, unter einem Dach.

Auch die Idee, Parkour und Theater in diesem Rahmen zusammenzudenken, hat schnell Anklang gefunden und schließlich

dazu geführt, dass das Konzept der jungen Sportabsolventen „[...] mit zwölf anderen Konzepten verschiedenster Art, also alle im Kreativbereich angesiedelt“ (Int. FB 2019: 2), akzeptiert wurde: „Da war eine Atelierfläche dabei, die jetzt hier vorne ist, ein Coworking Space für Handwerker [...]. Wir sind jetzt die einzige Sportnutzung aktuell“ (ebd.).

Obwohl sie sich, anfangs noch nicht direkt zu den „Kreativwirtschaftlern“ dazugehörig fühlten, meint ein Vorstandsmitglied, dass sich deren „[...] Parkour-Theater beispielsweise, was eigentlich eher Kunst und Tanz oder Bewegung ist“ (ebd. 4) sehr gut in die heterogene Mischung an Betrieben

einreicht. Zudem war noch geplant, „[...] eine kleine Upcycling Werkstatt reinzubauen, sodass wir dann zum Beispiel in Kursen mit Upcycling die eigenen Hindernisse herstellen und an den Hindernissen dann wieder Sport machen“ (ebd.) können. Doch der fehlende Platz für eine zusätzliche Werkstatt habe dies leider nicht zugelassen.

„Insofern haben wir uns schon als kreativ verstanden, oder zumindest versucht das damit so ein bisschen passend zu machen [...]“ (ebd.), betont das Vorstandsmitglied im Gespräch. Im Rahmen von Veranstaltungen oder Shows stehe vielfach die Kombination von Sport mit anderen Bühnenperformances im Vordergrund, „[...] was dann eher wieder in die kreative Schiene geht und nicht nur Sport, um des Sportes willen ist“ (ebd.).

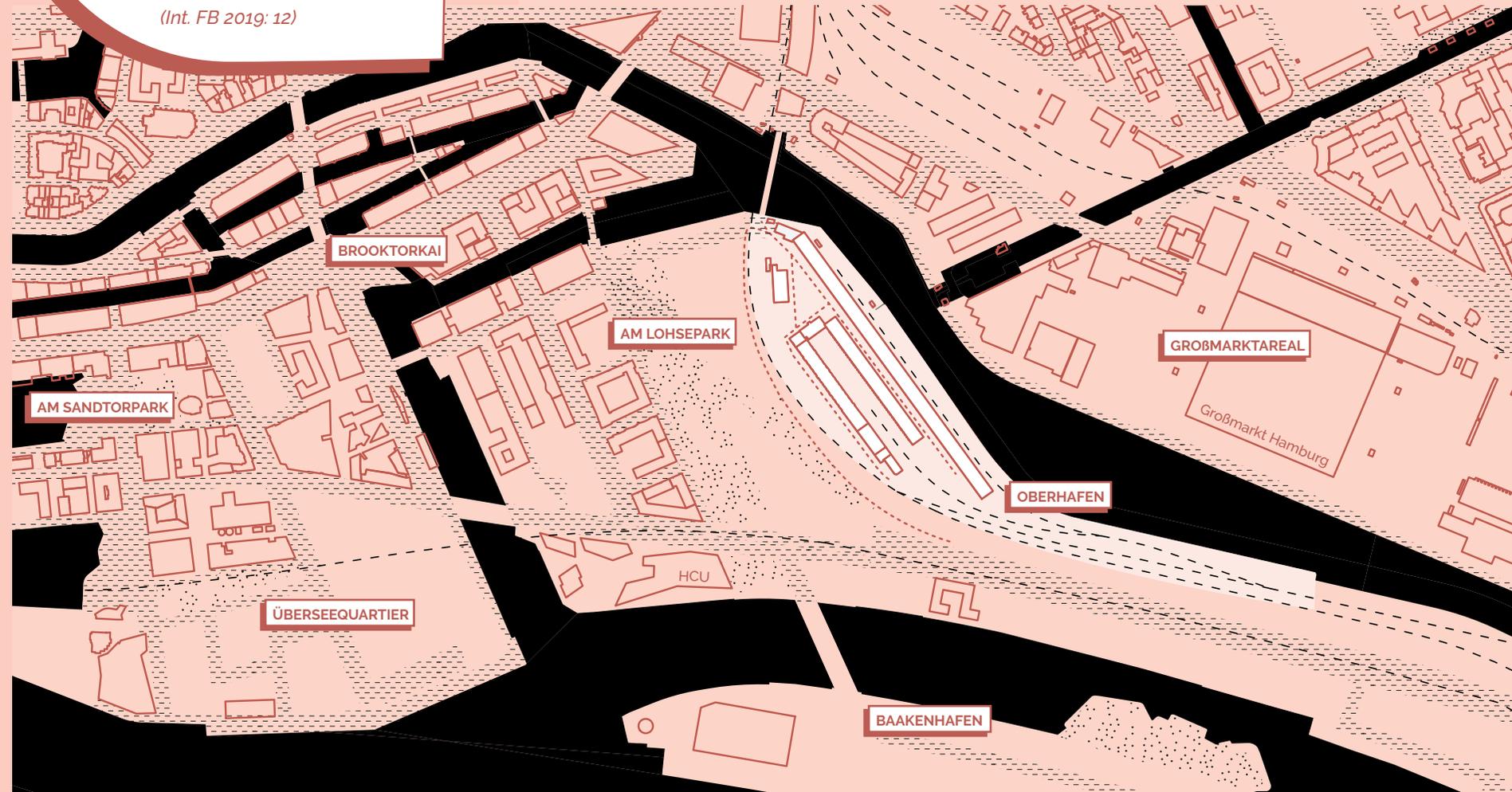
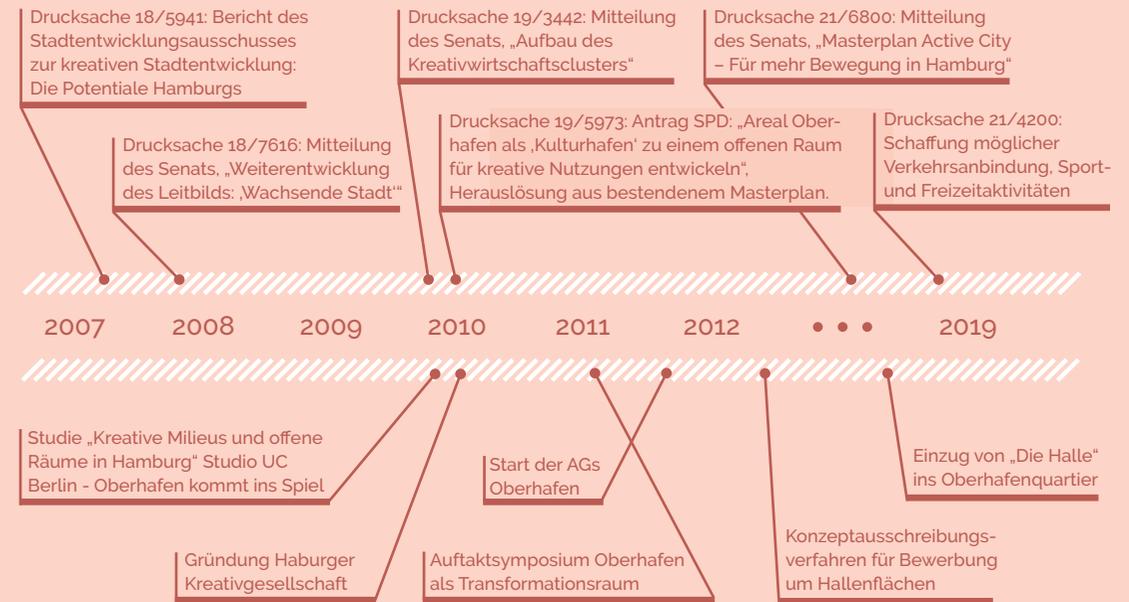
Der niedrige Mietzins und die günstige Lage des umgenutzten Güterbahnhofes im Oberhafenquartier zwischen HafenCity und der Stadtmitte sowie dem östlich gelegenen Großmarktareal stimmt die Betreiber der Halle sehr zufrieden. Wie auch für andere Freizeiteinrichtungen gilt hier: „Lage, Lage, Lage!“ (ebd. 12). Neben der guten Zugänglichkeit und Anbindung, so der Vereinsvorstand, wird vor allem geschätzt, dass das Gebiet „trotzdem so schön Subkultur-off-mäßig ist“ (ebd.). Dann hält er kurz inne und fügt hinzu: „Noch!“ (ebd.). Denn die derzeitigen Pläne verschiedene Sportflächen im Südosten des Quartiers, darunter eine Breitensportanlage, zu installieren, stoßen selbst unter bewegungsaffinen *Traceuren* auf wenig Begeisterung. Laut der HafenCity Hamburg GmbH ist geplant, „das Gesicht der Freiräume und öffentlichen Flächen“ (HafenCity Hamburg GmbH, online) im so

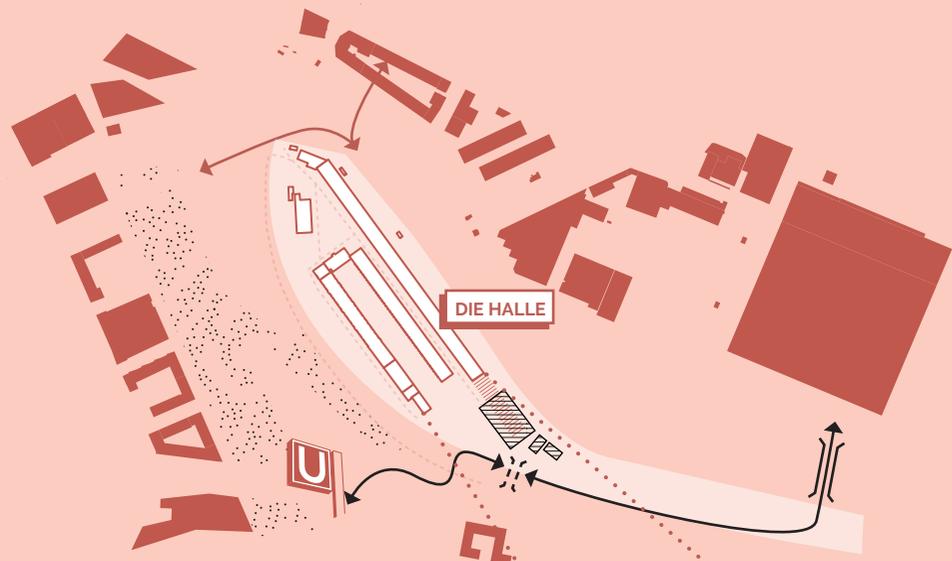
deklarierten „Kultur-, Kreativ- und Sportquartier“ (ebd.) zukünftig (mit Beginn 2019) deutlich zu verändern. Dass nun genau dort „neue Freizeit- und Quartierstreifpunkte“ (ebd.) ihren Platz finden sollen, führt der Vereinsvorstand darauf zurück, dass die HafenCity GmbH es „versäumt“ (Int. FB 2019: 9) hat, für genügend Sportflächen innerhalb der HafenCity zu sorgen: „Weil die sind ja teuer und brauchen ja viel Platz; damit kann man nicht so viel Geld einnehmen, wie mit Wohnungen und Büros“ (ebd.). Demnach komme sie nun verspätet dem „Auftrag der Politik“ (ebd. 10) nach und reagiert mit dem geplanten Bau eines Fußballfeldes und Schulsportflächen, die sich von diversen Schulen der HafenCity und Hamburger Vereinen geteilt werden sollen. Da der Sportplatz, seiner Meinung nach, aufgrund der mangelnden Größe nicht ligatauglich sei, stelle er einen „Kompromiss“ (ebd.) dar, „der jetzt quasi in die letzte *da-ist-noch-Platz-Ecke* geschoben wird“ (ebd.). Abgesehen davon drohe dem Quartier dadurch sein altindustrieller Charme verloren zu gehen, denn es mussten nicht nur schon Hallenflächen weichen, sondern auch die zukünftige Verschiebung der Quartierseingänge wird eine erhebliche Veränderung mit sich bringen. Von Süden her soll das „Kreativ- und Sportareal“ (HafenCity Hamburg GmbH, online) durch einen Bahndammdurchstich zur U-Bahnstation HafenCity Universität erschlossen werden „[...] und dann wird man als Erstes im Kreativquartier einen Fußballplatz sehen“ (Int. FB 2019: 10). Der junge *Traceur* empfindet dies als eher „unschöne“, aber „logische“ Entwicklung, „[...] weil es eben nicht so viel Geld gibt durch die Kreativen hier in diesen

großen Hallenflächen“ (ebd.). Kurzum: Durch die Überarbeitung des Masterplans der HafenCity 2010 wurde zwar von einer Neubebauung mit hochwassergeschützter Aufhöhung abgesehen, dafür aber schnell ein neuer und zukunftsträchtiger Nutzungszweck anvisiert: „ein neuer, urbaner, kreativer Nukleus als Erweiterung des innerstädtischen Flächen- und Nutzungsangebots für Sport und Kreativschaffende“ (HafenCity Hamburg GmbH, online). Schließlich interpretiert der Geschäftsführer der HafenCity GmbH, Jürgen Bruns-Berentelg, den Oberhafen „nicht nur als Ort für Kreative, sondern als urbanes Sportviertel“ (Die WELT, online). Wie sich diese beiden Komponenten als „intelligente Form der Koexistenz“ (ebd.) entwickeln können, ohne dabei die Ursprünglichkeit des Quartiers zu gefährden, stellt auch den Oberhafen e.V. vor noch ungelöste Fragen. Dieser arbeitet mit den Ko-EntwicklerInnen, der HafenCity Hamburg GmbH und der Hamburg Kreativ Gesellschaft mbH zusammen und umfasst eine institutionenübergreifende Arbeitsgruppe, die die über sechzig mietenden NutzerInnen der Güterhallen vertritt. Auch ein Vorstandsmitglied von „Die Halle“ ist darin tätig und bemüht sich darum, die unterschiedlichen Visionen für den Ort zu koordinieren.

Die Räumlichkeiten, die von Anfang an auf Atelier- und Werkstattnutzung ausgelegt waren, wurden später um einen gastronomischen Betrieb, den Hobenköök, ergänzt. Dieser habe durch das viele Tagespublikum den jetzigen Quartierszugang bereits zu einem belebten und auch viel befahrenen „Dreh- und Angelpunkt“ (Int. FB 2019: 12) gemacht. Das Vorstandsmitglied der Halle schließt das Gespräch mit folgender Bemerkung ab:

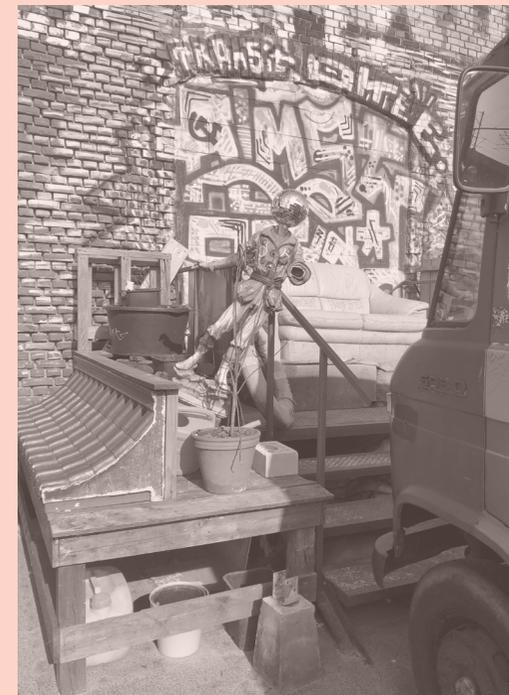
„Ich finde es eigentlich ganz schön, dass man sich diesen Raum hier so erschließen muss sozusagen, dass es so eine Insel ist quasi, die durch den einen Eingang erreicht wird. Wenn das nicht mehr so ist, haben wir hier Durchgangsverkehr und das wird auch den Charakter des Quartiers komplett ändern. Dann gibt's hier halt nicht mehr so diese off-Orte in der Stadt, wo man dann mal chillen kann.“  
(Int. FB 2019: 12)





Neuplanungen für das Oberhafenquartier als urbanes „Kreativ- und Sportviertel“

- ↔ neue Quartierseingänge (in Planung)
- ↔ bestehender Quartierseingang
- ▨ bereits abgetragene Halle
- || angedachter Brückenübergang
- ⋮ angedachte Unterführung
- ▧ mögliche Option für Breitensportanlagen



Impressionen zum Oberhafenquartier, eigene Fotos



# 5. Performing city space(s)



## 5.1 Modi des Organisierens von Bewegung im Stadtraum

*„[...] die Räume haben sich vermehrt, geteilt und aufgelockert. Es gibt heute Räume in allen Größen und von allen Sorten, für jeden Gebrauch und für alle Funktionen. Leben heißt, von einem Raum zum anderen gehen und dabei so weit wie möglich zu versuchen, sich nicht zu stoßen.“*

*(Perec 1974: 68)*

Bewegungsraum,  
© TraceSpace

Wie sich in den vorausgehenden Kapiteln dieses Buches zeigt, ist der *Traceur* kein vom Raum losgelöster unbeteiligter Beobachter, sondern positioniert sich aktiv-spielerisch in und zu heterogenen Räumen sowie zu Stadtöffentlichkeiten. Durch die kreative Bewegungspraxis schafft er zu diesen eine intime und direkte Nähe, die „Spielräume“ eröffnet. Doch wie mehrere AutorInnen aufzeigen (vgl. Mitchell 1995, Low & Ivson 2016), ist die Bespielung öffentlicher Räume oftmals nur gewissen „Öffentlichkeiten“ vorbehalten. Weniger wertgeschätzte Nutzungen (wie beispielsweise das Skateboardfahren) werden mittels Restriktionen oder Methoden des Designing-out (z.B. über skateproof design) marginalisiert oder komplett verdrängt. Dies veranlasst Mitchell (1995) zur Vermutung, dass die Definition „der Öffentlichkeit“ mit spezifischen Implikationen für die demokratische Partizipation und die politische Funktion von öffentlichen Räumen einhergeht. „[T]he perceived need for order, surveillance, and control over the behaviour of the public“ (ebd. 119) hat seiner Meinung nach zu „toten“ öffentlichen Räumen geführt. Auch Bavinton (2007: 396) stellt fest: „Public spaces are riven with subtle configurations of disciplinary and panoptic power exercised towards the purpose of inducing certain types of behaviour from the individual inhabitants and occupiers of those spaces.“

→ 2.4

→ 4.4.3

Wie die spezifischen Verkörperungen von Normen, Freiheitsgefühlen und Widerstand verdeutlichen, lassen sich die *Traceure* der Samstagsgruppe aber nur bedingt von solchen Bevorzugungs- und Verdrängungsmechanismen beeinflussen. Sie erheben aktiv ihr Recht auf Freiraum, das Recht auf „ihren Platz, um ihren Sport zu machen“ (Int. M 2019: 5), denn wie ein Praktizierender betont: „Platz ist rar, alle müssen oder wollen auch kucken, wo sie bleiben“ (ebd.). Ideologische Kategorien und Konzepte der öffentlichen Ordnung sowie des „normalen“ Verhaltens werden dabei außen vor gelassen, denn laut Alexander handelt es sich um eine Frage des Prinzips:

*„Ich wohne hier in Eimsbüttel und zahle super viel Miete und genauso wie ich irgendwie jeden Meter Platz in meiner Wohnung benutze, will ich dann auch nutzen, was hier ist, und wenn da ein toller Baum ist, dann will ich da auch raufklettern. Dann lasse ich mir das auch nicht nehmen [...] also klar, wenn jemand sagt: ‚Eh, das ist hier privat‘ oder ‚du machst was kaputt‘ oder sowas, dann klar [...] sage ich sorry und dann lasse ich es. Aber im ersten Moment denke ich, es ist mein gutes Recht.“*

*(Int. AL 2019: 7)*

Der bewusste Rückzug aus dem öffentlichen Raum ist für viele *Traceurs* keine Option, im Gegenteil: „Wir verstecken uns halt nicht. Wir wollen ja die Stadt nutzen für unsere Zwecke. Und da bringt es auch nichts, sich zu verstecken“ (Int. J 2019: 8). Guss (2011: 82) geht sogar so weit zu sagen: „On a small, local level, parkour builds confidence and feelings of empowerment among youth, and contests the institutional control and the privatisation of public space.“ Umso ambivalenter erscheint die Tatsache, dass Parkour als vermeintlich subversive „‘underground‘ technique“ (Mould 2008: 739), die gerne kapitalistischen Praktiken gegenübergestellt wird, nun selbst zum Opfer zeitgenössischer Kommerzialisierungstendenzen zu werden scheint. Auch wenn keine verlässlichen Zahlen vorliegen, findet ein beträchtlicher Teil von Parkour nach wie vor im Außenraum unter weniger regulierten (wobei dies auch in Frage zu stellen ist) Bedingungen statt. Da sich die Praxis mittlerweile in ihrer Organisation, sprich ihrer Art und Weise der Ausführung und demnach auch der (mehr oder weniger intensiven) Auseinandersetzung mit der Stadtumwelt, ausdifferenziert hat, werden in den folgenden Kapiteln mehrere mögliche Organisationsformen erläutert. So viel kann aber schon gesagt werden: Die Modi des Organisierens von Bewegung – von informellen Zusammenschlüssen bis hin zu reglementierten Hallentrainings – deuten mit ihrer Tendenz der zunehmenden Verlagerung von draußen nach drinnen auf eine schwindende Sichtbarkeit der freien bewegend-spielerischen Aktion hin.

→ 5.2

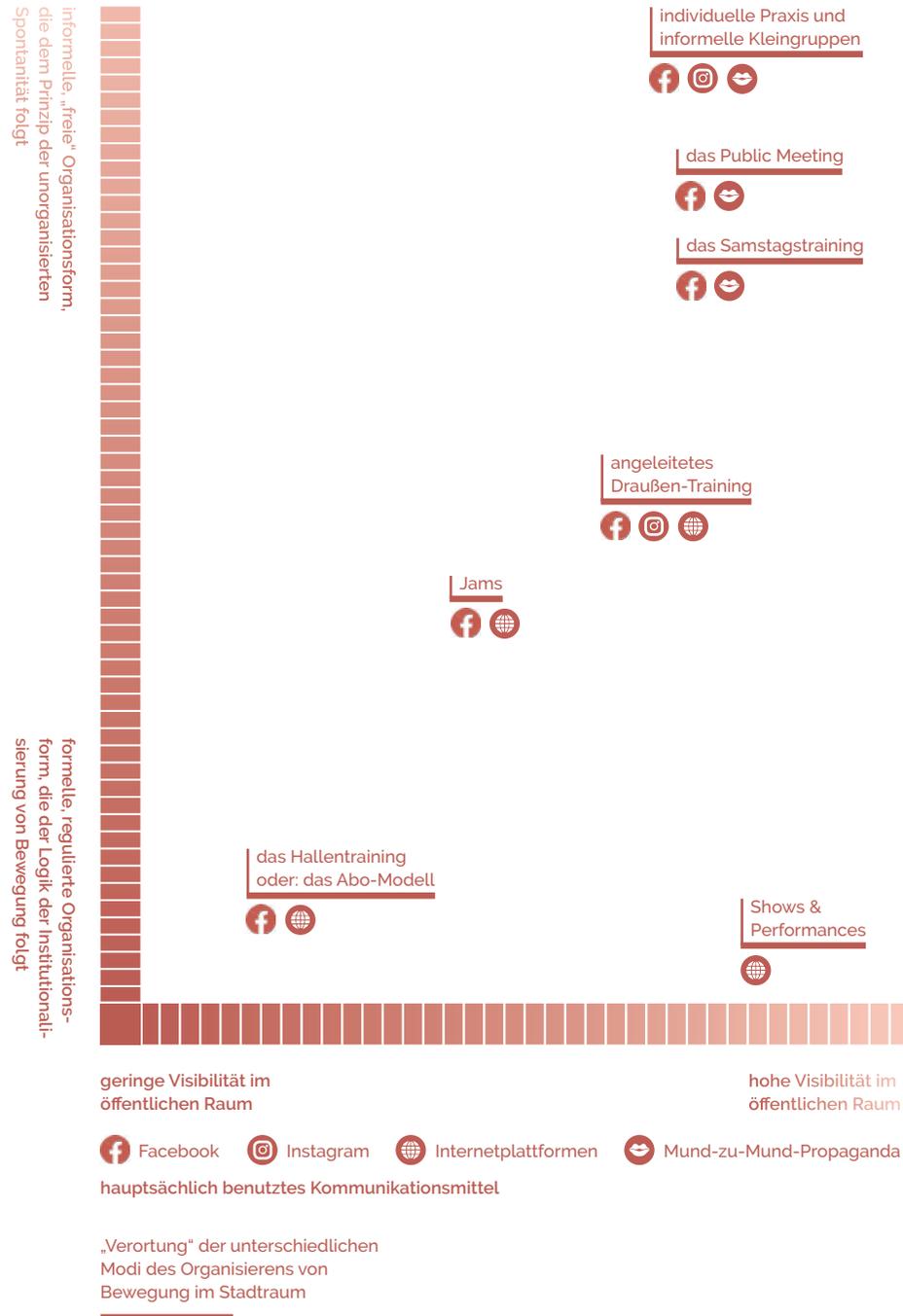
Zudem lassen sich über die Organisationsweisen unterschiedlich intensive Verhandlungen des öffentlichen Raumes im Zusammentreffen mit anderen (Teil-)Öffentlichkeiten beleuchten. Gerade dadurch, dass diesen Begegnungen das Potential „to ‚loosen‘ urban spatial texture“ (Ameel & Tani 2012: 17) und damit die „Lockerung“ des Raumes für multiple Nutzungen innewohnt, ist dieser Aspekt nicht zu vernachlässigen: „Looseness is created when people use public space in a way that runs contrary to the original, intended or expected use. Loose spaces can occur in spaces where different activities are tolerated at the same time along with the original use“ (ebd. 19). Laut den Autorinnen sind derartige Räume, im Gegensatz zu den von ihnen als „tight spaces“ (ebd.) bezeichneten „festen“ Räumen, zentral für die Produktion „gesunder“ urbaner Stadtstruktur.

→ 4.2

→ 6.3

Auf ähnliche Weise arbeitet Oli Mould (2008), der Parkour im Kontext von Gilles Deleuzes und Félix Guattaris (1980) „glattem“ (engl. smooth) und „gekerbtem“ (engl. striated) Raum analysiert, zwei verschiedenartige Räume der potenziellen Aneignung heraus. Diese

verkörpern die gegensätzlichen Kräfte der Fluidität und Konformität: „[...] there is a fascinating juxtaposition between the desire for fluid movement of parkour, and the constricted or ‚striated‘ nature of the urban environment“ (Mould 2008: 739). Es ist der „gekerbte Raum“ (Deleuze & Guattari 1980: 434), der „vom Staatsapparat geschaffen wird“ (ebd.), der die flüssige Bewegung des „glatten“ nomadischen Raumes, der dem des *Traceurs* entspricht, beschränkt. Der glatte Raum kommt einem „Affekt-Raum“ (ebd. 437) gleich, „[...] der durch örtlich begrenzte Operationen mit Richtungsänderungen geschaffen wird“ (ebd.). Das Meer stellt den glatten Raum schlechthin dar (vgl. ebd. 438). Deleuze und Guattari (ebd. 441) verweisen auf die Stadt als absoluten Ort der Einkerbung: „Im Gegensatz zum Meer ist sie der eingekerbte Raum par excellence“. Sie ist die „Einkerbungskraft“ (ebd.), „[...] die überall, auf dem Boden und in den anderen Elementen, den glatten Raum zurückgibt“ (ebd.). Doch glatte Räume sind „[...] die eines Gegenschlags, der das Glatte und das Durchlöcherte kombiniert und sich gegen die Stadt zurückwendet“ (ebd.). Mould sieht in dieser Beschreibung eine Metapher für die subversiven Taktiken der *v*, die sich gegen die kapitalistische Stadt wenden. Auch wenn dieser Gegenschlag von den Autoren als eher gewaltvoll beschrieben wird, können alle StadtbewohnerInnen durch einfache Mittel zu Stadt-NomadInnen werden, denn allein ein Spaziergang, oder „[...] ein nomadisches Gehen im glatten Raum bewirkt, dass die Stadt ein Patchwork ausstößt [...]“ (ebd. 442). Hierin lässt sich die im einleitenden Zitat des Kapitels erwähnte Heterogenität der Räume erkennen. Es mag zwar stimmen, dass es Räume „für jeden Gebrauch und für alle Funktionen“ (Perec 1974: 68) gibt, doch trotzdem erscheint die Frage berechtigt, ob wir uns nicht den Räumen zuwenden sollten, die mehrere Gebrauchsformen und Funktionen gekonnt zu vereinen wissen. Jedenfalls geben die nachfolgend präsentierten Modi des Organisierens und somit Navigierens durch Spiel-Räume einen ersten Einblick in die (informelle und formelle, freie und regulierte, oder gar kommerzialisierte) „Gestaltung“ von Bewegung und ihr Potential räumliche Struktur zu „lockern“ oder zu „festigen“.



### 5.1.1 Individuelle Praxis und informelle Kleingruppen

Als informelle Kleingruppen werden Gruppen zwischen zwei und fünf Praktizierenden verstanden. Sie zählen sich zur umfassenden Parkour-Community, die nicht nur den öffentlichen Raum, sondern auch ihre urbane Bewegungskunst als Gemeingut ansieht: „They learn from each other, invent techniques, but improvise and build on each other’s moves, with every member adding their own personal touch. In this sense, the practice is a common” (Guss 2011: 80). Die informellen Zusammenschlüsse basieren nicht auf Ein- oder Ausschlussmechanismen, sondern signalisieren vielmehr eine Vielfältigkeit und Offenheit im Umgang miteinander sowie der Stadtumwelt. Für die (spontane) Vernetzung nutzen sie vor allem digitale Kommunikationsmedien, wie ein *Traceur* betont: „Gut, die Community ist sehr heterogen, was auch heißt, es gibt Facebookseiten zu Parkour in Hamburg, wo viele so lose organisiert sind. [...] Ansonsten geht viel über Mund-zu-Mund-Propaganda“ (Int. P 2019: 6). Die Information über begehrte Spots im Hamburger Stadtraum streue sich zudem „über die Veröffentlichung durch Videos“ (Int. M 2019: 7).

Einige *Traceure* der Samstagsgruppe organisieren sich zusätzlich in solch informellen Gruppen. Jan (Int. 2019: 8) bemerkt diesbezüglich: „Ich komme ja nicht immer zum Samstags-Training. Ich gehe halt immer wieder mal dahin, weil da die grundlegenden Spots abgeklappert werden und man weiß, da sind Leute. Aber sonst haben wir unsere Facebook- und WhatsApp-Gruppen, über die wir uns dann einfach verabreden an verschiedenen Orten.“

Wird Parkour alleine praktiziert, so handelt es sich stets um die individuelle Anpassung der freien Bewegungsdisziplin zum eigenen Zweck: „[...] Individual practitioners pattern their movements and shape their bodies to the discipline, yet at the same time they ‘appropriate’ the practice on their own bodies, abilities and imaginations [...]” (Guss 2011: 80). Für einige besteht in diesem Selbstzweck der eigentliche Genuss der Praxis, wie aus dem folgenden Statement hervorgeht: „Ich mache das für mich. [...] Nicht, um weiter zu springen als mein Kollege, oder um einen Wettbewerb zu gewinnen, oder dadurch auf Instagram tausend Follower zu bekommen“ (Int. BF 2019: 12). Nach einer kurzen Pause fügt der *Traceur* hinzu: „Ich mache kein Fitness, ich mache keinen Wettbewerb, ich mache einen Sport, der frei ist und Spaß

→ 3.2.1.1

→ 4.4.4

bringt“ (ebd.). Damit stimmt ebenso die Aussage eines etwas erfahreneren Parkour-Läufers überein: „Ich glaube, wenn man dann länger dabei ist, macht man das ja auch für sich, weil einem das Spaß macht. [...] und dann klinkt man sich auch irgendwann [aus der Gruppe] aus“ (Int. AL 2019: 6). Er müsse sich keiner Gruppe mehr anschließen, er lebe den Parkour-Lifestyle mittlerweile völlig zwanglos im Alltag aus:

→ 3.2.2

*„Ich fühle mich so frei. Ich setzte mich überall gerne hin. Ich balanciere überall, wo ich lustig bin. Das hat sich so eingebrannt. Ich bin da sehr schamlos. Ich muss auch nicht mit anderen Leuten zusammen trainieren, damit ich mich wohl fühle. Ich kann auch allein an einem belebten Platz irgendwo barfuß balancieren oder Parkour machen. Das ist auf jeden Fall so eine Sache, die ich mitgenommen hab und die ich auch sehr wertvoll finde.“*  
(Int. AL 2019: 7)

Des Weiteren bestätigt er, dass es durchaus *Traceure* gebe, „[...] die haben Angst Parkour alleine in der Öffentlichkeit zu machen, weil da sind ja andere Leute und die kucken dann zu oder sowas“ (Int. AL 2019: 7). Seiner Ansicht nach ist es vom individuellen Charakter einer Person abhängig, wie (un)angenehm solche Situationen empfunden werden. Er selber habe als Schmerzspezialist und Personal Trainer sehr davon profitiert, in der intimen Interaktion mit der Stadtumwelt über seine Grenzen zu springen. Somit trifft auf seinen Fall die von Loo und Bunnell (2018: 146) getroffene Aussage zu: „[...] lessons derived from contingent and haptic engagements with the urban landscape may unfold in variegated ways in relation to practitioners' personal histories and biographies.“

Derselbe *Traceur* erzählt im fortlaufenden Gespräch, dass er im öffentlichen Raum gerne die Gelegenheit nutze, mit den für Außenstehende wohl etwas ungewöhnlich wirkenden Bewegungen „[...] die Leute ein bisschen zu sticheln, zu kucken was dann passiert“ (Int. AL 2019: 13). Denn an den Reaktionen der Vorbeigehenden merke man, dass sie „[...] dadurch herausgefordert werden im Sinne von: ‚Du machst hier Sport, wo das irgendwie für alle sichtbar ist und jetzt muss ich mich rechtfertigen, dass ich auch sportlich bin‘“ (ebd. 13). Aus der Freude an dieser spielerischen Provokation beweise er gerne seine Fähigkeiten, doch „es macht keinen Sinn, für mich selbst eine Show zu machen“ (ebd.). Seine individuelle Praxis erlaube ihm vielmehr, sich von einem vorgefertig-

ten „Grundstock an Bewegungen“ (ebd. 8), der auf die urbane Umwelt „aufgepresst“ (ebd.) wird, zu lösen. Selbst einzelne Parkour-Abläufe empfindet er als „sehr formalisiert“ (ebd.), was mitunter ein Grund für ihn war, „[...] warum ich mich von vielen so Gruppen losgelöst habe. Weil ich das Gefühl habe, das ist so eine Mühle, wo immer wieder die gleichen Sachen wiederholt werden. Die einzige Variation ist Intensität“ (ebd.). Darunter leidet, seiner Meinung nach, vor allem der kreative Umgang mit der Stadtumwelt. Die zunehmende Standardisierung und Institutionalisierung ist für ihn ein Grund, sich nicht mehr die Mühe zu machen, „[...] das Parkour, wie ich es kennengelernt habe, Leuten näherzubringen und hab mich da so ein bisschen ausgeklinkt, muss ich ehrlich sagen. Also ich gebe auch noch ab und zu mal einen Parkour-Workshop und mache Trainings. Aber ich habe zum Beispiel tatsächlich keine Lust diese Kindertrainings zu machen, oder in der Halle zu arbeiten, weil ich da das Gefühl hätte, da werden Ansprüche an Parkour erhoben, die ich nicht bedienen möchte“ (Int. AL 2019: 6).

## 5.1.2 Das Public Meeting

Das Public Meeting ist in der Szene auch als „Anfänger-Workshop“ (Int. A 2019: 2) bekannt und war ein von *Traceuren* für *Traceure* und Interessierte „ehrenamtlich, freiwillig“ (ebd.) angebotenes und, wie der Name schon sagt, öffentliches Treffen. Dieses Public Meeting, das es, der Aussage eines Praktizierenden nach, „[...] damals gab, was ja inzwischen nicht mehr wirklich existiert“ (ebd.), fand zweimal monatlich kostenlos statt und wurde hauptsächlich von den Personen getragen, die es ursprünglich initiiert hatten, aber „[...] irgendwann auch einfach zu viel zu tun hatten, um sich da großartig drum zu kümmern“ (ebd.). Alexander drückt sein Verständnis, aber auch Bedauern aus, denn mit der Zeit „[...] kamen einfach nicht mehr so viele Leute. Dadurch, dass es inzwischen auch diverse Angebote in Schulen und sowas gibt, ist das dann vielleicht auch so ein bisschen untergegangen“ (ebd.).

Erfahren habe man von dem Treffen, indem es sich rumsprach, oder man sei „durch Zufall über Facebook“ (Int. A 2019: 3) darauf gestoßen: „[...] da gab es diese Veranstaltungen, die sich dann immer wieder monatlich aktualisiert haben mit Treffpunkt; die Zeit war immer gleich“ (ebd.). Das circa zweistündige informelle Treffen stellte eine Art Ausgangspunkt für weitere Erkundungen in der Kleingruppe dar: „Zu Zeiten, in denen ich das Anfänger-Training in dem Sinne dann nicht mehr nötig hatte, haben wir uns einfach so mit Leuten getroffen und sind danach weitergezogen“ (Int. A 2019: 3).

### 5.1.3 Das Samstagstraining

„Ich glaube, das ist die einzige Gruppe, die sich so frei trifft außerhalb eines kommerziellen Kontextes. Ist das nicht so?“

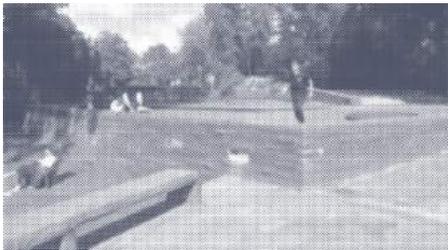
(Int. AL 2019: 20)

Diese Sichtweise eines *Traceurs*, der die Samstagstraininggruppe bereits vor einigen Jahren verlassen hat, deutet auf das seltene Vorkommen unkonventioneller und nichtkommerzieller beziehungsweise gemeinsamer Bewegungsangebote im öffentlichen Raum hin. Er selbst habe das aktiv-sportliche Beisammensein immer als Möglichkeit wahrgenommen, „[...] um eben ohne dass man was bezahlen muss mit Leuten in Kontakt zu kommen“ (Int. AL 2019: 3). Das war auch die Intention von Alexander, der berichtet, dass er seine selbsterlernten Bewegungen im Austausch mit anderen weiterentwickeln wollte und über Social Media herausfand, „[...] dass es so Veranstaltungen gibt, sowas wie das Samstagstraining zum Beispiel“ (Int. A 2019: 2). Das Treffen, dessen Zeit- und Ortsangaben ursprünglich über ein Facebook-Event kommuniziert wurden, habe sich mittlerweile zu einem regelmäßig stattfindenden wöchentlichen Training etabliert, ohne mehr auf digitale Kommunikation angewiesen zu sein. Aljoscha (Int. 2019: 2), der vor über zehn Jahren zum ersten Mal daran teilnahm, erzählt von seinem ersten Kontakt mit der Gruppe: „Ich hab erst aus der Ferne zugeschaut und mich nicht getraut mitzumachen. Und dann ist irgendwann jemand rübergekommen und meinte: ‚Hey, wollt ihr nicht mitmachen?‘“ Zu jener Zeit, als es noch „keine Hallenzeiten“ (ebd.) gab, konnten die *Traceure* – wie heute immer noch – nach Lust und Laune dazustoßen: „Das Samstagstraining ist ja hauptsächlich ein *freies* Training und jeder kommt und geht, wann er will. Auf der einen Seite ist es total *ungebunden* – du kannst frei entscheiden, aber trotzdem finden sich die Leute doch immer wieder zu diesem Treffen zusammen“ (Int. P 2019: 2).

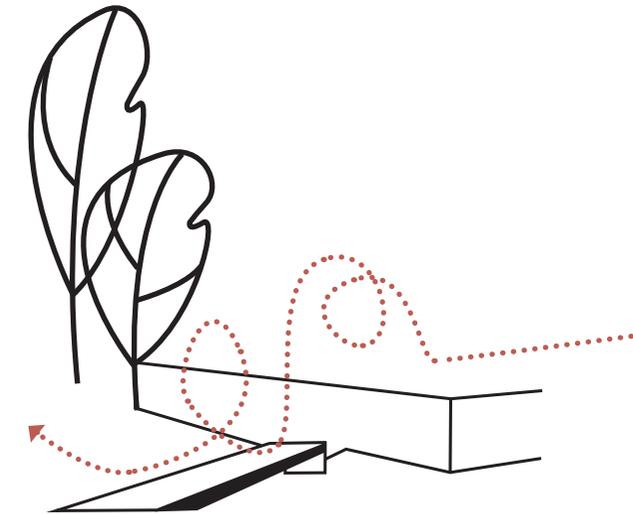
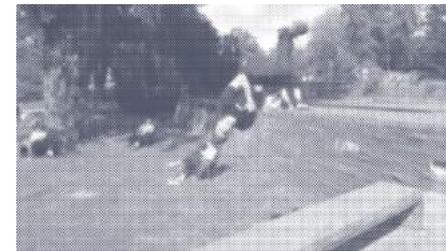
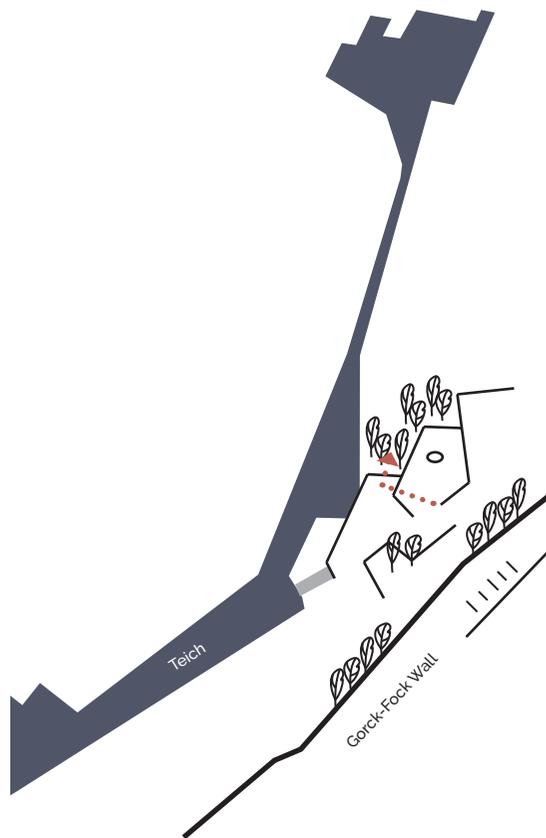
Ein weiterer *Traceur* berichtet: „Ich war dann auch relativ früh bei dem Samstagstraining dabei und war dann so gut wie immer da für eine lange Zeit. Irgendwann dann nicht mehr, denn es ist ja auch immer das Gleiche. Du gehst immer die gleiche Strecke, hast keine Abwechslung in dem Sinne“ (Int. AL 2019: 3). Das Samstagstraining bietet sich seiner Meinung nach vor allem sehr gut dazu an, einen Einstieg in die Szene zu finden und sich dann gegebenenfalls von der Großgruppe zu lösen: „[...] irgendwann bin ich da dann ausgestiegen, weil ich dann da Freunde getroffen hab oder Leute, mit denen ich gerne trainiert hab und dann haben wir unser eigenes Ding gemacht“ (ebd.).

Sich draußen frei zu bewegen bedeutet für die *Traceure* des Samstagstrainings, einen Teil der öffentlichen Stadtkultur auszumachen, die sie nicht unberührt lässt, denn diese ist „[...] natürlich ein Faktor, der dich bei der Ausführung selbst beeinflusst, weil du im Prinzip Zuschauer hast. Die kucken dich an. Einige [*Traceure*] fühlen sich dann auch herausgefordert, sich selbst darzustellen“ (Int. P 2019: 4). Dass Passanten oder andere am selben Ort verweilende Menschen gerne stehen bleiben, um zuzusehen, störe gerade die erfahreneren *Traceure* weniger. Im Gegenteil, dies kann sogar einen „Motivationsaspekt“ (Int. J 2019: 8) darstellen. Neu Praktizierende hingegen fühlen sich durch diesen zu Beginn eher ungewöhnlichen Kontakt mit der Öffentlichkeit nicht selten verunsichert: „Am Anfang schämt man sich noch dafür, wenn man da ist, aber das gehört irgendwie dazu. Irgendwann lernt man dann Sachen zu machen, auch vor Leuten“ (Int. J 2019: 8). Schließlich fällt die Resonanz in den meisten Fällen durchaus positiv aus. Dass Parkour mittlerweile einen gewissen Bekanntheitsgrad erreicht hat, wird spätestens dann klar, wenn aus den sich gebildeten Zuschauerreihen ein: „Oah, das ist Parkour!“ (Int. J 2019: 7), oder: „Wie eine Katze“ (Feldforschungstagebuch, 27. April 2019) vernommen wird. Ein *Traceur* bemerkt diesbezüglich: „[...] die meisten begeistert das schon. Die interessieren sich schon dafür und finden das ganz gut“ (Int. A 2019: 4). Auch Paul (Int. 2019: 4) empfindet dies so: „Wenn du unterwegs bist und du machst Übungen, dann bleiben Leute staunend stehen. Von Älteren kommt oft: ‚Als ich fünfzig Jahre jünger war, da konnte ich das auch.‘ Oder manche klatschen auch und freuen sich, Leute zu sehen. Vielleicht weil sie der Meinung sind, dass Kinder oder Jugendliche sonst normalerweise alle dick und faul sind und dann wirklich sehen, dass Leute etwas machen – also Sport machen in der Öffentlichkeit.“ Um welche Aktivität es sich genau dabei handelt, scheint weniger wichtig zu sein, wie er vermutet. Wenn von den Zuschauenden nachgefragt wird, wo man Parkour denn lernen kann, „[...] verweisen wir sie anfangs auf eine Halle, oder wenn jemand schon ein bisschen sportliche Erfahrung hat, laden wir sie zum Samstagstreffen ein“, sagt Jan (Int. 2019: 10).

Der öffentliche Stadtraum wird nicht nur mit anderen NutzerInnen, sondern auch mit so bezeichneten „subkulturellen“ Gruppen kompromissbereit ausgehandelt: „Als hier vorne noch die Tiefgarage war, da konnte man im Winter bei schlechten Witterungsbedingungen Parkour machen. Und einige Rails, die es da gab, wurden auch von Skatern benutzt. Das lief immer mit gegenseitigem Respekt ab, so



8 Film Stills #8: Traceur Jan beim Spot „Schwarze Mauer“, Instagram-Aufnahme



nach dem Motto: ‚Das sind die einen, das sind die anderen‘, dann sagt man mal Hallo oder achtet aufeinander“ (Int. P 2019: 10). Ein weiterer Traceur bestätigt das. Er habe es „[...] bisher nicht so wahrgenommen, dass man sich im Weg ist“ (Int. A 2019: 9). Selbst die Beziehung zu den Sicherheitskräften in Planten un Bloomen sei mittlerweile fast schon freundschaftlicher Natur. Wie ein Traceur beschreibt, begegne man dort der „[...] Stadt vertreten durch die Parkaufsicht, die hier ihre Runden dreht und die nehme ich auch als Teil der Öffentlichkeit, vielleicht als Ordnungsmacht, wahr. Also die, die das hier bewachen“ (Int. P 2019: 4). Er fügt hinzu:

→ 4.4.5

*„Und da wandelte sich das von wir wurden toleriert zu akzeptiert. Früher kam dann manchmal schon so ein dummer Spruch, aber man hat uns soweit erstmal in Ruhe gelassen. Jetzt sagt man schon Hallo zueinander.“  
(Int. P 2019: 4)*

Die Tatsache, dass die Samstagroute mitten durch ein viel belebtes Gebiet verläuft, entspringe keiner provokanten Absicht, sich anderen Menschen konkret präsentieren zu wollen à la: „Kuckt mal, hier sind wir und wir machen Sport und ihr nicht“ (Int. M 2019: 7). Vielmehr sind auch die *Traceure* „[...] so mehr oder minder in ihrer eigenen Welt und die anderen Leute sind halt da“ (ebd.), so schildert Michael seine Wahrnehmung. Er fügt hinzu: „Manchmal ist es vielleicht auch so, dass die Umstehenden, die gar nichts damit zu tun haben, eher störend wirken. [...] Und trotzdem lebt man auch damit“ (ebd. 8).

Für die meisten *Traceure*, die das Samstagstraining besuchen, stellt das Hallenformat eher ein ergänzendes Angebot dar. Aljoscha, der schon länger nicht mehr im Verbund der Samstaggruppe praktiziert, berichtet: „Zu der Zeit, als ich angefangen hab, hat das eigentlich niemand gemacht. Das war schon auch interessant für ein paar Leute, aber es waren auch viele Leute, die die *andere Art* von Parkour interessant fanden und das einfach ausschließlich machen wollten“ (Int. AL 2019: 3). Das klassische Hallentraining habe sich erst vermehrter Beliebtheit erfreut, „[...] als Leute nicht mehr *Parkour* im Sinne von David Belle gemacht haben, sondern dann sehr viel akrobatische Sachen. [...] Oder dann später unter dem Namen *Freerunning* solche Sachen üben wollten, die einfach sehr komplex waren und die man dann vielleicht nicht mehr draußen in einer Sandkiste machen wollte [...]“ (ebd.).

→ 2.4.1

### 5.1.4 Angeleitetes Draußen-Training

Wenn Workshops im Außenbereich nicht von Privatpersonen organisiert sind, werden diese häufig von Vereinen angeboten, deren Ursprung meist in den Aktivitäten einer Gruppe von Freunden liegt (vgl. Int. BF 2019: 4). Ein junger *Traceur*, der Mitbegründer eines deutschlandweiten Parkour-Netzwerkes ist, beschreibt seine damaligen Ambitionen, einen eigenen gemeinnützigen Verein zu gründen. Da er auf seine Erfahrung als Fußballtrainer in der Kinderabteilung eines Sportvereins zurückgreifen konnte, erzielte er mit eigens angebotenen „Ferienkursen und Kindergeburtstagen“ (Int. BF 2019: 3) schnell Erfolge. Mit Kindern draußen zu trainieren bedeute aber immer „ein kalkuliertes Risiko“ (Int. AL 2019: 16). Da, wo die „freie Szene“ (Int. BF 2019: 10) sich eigenverantwortlich bewegt, könne vor allem bei unbeständigen Witterungsverhältnissen nicht für die Sicherheit aller Teilnehmenden garantiert werden. „[D]a haben wir ein bisschen den Street Style verloren“ (ebd.), bedauert der Vereinsvorsitzende. Denn sobald eine Veranstaltung im öffentlichen Raum „Event-Charakter“ (ebd.)

annimmt, sehe er sich als Veranstaltungsträger mit Verantwortungs- und Haftungsfragen konfrontiert. Beim Abhalten von „Outdoor-Kursen“ ist es dementsprechend auch für den Parkour Creation e.V. im Oberhafenquartier wichtig, die Teilnehmenden über Anwesenheitslisten zu erfassen und mit den TrainerInnen mitzuversichern (vgl. Int. FB 2019: 5).

Dieser Sicherheitsfrage, die sich gerade im öffentlichen Raum vermehrt stellt, wird mit dem Hallenmodell entgegengekommen. Während draußen die einzelnen Bewegungselemente akribisch auf ihre Stabilität hin kontrolliert werden müssen (ebd. 8), trägt in der Halle der Betreiber Sorge für einen entsprechenden Sicherheitsstandard (Int. BF 2019: 8). Dies sei gerade bei einem zunehmend jungen Publikum essenziell, denn: „Parkour boomt einfach bei Kindern“ (ebd. 10).

Die ursprünglich als frei konzipierte Bewegung von draußen nach drinnen zu verlegen entspringt der Idee, einzelne Bewegungselemente- und Abfolgen „an einem Platz vereinen“ (Int. FB 2019: 4) und „gesammelt üben“ (ebd. 5) zu können, bevor die neuen Fertigkeiten schließlich wieder „draußen eingesetzt“ (ebd.) werden. Diese Abweichung vom Ursprungsgedanken der Bewegungsdisziplin empfindet der Leiter der Abteilung Parkour des Eimsbütteler Turnverbandes als „[...] sehr enttäuschend. Ja. Ich meine, ich bin auch Teil davon. Ich habe auch Hallentrainings angeboten und hab das auch aufgebaut im Verein“ (Int. AL 2019: 4). Jedoch sei er sehr darum bemüht, dass gerade die Acht bis Zwölfjährigen „nur draußen“ (ebd.) praktizieren und sich somit auch freier und flexibler, sprich unabhängig von Hallenzeiten und bei Interesse selbstständig im Stadtraum bewegen können.

→ 2.4.2

→ 6.2

### 5.1.5 Das Hallentraining oder: das Abo-Modell

Die Hallenidee entspringt einer Kombination von praktischen Überlegungen, denn sie „[...] ist anfängergeeignet, man hat alles komprimiert an einem Ort [...]. Man kann dann ein Training abhalten und muss nicht immer stundenlang von Spot zu Spot laufen“, argumentiert Aljoscha (Int. 2019: 5). Um einen Workshop mit mehreren Personen abhalten zu können, laufe es daher zwangsläufig „[...] immer mehr auf dieses Hallenmodell hinaus“ (ebd. 15). Irritierend sei daran aber, dass „[...] ganze Generationen anfangen in dieser Halle zu trainieren und dann ist es ja auch kein Wunder, dass in zehn Jahren dann niemand mehr draußen trainiert“ (ebd.).

Die Organisationsform des Hallentrainings ist meist an Vereinsstrukturen, wie beispielsweise jene des Parkour Creation e.V. im

Hamburger Oberhafen, gebunden. Unter dem Slogan „Eine Halle für Alle“ (Int. M 2019: 14) beabsichtigten die Initiatoren neben dem regulären Kursbetrieb „[...] vor allem auch freie Trainingszeiten zu schaffen, eben gerade für die Szene oder junge Szenen, für die es oft schwierig ist Orte zu finden, oder Orte, wo man trainieren kann, die nicht draußen sind“ (Int. FB 2019: 2). Doch der drastische Anstieg von veranstalteten Kinderkursen- und Geburtstagsereignissen schreckt das Publikum aus der Parkour-Szene zunehmend ab. Obwohl die Halle ursprünglich „mit und für die Community gemacht“ (ebd. 5) wurde, hat der starke Andrang von Kindern, die „nun alle Bock auf Parkour“ (ebd.) haben, überhandgenommen. Es sei „[...] betriebswirtschaftlich leider schwierig immer nur freies Training anzubieten“ (ebd.) und gerade die Kinder müsse man „[...] mit einer Anleitung dahin bringen, dass sie auch draußen frei trainieren können, ohne sich zu verletzen“ (ebd.).

Als „gemeinnützig und eher mit einem Jugendzentrumscharakter“ (ebd.) reiht sich „Die Halle“ in die heterogene Angebotsstruktur der Hamburger Parkour-Vereine ein. Was bei allen ähnlich ist: Ihr (anfänglicher) Gemeinschaftsgedanke. Doch wie ein *Traceur* und Trainer verrät: „[...] das so gemeinnützig wie möglich zu halten geht heutzutage einfach nicht, weil es kostet alles Geld. Und alles muss auch irgendwie Geld bringen“ (Int. M 2019: 14). Demnach sind unterschiedliche Organisationsmodelle aufzufinden: „Die Halle‘ ist ein Verein und die haben eine Firma. Die haben zwei Rechtsformen; also Kindergeburtstage und Ferienkurse laufen über die Firma und alles, was so eher einen wirtschaftlichen Charakter hat, auch“ (Int. BF 2019: 3). Auch der Nandu e.V. in Wedel setzt auf einen sehr ähnlichen Gedanken: „Hier in Hamburg sind wir ein gemeinnütziger Verein und das wäre schön, wenn das so bleibt. [...] Ein Verein macht eben sein Vereinstraining und dafür zahlen die Kinder so gut wie nichts an Mitgliedsbeitrag. Und die Trainer arbeiten alle ehrenamtlich und kriegen vielleicht fünf Euro Aufwandsentschädigung die Stunde“ (Int. BF 2019: 3). Es werde jedoch immer schwieriger, niederschwellige Angebote anzubieten, so der Vorsitzende:

*„Ehrenamtliches Engagement geht ja in unserer Gesellschaft leider sehr stark zurück und gerade im Parkour-Bereich, wo es sehr wenige Trainer gibt, ist es besonders schwer. Deswegen haben wir so eine Mischform, dass wir gemeinnützig sind als Verein, aber auch Ferienkurse und Kindergeburtstage anbieten und dadurch ein Fundament bekommen, auf das wir aufbauen können.“*  
(Int. BF 2019: 3)

Auch wenn der ursprüngliche Antrieb in den hier beschriebenen Fällen oft mit dem Wunsch verbunden ist, das Hobby zum Beruf zu machen, so wird keiner grenzenlosen Profitmaximierung nachgeheifert, wie der geschäftstüchtige *Traceur* festhält: „[...] unterm Strich ist es eben so, dass man im Pädagogik- und Sportbereich nicht reich wird. Das ist für keinen von uns der Hauptantrieb. Ich bin auch nicht strikt dagegen, dass wir noch eine Firma werden, das kann schon sein, dass das notgedrungen so sein muss“ (Int. BF 2019: 5). Prinzipiell geht er davon aus, „[...] dass wir in einer Gesellschaft leben, in der Geld leider die Basis für alles ist. Heißt: Es geht nicht komplett ohne Geld. [...] Dann bin ich lieber in der Gesellschaft voll mit dabei und habe eine Firma. Ich finde, da ist nichts dran verwerflich solange es fair abläuft und es nicht darum geht die Wirtschaftlichkeit um jeden Preis zu maximieren“ (ebd.).

Unter den frei trainierenden *Traceuren* der Samstagsgruppe werden diesbezüglich unterschiedliche und teilweise zwiespältige Positionen eingenommen. Michael, der selbst als Trainer in der Halle im Oberhafenquartier arbeitet, unterstützt einerseits die Geschäftsideen ambitionierter *Traceure*, die das „richtig hauptberuflich-kommerziell machen“ (Int. M 2019: 14). Andererseits gesteht er sich ein: „Ich würde es schon schöner finden, wenn sie [die Halle] wirklich für alle da ist“ (ebd.).

Insbesondere jene *Traceure*, die keine Beziehung zu Parkour-Organisationen oder Institutionen pflegen, nehmen eine deutlich kritischere Haltung ein. Paul (Int. 2019: 6) lässt im Interview seinen Frust spüren, als er betont: „Was mich ärgert, ist so dieser Trend zur Kommerzialisierung. Ich habe Parkour umsonst beigebracht bekommen, das hat man mir einfach so gezeigt.“ Aus Dingen, die die Jugend begeistern, werde, seiner Meinung nach, viel zu oft Geld geschlagen: „So werden eben Kurse angeboten für die Kiddies; irgendwelche Abos werden angeboten. Mit dem Trend bin ich nicht einverstanden. Aber ich bin gerne bereit, das, was man mir umsonst mitgegeben hat, auch umsonst weiterzugeben“ (ebd.). Doch Abo-Modelle stellen für ihn den „Kommerz im reinen Sinne“ (ebd.) dar.

Mit Videos und Eigenmarken Geld zu verdienen wird innerhalb der Szene ebenso unterschiedlich bewertet. In den vergangenen Jahren haben sich auch unabhängig von großen Institutionen „[...] Teams gebildet, die das professionell machen wollten und haben das benutzt, um Aufmerksamkeit zu bekommen, sich zu vermarkten, Shops zu gründen, Klamotten zu designen“ (Int. J 2019: 12). Diesen kommerziell-

len Umgang mit Werbeartikeln oder Medienprodukten und, „dass Leute Geld dafür nehmen oder meinetwegen auch davon leben“ sieht Aljoscha (Int. 2019: 15) nicht unbedingt als problematisch. Vielmehr sei die Institutionalisierung und kapitalistische „Verwertung“ der Bewegungslehre selbst als kritisch zu beurteilen, denn darin stecke die Gefahr, die Wissensvermittlung nicht nur für eine finanzielle Gegenleistung anzubieten, sondern diese auch als exklusiv zu betrachten und fortwährend nur mehr in einem solchen Rahmen zu praktizieren. Demnach ist sogar die Sprache von einer „Akademisierung“ von Parkour durch international tätige Organisationen, wohinter Michael „Geldgedanken“ (Int. 2019: 15) vermutet.

### 5.1.6 Jams

Vor allem die jährlich und bereits weltweit stattfindenden *Jams* leisten einen Beitrag zum sozialen Austausch und zur grenzüberschreitenden Vernetzung der Community: „Ich habe dadurch inzwischen so unfassbar viele Leute kennengelernt aus verschiedensten Städten und Ländern. Du bildest überall Kontakte, dadurch dass alle diesen einen zentralen Interessenspunkt haben“, berichtet Aljoscha (Int. 2019: 4) von seiner persönlichen Erfahrung.

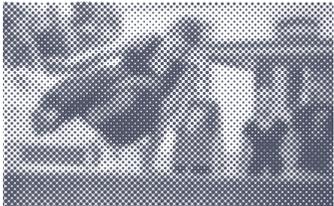
Unter *Jams* sind große, vielbesuchte, meist kostenpflichtige Events zu verstehen, die neben der gemeinsamen Betätigung vor allem der Kontaktpflege international aktiver Parkour-Szenen dienen (vgl. Int. FB 2019: 7). Wahrgenommen werden diese daher als „[...] sehr positiv, weil es den Leuten die Möglichkeit gibt, zusammenzukommen und sich auszutauschen“ (Int. A 2019: 8). Größere *Jams* dauern meist mehrere Tage und bieten neben genügend Bewegungsflächen auch Übernachtungsmöglichkeiten und Verpflegung an. Darüber hinaus ergibt sich die einmalige Möglichkeit mit ortskundigen Praktizierenden eine neue, bisher unbekannte Stadt(-Umwelt) zu entdecken.

### 5.1.7 Shows & Performances

Im Vergleich zu Städten wie London, in denen Parkour mittlerweile aufgrund seines höheren Bekanntheitsgrades gar keine besondere Aufmerksamkeit mehr auf sich zieht, erfreut sich das Hamburger Publikum an der Attraktion im öffentlichen Raum (vgl. Int. J 2019: 11). Dies beobachtet ein junger *Traceur*, dem zufolge Parkour (wie auch Jonglieren oder Feuerspucken) vor allem eines biete: „[...] einen Showeffekt für Menschen, die das im Alltag nicht kennen“ (ebd.). Daher werden

Parkour-Vereine, wie ein Vorstand des Parkour.Creation e.V. feststellt, „weil wir auch schon etwas etablierter sind in der Stadt“ (ebd.), häufig angefragt, bei Platzeinweihungen, Straßenfesten oder für die Eröffnung von Festivals zu performen. Die Veranstalter von Kultur- und Musikfestivals, oder auch die HafenCity GmbH als hundertprozentige Tochtergesellschaft der Freien und Hansestadt Hamburg sind beispielsweise Auftraggeber solcher Bühnenshows, die den Parkour-Institutionen zum Werbezweck dienen: „Sowas wie Auftritte, oder auf der Altonale Präsenz zeigen, was wir auch tun, das ist an sich medienwirksam; man zeigt, man ist da, wenn wer was möchte, kann der uns gerne ansprechen“ (Int. M 2019: 8).

Dabei handelt es sich meist um eine einstudierte Choreografie, „so ein Programm, das abgespielt wird“ (Int. J 2019: 11), das häufig Gesang, Tanz und Parkour kombiniert. „Ich bin eher so für den Parkour-Showeffekt da“ (ebd.) gesteht ein *Traceur*, der regelmäßig seine Dienste im Rahmen solcher Auftritte zur Verfügung stellt. Hinter diesen Shows und Performances an öffentlichen urbanen Plätzen, wie den Magellan-Terrassen in der HafenCity beispielsweise, steht der klar formulierte Auftrag, die Erwartungshaltung der ZuschauerInnen, die sich „drumherum versammeln und kucken“ (ebd.), zu befriedigen. Die individuelle Bewegungspraxis hebt sich davon grundlegend ab: „[...] früher dachte ich auf jeden Fall, es wäre cool, das zu machen und auch sein Geld damit zu verdienen, aber es ist was anderes. [...] ich bin nicht so ein Bühnenschauspieler, so eine Rampensau“ (ebd.). Trifft man die *Traceure* spontan in der Stadt an, ergebe sich eine viel zwanglosere Form des (gemeinsamen) Bespielens von Stadtumwelt, „[...] denn ich bin ja nicht dafür da, um die dann zu unterhalten, sondern einfach um mich sportlich zu begeistern“ (ebd. 12).



Parkour-Kurse im öffentlichen Raum mit Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen, © ParkourONE Academy, online

## 5.2 Das Parkour-Paradox

Wie bereits im Methodenteil dieser Forschung diskutiert, wird Parkour von vielfältigen Repräsentationsformen- und Formaten durchdrungen, die jeweils auf ihre eigene Art und Weise versuchen der vielgestaltigen Performativität der Praxis gerecht zu werden. Über die Modi des Organisierens von Bewegung wird die Ambivalenz der verschieden ausgelebten (Bewegungs-)Aktionen sowie ihrer Repräsentationen verstärkt deutlich, denn das alltägliche „authentische“ Setting der Stadtumwelt ist mit der künstlichen Bühnensituation eines performativen Spektakels (auch wenn dieses im öffentlichen Raum stattfindet) nicht zu vergleichen, von geschlossenen Hallensituationen ganz zu schweigen. Hinter diesen Beispielen verbergen sich unterschiedliche, jedoch miteinander verwobene (mehr oder weniger kapitalistisch motivierte) Logiken der (Nicht-)Repräsentation, wie Loo und Bunnell (2018: 155) feststellen: „[...] representational and nonrepresentational aspects of mobile practices in the landscape are not incommensurable but mutually constitutive.“ Demzufolge muss die individuelle und informelle freie Bewegungstätigkeit stets vor dem Hintergrund weitgreifender (meist populärer) Darstellungen und Handhabungen der Praxis reflektiert werden, denn: „The ostensibly ‚free‘ and ‚creative‘ parkour practitioners are ‚governed‘ through wider representational logics that they have internalized“ (ebd. 153). Diese Dynamik scheint sich vor allem seit der zunehmenden Vereinnahmung von Parkour zum Zwecke der Institutionalisierung sowie des Spektakels verschärft zu haben. Die Kommerzialisierung spielt dabei eine wesentliche Rolle, denn wie Mould (2009: 739) bemerkt: “[...] the commercial aspect of parkour emanates from the spectacular.”

Dieser kommerzielle Aspekt hat schließlich nicht nur zu hitzigen Diskussionen innerhalb der Parkour-Community und schließlich sogar zu ihrer Spaltung in verschiedene Philosophien geführt, sondern auch eine verstärkte „Wirtschaftlichkeit, die von außen kommt“ (Int. BF 2019: 3) mit sich gebracht. Beispielsweise wird ein „rein wirtschaftliches Interesse“ (ebd.) hinter den Bestrebungen des internationalen Turnerbundes vermutet, sich Parkour als Sportart „einverleiben“ (Int. AL 2019: 7) zu wollen, um es schließlich olympisch zu machen. Ein *Traceur* der Samstagsgruppe stellt diesbezüglich fest: „Wir haben aktuell einen Weltturnverband, der sieht, dass Parkour immer größer und Turnen immer kleiner wird. Das heißt: Hier ist mehr Geld“ (Int. BF 2019: 3). Eine solch profitorientierte Logik in die Praxis umzuset-

→ 2.3

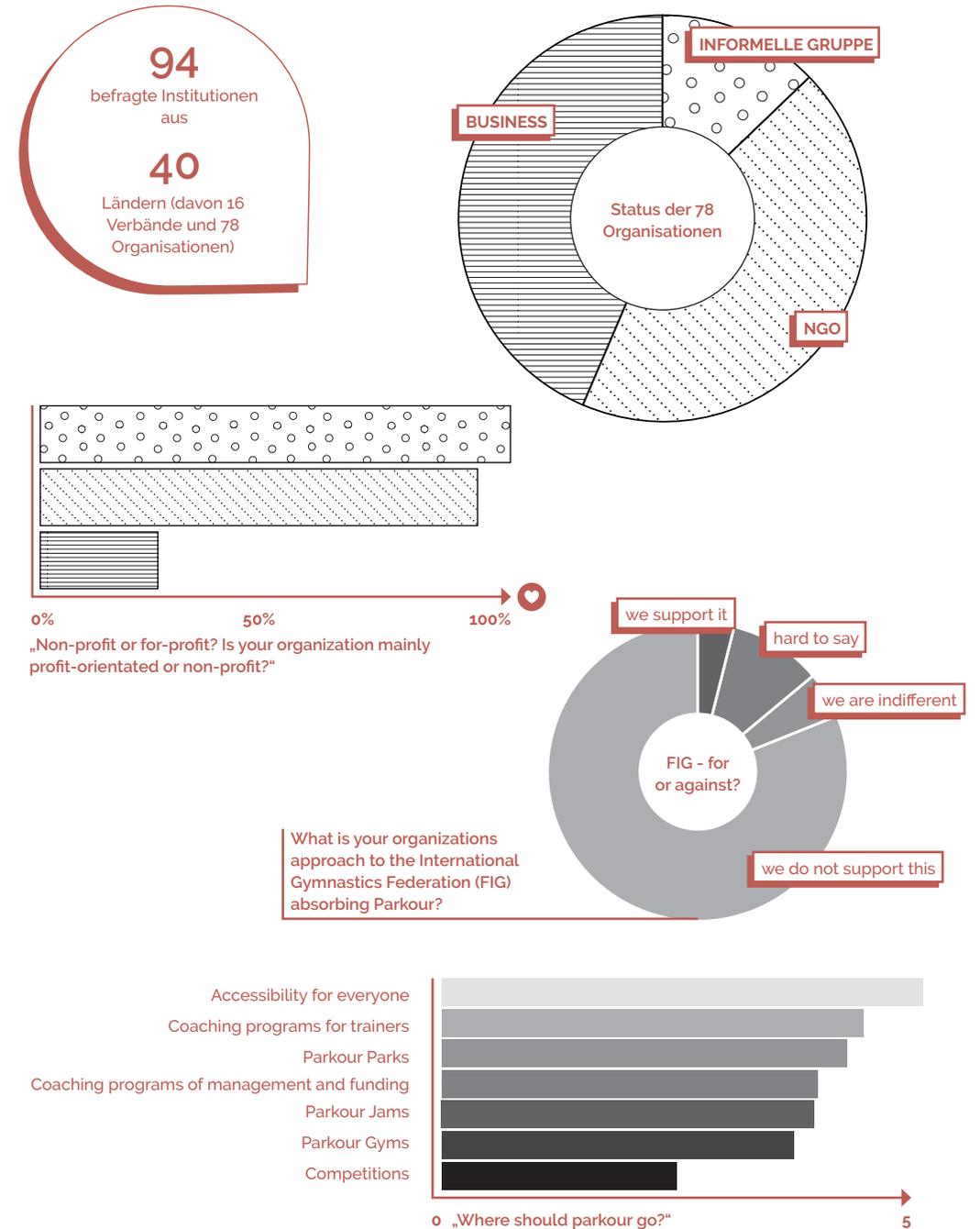
→ 6.2

→ 4.2.1

zen bedeute, Wettbewerbe zu initiieren, mit denen man „[...] viel Geld verdienen kann, wenn man das dann im Fernsehen überträgt und Coca Cola und Red Bull Sponsor werden“ (ebd.). Zudem betont ein weiterer *Traceur*, „[...] dass die dann über Verbände in den einzelnen Ländern die Möglichkeit hätten, mehr zu reglementieren, Lizenzen anzubieten und so weiter“ (Int. AL 2019: 7). Während es generell für gutgeheißen wird, „[...] dass die Parkour-Szene so gegen diese Wirtschaftlichkeit ist“ (Int. BF 2019: 3), sind gerade die geschäftstüchtigen *Traceure* längst selbst zu TeilnehmerInnen des kapitalistischen Systems geworden, wie ein Vereinsvorsitzender zugibt: „Wir machen ja auch Kindergeburtstage und Ferienkurse, weil da eine Wirtschaftlichkeit dahintersteckt, die die Basis für unser Engagement auch mitbildet, oder uns eine Sicherheit gibt“ (ebd.).

Was durch das hier beschriebene Parkour-Paradox zum Ausdruck kommt, ist die von Mould (2009: 749) hervorgehobene: „juxtaposition of the desire to keep the purification of parkour sacred and the need for sustainability as an entity through commercial recognition.“ Die Bestrebungen kommerzieller Anerkennung laufen aber zunehmend Gefahr, in „der Instrumentalisierung durch große Konzerne wie Red Bull“ (Int. BF 2019: 3) zu münden. Dieser Konflikt wird jedoch selten vorhergesehen, denn am Beginn solch machtgeladener Vereinnahmungsprozesse stehen meist unscheinbare Ideen, wie beispielsweise ein „rein gemeinnütziges Community-Projekt“ (Int. BF 2019: 3) aufzubauen. Doch auf die erste Euphorie folgt oft Ernüchterung, wie ein selbstständiger *Traceur* berichtet: „Gemeinnützigkeit gut und schön, aber wenn man keine Leute hat und kein Geld hat Leute zu bezahlen, die sich engagieren, dann funktioniert das einfach nicht“ (Int. BF 2019: 3). Daher habe sich das Parkour.org-Netzwerk als organisatorische (nicht politische) Plattform darauf spezialisiert, die unterschiedlichen Organisationsformen der Szene über einen überregionalen Wissens- und Erfahrungsaustausch miteinander zu vernetzen und bei der nachhaltigen Standortentwicklung zu unterstützen. Denn es sei, wie Basko (ebd. 6) als Mitbegründer des Netzwerkes betont, außerordentlich wichtig, „[...] dass die Macht der Community bei der Community bleibt und in der Szene und nicht von außen kommt.“ Doch in der rasanten Entwicklung der Bewegungskunst drängen sich externe Organisationen und Betriebe, die das dahintersteckende wirtschaftliche Potential erkannt haben, immer mehr auf. Vor allem die Unterhaltungsbranche ist verantwortlich für das Image des Parkour-„Performers“ und „Athleten“, laut

→ 2.3



„Parkour Numbers 2018 – international Parkour Survey“: eigene Darstellung auf der Basis von Tomasz Dąbrowski KS Movement, Polish Parkour and Freerun Federation

Angel (2011: 195), „the bi-products of parkour’s move from an alternative practice to mainstream visibility.“ Der junge *Traceur* bestätigt: „Ja, Parkour wird oft dafür benutzt, jung und dynamisch zu sein; wird oft eingesetzt, um Werbung zu machen in vielen Bereichen“ (Int. FB 2019: 7).

Schließlich ist Parkour als repräsentative wie auch diskursive Praxis anzusehen, die nicht nur die Interaktivität zwischen Körpern und Räumen, sondern auch zwischen Organisationen und deren Beteiligten sowie Städten und ihren EinwohnerInnen demonstriert: „Thus, the traceurs may become instruments of control but parkour as a medium still serves as a liberating metaphor for organisations and their participants towards the celebration of openness, dialogue, creativity and reciprocity“ (Daskalaki et al. 2008: 62). Trotz aller Kommerzialisierungsbestrebungen gilt die Parkour-Praxis immer noch als eine Kraft, die sich der Kommodifizierung und Kommerzialisierung des Körpers (sowie seiner Bewegung) und den in die Stadtlandschaft eingebetteten institutionellen Kontrollmechanismen zu widersetzen vermag. Als „[...] an alternative way of consuming and interacting with the city“ (Mould 209: 749) hebt sie sich in ihrer praktischen Andersartigkeit von gewöhnlichen (passiven) Seins- und Konsumweisen ab, wie ein *Traceur* im Interview zusammenfasst:

*„Es ist wie eine kleine Parallelwelt, wie eine Untergruppe in der Gesellschaft, eine Subkultur. Wie beim Skaten auch, ist das sehr stark ausgeprägt, dass man eine eigene Sprache und einen eigenen Blick auf die Welt hat. Die Parkour-Szene an sich ist super gesellschaftskritisch, auch dadurch, dass die Bewegungsart einfach so frei ist. Dass es sich gegen das Turnen wendet, dass man draußen ohne Geld jederzeit trainieren kann, dass man auf den Spielplatz geht und nicht ins Fitnessstudio. Da stecken ganz viele soziale Werte dahinter.“*  
(Int. BF 2019: 4)

→ 5.3

Die hier erwähnte Ablehnung von Wettbewerb bedeutet gleichzeitig, die Bewegungsform für diversifizierte NutzerInnen, sprich „heterogene, gemischte Gruppen“ (Int. FB 2019: 6), verfügbar machen zu wollen. Dies finde gerade in Schulen und Vereinen, an denen das Angebot von Parkour-Kursen inflationär zunimmt, bereits statt (vgl. Int. P 2019: 5). Dabei verfüge Parkour über das besondere Potenzial, Kinder über Bewegung zu aktivieren, ohne dabei „die perfekte Form“ (Int. FB

2019: 6) anstreben zu müssen, wie es im Turnen meist der Fall sei, das als vergleichsweise „sehr normiert und nicht frei“ (ebd. 2) angesehen wird.

Ebenso distanziert man sich, laut Rosa (2016: 29), vom „resonanzfreien“ Ort des individualisierten Fitnessstudios. Dieses wird mit zielgerichteten, instrumentellen und quantifizierbaren Optimierungsprozessen assoziiert, während die nichtkommerzialisierte Praxis im Außenraum Momente des Spielerischen und Geteilten betont – dort wird der öffentliche Raum in der gemeinsamen Erfahrung demokratisch konsumiert. Die öffentlichen Parkour-Aufführungen, an denen manche *Traceure* teilnehmen, stellen dabei eine Ausnahme dar. Sie produzieren eine Ästhetik, die eher der staatlichen Produktion des Raumes im Interesse des Kapitals entspricht (vgl. Angel 2011: 206). Ob und wie die *Traceure* zu dieser Ästhetik beitragen, ist ihnen selbst überlassen: „Traceurs choose to play in the grey areas of co-option to fulfill their desires, by being both complicit and subversive regarding the nature of their performance“ (ebd. 207).

→ 5.1.7

Obwohl sich anhand dieser Entwicklung eine zunehmende Verschiebung beziehungsweise eine Transformation des subkulturellen Kapitals hin zur ökonomisch motivierten Kapitalakkumulation beobachten lässt, steckt dennoch hinter jeder spektakulären Performance der alltägliche Akt der Bewegung. Denn wie Phillip Vannini (2015: 321) uns richtigerweise in Erinnerung ruft: „Performativity does not mean, exclusively, that life is a stage.“

Zwischen unterschiedlichen performativen Momenten hin und hergerissen reflektieren und reproduzieren die *Traceure* die dominierende Kultur des Spektakels. Das Ausmaß der Inszenierung, das in einem ambivalenten Verhältnis zur gelebten Erfahrung der alltäglichen Parkour-Praxis steht, ist dabei variabel. Wie ein *Traceur* bemerkt, schleicht sich oft unbemerkt ein durch Social Media angetriebenes Verwertungsbestreben in die praktische Logik der (Alltags-)Handlung ein. Der Gedanke: „Ah was, das filme ich jetzt schnell“ (ebd.) oder „Eigentlich muss ich das als Video aufnehmen und verwerten“ (ebd.) löse vielfach die ursprüngliche Motivation des spielerischen Erkundens ab:

→ 4.3.1

*„[...] da erwische ich mich auch selbst viel dabei, es geht dann häufig schnell nicht ums Spielerische, sondern immer direkt zur Performance.“*  
(Int. AL 2019: 13)

In dieser Logik gefangen zu sein heißt für ihn so viel wie: „[...] ich performe jetzt und es muss dann gut aussehen“ (ebd.). Auf Video festzuhalten, was er „Schönes gemacht“ (ebd. 18) hat, stellt für ihn gleichzeitig ein „Stück Kunst“ (ebd.) dar. Dieses Bedürfnis nach Selbstdarstellung steht für Paul (Int. 2019: 8) in enger Verbindung mit dem Wunsch, seine Individualität (in manchen Fällen auch eine gewisse Risikobereitschaft) unter Beweis zu stellen: „Am meisten publikumswirksam ist es, wenn du Grenzen überschreitest. [...] Die Leute finden Gefallen an dem Fame oder Ruhm, den sie dadurch ernten“ (ebd.). „Geerntet“ wird in Form erhöhter Klick-Zahlen und „Likes“ als Reaktion auf die YouTube- oder Instagram-Videos, während die verstärkte Nutzung von Social-Media-Kanälen ihren Beitrag dazu leistet: „Ursprünglich war das größtenteils über YouTube. Gerade durch Instagram hat sich das aber nochmal ein ganzes Stück entwickelt und verändert“ (Int. A 2019: 11). Auch Basko (2019: 12) betont, dass YouTube vor allem zur Anfangszeit von Parkour dazu genutzt wurde, um „sich innerhalb der Szene auszutauschen“. Der Fokus hat sich nicht zuletzt durch Instagram, das sich schließlich durch seine Massentauglichkeit „bewährt und durchgesetzt“ (ebd.) hat, verändert. Denn amateurhafte Foto- und Videoproduktionen werden nun in Form von Handyaufnahmen und Filmschnipseln direkt und ohne Verzögerung in Umlauf gebracht. Diese Unmittelbarkeit der Vervielfältigung von Fotos und Videos ist es schließlich, von der die Verbreitung der freien Bewegungskunst ungewein profitierte, denn: „Jemand hat's gepostet, der nächste fand's cool, hat's auch gemacht und dann ist es viral gegangen“ (Int. J 2019: 12). Der hier angesprochene Nachahmungseffekt brachte viele Praktizierende überhaupt erst dazu, sich Parkour selbst beizubringen. Wie ein erfahrener *Traceur* berichtet, so stellt ein von ihm einst veröffentlichtes Video der Samstagsroute bis heute noch eine Benchmark dar: „Ich habe vor fast zehn Jahren ein Video gemacht von letztendlich dieser Route und ich kenne jetzt noch Leute, die auch schon lange Zeit trainieren und sagen: ‚Oh ja, den Sprung aus deinem Video, den will ich nochmal machen‘“ (Int. AL 2019: 8). Doch zu jener Zeit, als er mit dem Training begann, galten Parkour-Videos noch vielmehr als Inspiration, denn als Vorlage, um Bewegungsabfolgen eins zu eins zu kopieren: „[...] da gab's ein paar Videos, die du dir ankucken konntest und das wars. Und dann hast du halt auch selbst gekuckt welche Möglichkeiten es gibt und was man anwenden kann“ (ebd.).

Vorgegebenen Bild- und Videowelten nachzueifern und spektakuläre Tricks zu rekonstruieren beschränke die (individuelle) Praxis jedoch

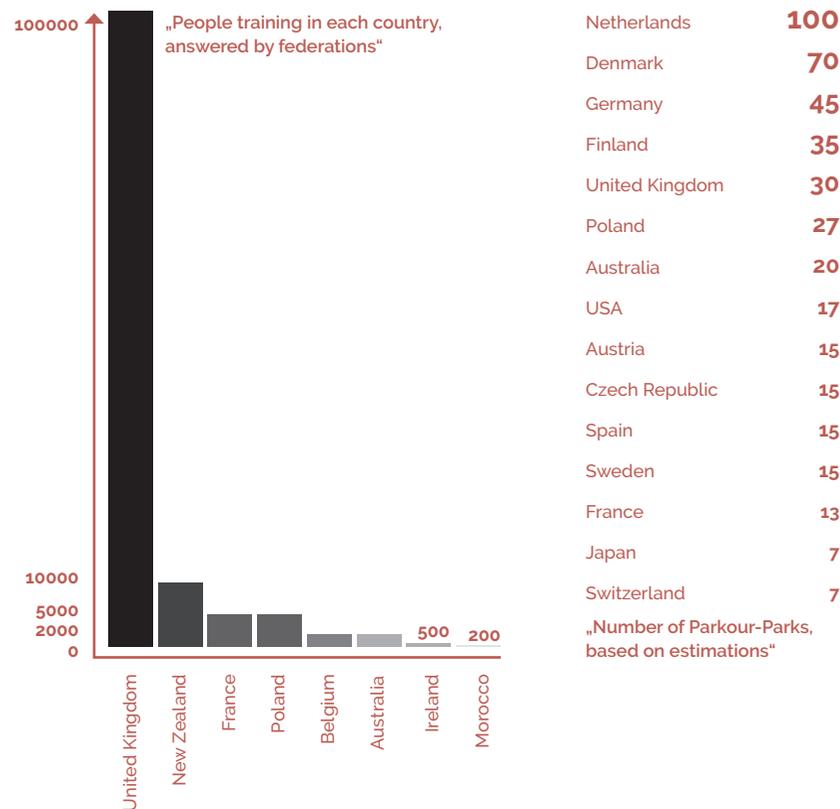
eher, als sie zu befreien. Zudem reproduziere sich dadurch ein missverständliches Bild der Bewegungskunst, das die öffentliche Wahrnehmung der Praxis in die Irre führe. Denn durch die starke online-Präsenz vieler *Traceure* und das ständige „Präsentieren und Selbstdarstellen“ (Int. BF 2019: 12) entstehe ein Image von extrem risikobereiten und lebensmüden Bewegungskünstlern, die sich ausschließlich in schwindelerregenden Höhen bewegen, denn „[...] mittlerweile haben die Leute ja schon ein festes Bild davon“ (ebd. 4). Die „Faszination mit Höhe“ (ebd. 10) teile aber nicht jeder *Traceur*. Im Gegenteil, ein „Blick hinter die Kulissen“ (ebd.) erweitere vor allem die Erkenntnis über „[...] die Jahre an Training und Vorbereitung, die damit in Verbindung stehen, um sowas überhaupt machen zu können. [...] da steckt unfassbar viel Fokus und Training dahinter“ (ebd.).

In dieser Betrachtung steht die öffentliche Vorstellung des „von Dach-zu-Dach-Springens und Saltos machen in der Stadt“ (ebd.) dem unaufgeregten „Laufen, Springen, Klettern in der Stadt“ (ebd.) gegenüber. Schließlich besteht für die Alltagspraxis eine nicht zu unterschätzende Gefahr, vom performativen Spektakel überschattet und einvernommen zu werden. Denn zum Zweck der Vermarktung wird sie häufig mit bestimmten Vor- und Darstellungen sowie Bezeichnungen versehen, die ein klares Image zuweisen sollen. Wie der *Traceur* richtig feststellt: „Ich glaube, es ist gar nicht so wichtig zu sagen, was das ist oder wie es heißt, solange man es nicht verkaufen möchte“ (Int. AL 2019: 18). Selbst die *Traceure*, die innerhalb der Parkour-Szene agieren und scheinbar „gute“ Absichten verfolgen, kommen mit ihren neuen Geschäftsideen früher oder später in den Zugzwang, dem Kind einen Namen (sowie eine Repräsentationsform) geben zu müssen. Sie sind ebenso (Mit-)Gestalter des (öffentlichen) Vorstellungsbildes der Bewegungskunst. Demnach bestätigt sich Angels (2011: 229) Vermutung: „How the mainstream public see and consider parkour will be determined by its mainstream representations and level of institutionalisation.“

### 5.3 „Draußen ist real“

Da sich Parkour mit steigender Bekanntheit nicht nur einer erhöhten Nachfrage, sondern auch der Nachahmung durch unerfahrene Experimentierlustige erfreut, sehen sich weltweit die praktizierenden *Traceure* zunehmend in der Pflicht, Instruktionen zur „sicheren“ Ausführung der Praxis zu geben. Aus dem Wunsch, das Parkour-spezifische Wissen weiterzuvermitteln, haben sich in vielen Ländern bereits Coaching-Standards und Qualifikationssysteme entwickelt, die dieses vermeintliche „Expertenwissen“ mittels Zertifizierung anerkennen. Beispielsweise bietet die ParkourONE Academy in Deutschland und in der Schweiz angeleitete Trainingseinheiten durch ausgebildete Coaches und sogar einen Studiengang an, der in den Fachbereichen „Bildung“, „Gestaltung und Kunst“, „Sportwissenschaft“, „Psychologie“ und „Geschichtswissenschaft“ fortbildet. Dieser „garantiert, dass die Grundlage unserer Akademisierung stets die praktische Erfahrung als Traceur ist“ (ParkourONE, online).

Ben Scheffler (Int. 2019: 3), Geschäftsführer von ParkourONE Berlin und von „TraceSpace – Innovatives Planungsbüro für Bewegungsraumgestaltung“, stellt diesbezüglich fest: „Gerade Institutionen nehmen dich viel ernster, wenn du zeigen kannst, dass das wissenschaftlich begründet ist. Aber wir versuchen tunlichst zu vermeiden, uns als Universität darzustellen. Oder den Anschein zu erwecken, dass das, was auf der Straße unterrichtet wird, voll durchakademisiert sein muss.“ Hinter der Academy verbirgt sich, seiner Aussage nach, ein „ideologisches Tool, das wir als total wichtig empfinden, um nachhaltig und begründet zu arbeiten“ (ebd. 4). Denn schließlich sollen nicht nur Sicherheitsstandards, sondern gewisse Werte und Ziele (wie „Gesundheitsförderung und Potentialentfaltung“ (ebd. 3)) kommuniziert werden. Demnach „kann Parkour viel leisten, wenn man es als Bildungstool versteht und nicht als Selbstzweck“ (ebd.). Damit verbunden ist die Idee, die Praxis im Sinne des von Angel (2011: 203) betonten Mottos „Against competition [...] sport for all“ zu öffnen, beziehungsweise zugänglich zu machen und Orte zu schaffen, die „der Potentialentfaltung dienen“ (Int. BS 2019: 3). Als solche Orte werden bereits bestehende öffentliche Räume, aber auch neu konzipierte Bewegungsparks und Hallen angesehen. Letztere sind fast ausnahmslos an ein Angebot (zeitlich) strukturierter und (inhaltlich) programmierter Parkour-Klassen geknüpft. Parkour unter derartigen Bedingungen zu unterrichten steht häufig in Verbindung mit dem Argument der angestrebten Inklusion:



„Parkour Numbers 2018 – international Parkour Survey“: eigene Darstellung auf der Basis von Tomasz Dąbrowski KS Movement, Polish Parkour and Freerun Federation

„The institutionalisation and ‚sportification‘ of parkour and the creation of classes both indoors and outdoors has broadened parkour’s reach in terms of age, gender and class of participants” (Angel 2011: 219). Durch die so geschaffenen Möglichkeiten, die Bewegungskunst von erfahrenen *Traceuren* in einer strukturierten Umgebung zu lernen, egal ob drinnen oder draußen, sei vor allem die weibliche Parkour-Gemeinschaft gewachsen, so Angel (vgl. ebd.).

“By creating indoor, domesticated versions, the practice has democratised itself by opening up to new environments in which parkour can be introduced and practised.” (Angel 2011: 228)

Die über die Demokratisierung der Praxis neu aufkommenden (Innen-)Räume stehen allerdings in direktem Zusammenhang mit der Rationalisierung der Bewegung durch eingeführte Regularien und Standards. Diese Entwicklung ist daher zu großen Teilen der Parkour-Community selbst und nicht ausschließlich den sich von außen aufdrängenden Marktkräften zuzurechnen (ebd.). Die freie Bewegungskunst in geschlossenen Räumlichkeiten zu praktizieren ist ein wesentlicher Ausdruck des Parkour-Paradoxes, denn damit wird Parkour zu einer privaten und für die Öffentlichkeit unsichtbaren Praxis: [...] Parkour indoors is where parkour most explicitly connects its 'subcultural' roots to a dominant mainstream sporting model of 'regulated' activities" (ebd. 218).

Die besondere Kunst der Fortbewegung draußen oder drinnen auszuüben entspricht, laut den *Traceuren* der Samstagsgruppe, zwei komplett unterschiedlichen Ansätzen. Mit welchem der beiden man mehr vertraut ist, hängt, laut Paul (Int. 2019: 3), davon ab, „wie man die Fähigkeit zum Parkour erwirbt“. Dabei wird ein qualitativer Unterschied gemacht: „Der eine ist, dass du draußen anfängst. Der Vorteil von draußen ist eben, du bist draußen in der Natur, du hast Publikum, was dich auch mental herausfordern kann. Weil da kucken Leute zu und du musst dich doch überwinden“ (ebd.). Eine weitere Herausforderung liege darin, Wege zu identifizieren, die mit Hilfe der eigenen Fähigkeiten bezwungen werden können, denn die Umwelt kann aufgrund ihrer „physischen Gegebenheiten“ (ebd.) nicht beliebig verändert werden. „Und der Gegenentwurf dazu ist im Prinzip das Training in der Halle“ (ebd.) – dort können die einzelnen Elemente (Kästen, Wände, Stangen etc.) in der Höhe und Distanz verstellt, beliebig kombiniert und dem jeweiligen Lernniveau angepasst werden. Auch das Verletzungsrisiko sei geringer (vgl. ebd.), „aber du entwickelst nicht die Kreativität“ (Int. J 2019: 4), wie man sie im Umgang mit realen Außenräumen zwangsläufig ausbildet, denn „Sobald man eine Umgebung umstellen kann, verhindert das eher die Kreativität“ (ebd. 6). Verschiebbare Wände würden demnach „[...] die Kreativität für diesen Ort einschränken“ (ebd.).

Die Herangehensweise, sich an ein „Hindernis“ heranzutasten, unterscheidet sich folglich grundlegend von draußen zu drinnen. Während das Draußen generell als „aufregender“ (Int. M 2019: 3) beschrieben und mit der Bewegung durch das „raue Gelände“ (Int. A 2019: 11) assoziiert wird, findet das Drinnen in Zusammenhang mit „Standard-Tricks“ (Int. J 2019: 4) in einer gesicherten und gepolster-

ten Umgebung Erwähnung (vgl. Int. AL 2019: 16). Draußen entwickeln sich auf natürliche Weise vielfältige Umgangsformen mit dem Urbanen, denn „du musst mit dem arbeiten, was du hast“ (ebd.). Das führe dazu, dass ein und derselbe Spot auf mehrfache Art und Weise gebraucht wird und sich die Nutzungsweisen auch verändern können, sobald sich der Ort über die Zeit hinweg transformiert.

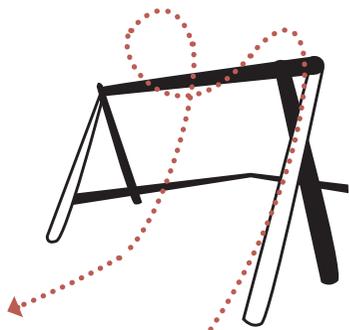
Da es sich draußen im Falle eines Sturzes nicht um eine Matte handelt, die einen sicher auffängt, sondern um Stein, Kieselsand oder Rasen, sei man zusätzlich mit einer größeren psychischen Barriere konfrontiert (vgl. Int. J 2019: 4). Dass *Traceure* nicht immer furchtlos sind, verdeutlicht der folgende Gedankengang eines *Traceurs*: „Schaffe ich den Sprung? Eigentlich müsste ich den Sprung schaffen; warum sagt mein Kopf jetzt nein? Obwohl ich mir sicher bin, dass ich den schon ein-zweimal in der Halle gemacht hab, aber draußen sagt mein Kopf nein“ (Int. M 2019: 2). Diese „[...] ganz andere psychische Belastung, wenn man irgendwie in fünf Metern Höhe an der Fassade oder einem Stangengerüst hochklettert“ gibt, laut Jan (Int. 2019: 9), „[...] nochmal einen anderen Einblick in deine Fähigkeiten“ (ebd.). Der Umgang mit dieser *harten* Realität ist es schließlich, der den besonderen Reiz der Praxis draußen ausmacht. Auch Loo und Bunnell (2018: 154) stellen diesbezüglich fest: „These elements of negotiating fear and its ambivalence, putting mind and body to the test, and reinventing oneself psychologically and emotionally are, according to most participants, at the heart of the discipline.“ Zwar wird Parkour in der Halle – wie auch in Parkour-Parks wie sich nachfolgend zeigen wird – zum Festigen der Bewegungen als ergänzend sinnvoll erachtet, doch als qualitativ sehr andersartige Erfahrung im Vergleich zur Interaktion mit der „natürlichen“ Stadtumwelt beschrieben. Aljoscha (Int. 2019: 16), der bedauert, dass die Übungseinheiten im Rahmen des Hallenformats „nicht mehr das Training für die eigentliche Sache, sondern die eigentliche Sache geworden sind“, sehnt sich zunehmend nach der Betätigung in und mit der Natur. Das funktioniere im künstlichen Setting der Halle nicht „[...] und auch selbst in der Stadt schon nicht so richtig gut“ (ebd.). Doch „ein großer Teil von Parkour ist ja tatsächlich auch im Wald entstanden“ (vgl. 6), wie er betont. „[I]n der Stadt ist das halt immer etwas schwieriger mit zurück in die Natur. Es gibt ja auch genug Leute, die dann ein Stück rausfahren, wo dann ein Wald ist“, betont Alexander (Int. 2019: 10). Etwas resigniert stellt Aljoscha (Int. 2019: 20) schließlich fest: „Mir reichen auch Bäume und sowas in der Stadt. [...] Ich finde auch Asphalt

→ 3.2.1.3

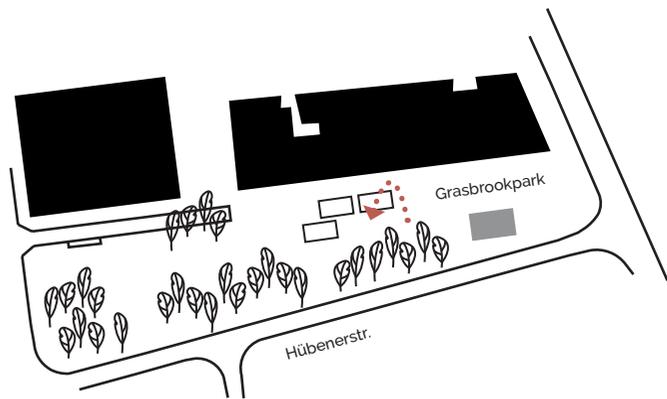
→ 5.3

→ 4.3

→ 2.1



18 Film Stills #18: Traceur Jan beim Spot „Spielplatz 2“, Instagram-Aufnahme



cool, aber irgendwie, wenn man das schon eine sehr lange Zeit macht, möchte man auch mal was anderes.“

Auf die Frage, was für Besonderheiten ein Spot denn aufweisen muss, um anziehend zu wirken, antwortet ein *Traceur*: „Ich weiß nicht, ob das richtig *angefasst* ist, weil eigentlich nutzt du ja das, was da ist“ (Int. P 2019: 3). Es gilt demnach das Besondere im Bestehenden zu entdecken und dieses folglich so umzudeuten, dass es für die eigenen Zwecke genutzt werden kann. Damit geht folgende Idee einher: „Es gibt so eine Ideologie von wegen man verändert seine Umgebung nicht und geht mit der Umgebung so um, wie sie jetzt ist und versucht damit irgendwas zu entwickeln [...]“ (Int. J 2019: 4). Darin drückt sich der „Respekt vor der Umwelt“ (Int. A 2019: 9, beziehungsweise der „Respekt der Umgebung gegenüber“ (Int. BS 2019: 3) aus, der sich wiederum darin bemerkbar macht, „[...] dass man jetzt nicht rücksichtslos alles kurz und klein tritt und schon auch aufpasst, ob das stabil genug ist“ (ebd.). Der überaus achtsame Umgang mit der Stadtumwelt spiegelt sich beispielsweise auch darin, [...] dass man Spots, wenn man irgendwo trainiert, sauberer hinterlässt als man sie vorgefunden hat“ (Int. FB 2019: 6) und darüber hinaus sogar für deren Instandhaltung sorgt.

→ 3.2.1.3

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass durch die ähnliche Natur der verkörperten Erfahrung, „Hindernisse“ mithilfe der eigenen Kraft zu überwinden, zwar ein Zusammenhang zwischen der Parkour-Praxis drinnen und draußen besteht, sich über die gelebte Auseinandersetzung mit der (neu-imaginierten) Außenumwelt jedoch eine komplett andere Beziehung zu und mit ihr entwickelt. Der Umgang mit Angst, Kreativität, Neu-Interpretation sowie anderen AkteurInnen macht die Essenz der Praxis aus. Dies ist auch der Grund, warum neu Praktizierende stets ermutigt werden, die Berührungsangst mit dem Außenraum unverzüglich hinter sich zu lassen. Abgesehen davon ist es, laut eines *Traceurs* der Samstaggruppe, „einfach toll, im innerstädtischen Bereich im Grünen was zu machen“ (Int. P 2019: 10). Und wie Jan es so schön zusammenfasst: „Draußen ist real“ (Feldforschungstagebuch, 27. April 2019)!

→ 4.3.3

→ 2.1

## 5.4 Die Realität der Täuschung

*„Parkour and emotional play with space makes architects of its practitioners, who can demonstrate well their emotional attachments to configurations of space, and the movements (imagined or otherwise) between them.“*  
(Saville 2008: 906)

Durch die bewegend-spielerische Raumeignung werden *Traceur* im Laufe ihrer gewonnenen Erfahrung, wie Saville in obenstehendem Zitat anspricht, nicht nur zu Spezialisten eines neuen Selbstverständnisses, sondern auch eines elaborierten Raumverständnisses. Ihre körperliche Präsenz ist eng an jene der sie umgebenden Architekturen gebunden, weshalb sie nicht nur ein umfangreiches implizites Wissen über die Funktionsweise von Räumen besitzen, sondern auch über „eine unglaubliche Materialkenntnis“ (Int. BS 2019: 4) verfügen. Insofern engagieren sie sich oft nicht nur als Performance-Künstler oder Coaches, sondern bieten ihre Dienste auch im Rahmen von Designberatungen an. Manche sind darüber hinaus in einer Doppelrolle als individuell Praktizierende und Raumgestaltende tätig. Obwohl diese Arbeit meist im Rahmen von Planungsbüros stattfindet, grenzen sie sich von der klassischen Profession der Architekturschaffenden ab: „Wir sind Experten, was Bewegung betrifft. Wir trauen uns einen gewissen Grad an Gestaltung für Bewegung zu. Aber wir sind definitiv keine Architekten und würden uns auch nicht als solche bezeichnen“ (ebd. 3). Ihr „Wissen über die Bedürfnisse der Bewegung – was Bewegungsaffinitäten in jedem Alter angeht –, (ebd.) wird in der konkreten Gestaltung von Bewegungsparks (im Außen- sowie Innenraum) explizit gemacht. Dabei kann über die Gestaltung auf spezifische (Bewegungs-)Wünsche eingegangen werden.

→ Exkurs 3

Bei der Planung der Parkour-Halle im Oberhafenquartier stand beispielsweise der Anspruch an die räumliche Flexibilität im Vordergrund, denn es ging darum, „[...] die Möglichkeit zu schaffen, viele Dinge an einem Ort zu trainieren“ (Int. FB 2019: 9). Das Raumkonzept orientiert sich daher an verschiebbaren Modulen, die bei Bedarf neu kombiniert werden können. „Sogar die Umkleidekabine kann man theoretisch neu zusammenbauen“ (ebd. 8), sagt ein *Traceur*, der im Vorstand ist und der bei der Planung mitgewirkt hat. Kleinere mobile Module bestehen aus „[...] Kästen, die man verstellen und damit auch weitere Verbindungen schaffen kann“ (ebd.). Da die Räumlichkeit von mehreren verschiedenen Bewegungskursen besucht wird, bietet sich das

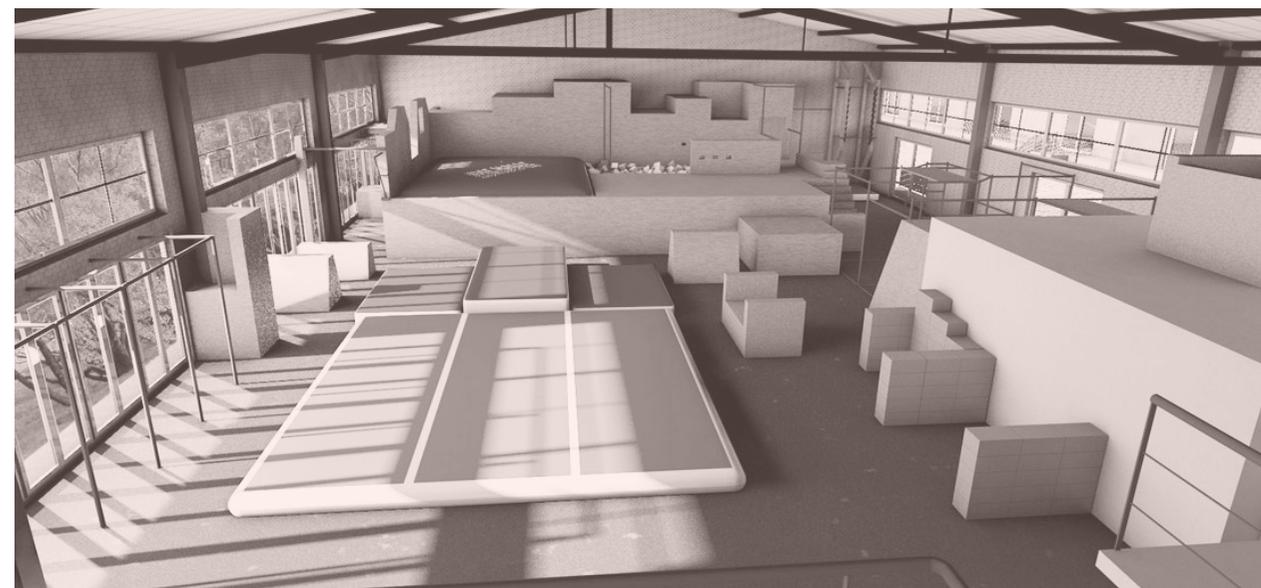
modulare Prinzip optimal an, um auf unterschiedliche Bedürfnisse (an Bewegungsfreiraum) einzugehen, diese gegebenenfalls zu kombinieren und so der sonst eher starren Struktur der Halle entgegenzuwirken. Somit konnte das Ziel erreicht werden, die umgenutzte Lagerhalle für mehrere „Künste der Bewegung“ (ebd. 4) sowie andere Nutzungen, die auf eine „Eventfläche“ (ebd.) angewiesen sind, verfügbar zu machen. Trotz aller Bestrebungen, diesen Bewegungsraum so multifunktional und aneignungsfähig wie möglich zu halten, bietet die Raumerfahrung in der Halle kaum die „wahre“ Auseinandersetzung mit der realen Stadtumwelt:

→ 5:3

*„Es ist künstlich, du hast weniger Möglichkeiten, es ist weniger abwechslungsreich. Gerade auch die Kinder, die riechen das auch, dass das nicht echt ist. Du kannst denen eine herausfordernde Halle aufbauen und dann fragen sie dich: ‚Warum soll ich da jetzt so speziell darüber springen? Ich kann ja auch einfach außen rumgehen.‘ Aber wenn man eine zwanzig Meter lange Mauer hat und sagt, wir wollen jetzt auf die andere Seite, dann ist es irgendwie echter.“*  
(Int. AL 2019: 5)

Egal, ob eine gebaute Umwelt und die von ihr eingefassten Objekte beziehungsweise „Hindernisse“ als echt oder unecht empfunden werden, so sind doch alle Interaktionsräume in irgendeiner Art und Weise gestaltet, wie ein *Traceur* der Samstagsgruppe feststellt, „[...] denn selbst dieser Garten hinter uns [deutet auf den Japanischen Garten] ist künstlich angelegt. Er ist nicht ganz natürlich, sondern vom Menschen irgendwie beeinflusst und in dem Moment, in dem sie ihn gestaltet haben, hatten sie nicht den *Traceur* im Blick, sondern etwas anderes.“

Die modulare Innenraumgestaltung der Parkour-Halle im Oberhafenquartier.  
© 2019 Parkour Creation e.V.



Obwohl es widersprüchlich und, wie Angel (2011: 221) betont, als „an anti-parkour thing to do“ wirken mag, sehnen sich viele *Traceure* nach einem Raum, der (nur) ihnen gewidmet ist. Dementsprechend wird an Parkour-Hallen und Parks geschätzt, dass durch sie ein „Raum zur Verfügung gestellt“ (Int. P 2019: 9) wird, der die „Anerkennung an den Sport“ (Int. A 2019: 10) ausdrückt. Obwohl, laut Basko (Int. 2019: 8), dadurch „natürlich die Werte ein bisschen verloren“ gehen, könne die Möglichkeit dazu genutzt werden, derartige Bewegungsräume auch „einer breiteren Öffentlichkeit oder interessierten Sportlern“ (ebd.) zugänglich zu machen. Es stehe lediglich zur Diskussion, wie „bedarfsgerecht“ (ebd. 9) diese Bewegungsräume wirklich sind. Denn der Vermutung eines *Traceurs* zufolge sind sie „darauf ausgerichtet“ (Int. J 2019: 5), besondere Parkour-spezifische Bewegungen zu ermöglichen. Er geht davon aus, dass die mit dem Bau eines Parkour-Parks beauftragte Person sich „[...] ja schon was bei den Bewegungen gedacht hat. Die baut das ja mit der gezielten Idee: da gehen die und die Bewegungen und die und die Sprünge sind machbar“ (ebd.). Folglich müsse die Frage gestellt werden, auf wen die Bewegungen in der Planung ausgelegt werden, einen fitten Parkour-Läufer oder einen „normalen Menschen“ (ebd.)? Denn gerade für Anfänger werden solche Strukturen als „nicht so geeignet“ (Int. AL 2019: 5) erachtet. Deren Nutzung sei „schon sehr spezifisch“ (ebd. 10): „[...] öffentlich zugänglich sind sie zwar, aber dass da jetzt irgendjemand einfach so hingehet, passiert wohl eher selten“ (ebd.), wird vermutet. Dadurch, „dass es so konkrete Strukturen sind, fest geplante Strukturen für diesen *einen* Zweck“ (ebd.), spiegeln sie zudem eine starke Monofunktionalität wider.

Jan kann nur wenig Begeisterung für die Betätigung in Parkour-Parks aufbringen. Er empfindet es ohnehin als viel reizvoller, an Strukturen zu üben, „[...] bei denen sich die Erbauer gar nicht gedacht haben: ‚Hm wir bauen das jetzt mal so, weil man da drüber springen kann‘“ (Int. J 2019: 5). In seinen Augen entstehen durch die bewusst gewählte Kombination von Geländern und Mauern „[...] noch ganz viele andere Sachen, die einfach nicht bedacht wurden“ (ebd.). Dementsprechend würde der *Traceur* selbst den speziell für ihn gestalteten und auf seine Bewegungen angepassten Raum im Rahmen der Zweckentfremdung neu interpretieren: „Dann entfremdet man sie [die bauliche Struktur] trotzdem“ (ebd. 6). Die ursprüngliche Planungsabsicht wird somit unterwandert, egal ob es sich um einen spezialgefertigten Raum handelt oder nicht.

Wie die Hallen, werden auch die Parks hauptsächlich für gezieltes Training oder um „bestimmte Basics“ (Int. P 2019: 4) zu üben genutzt. Ein *Traceur* betont: „Ich finde es immer ganz gut für basic Training, oder Sachen, die man nicht findet in der Stadt“ (Int. J 2019: 5). Tatsächlich gibt es in der Parkour-Architektur vereinzelt Bemühungen, räumliche Gebilde zu erbauen, die keine Imitation real existierender Umwelten sein wollen, sondern sich hybrider Formen bedienen – „[...] Strukturen, die du weder in der Stadt noch in der Natur findest, auf denen du dich bewegen kannst“ (Int. AL 2019: 5). In einer Kombination von natürlichen und künstlichen Elementen stellen sie mit ihren beispielsweise rund verlaufenden Geländern eine Art Entfremdung der Realität dar und regen daher den Prozess der Neu-Interpretation über den Parkour-Blick besonders an. „Das sieht teilweise wie abstrakte Kunst aus“ (ebd.), bemerkt ein *Traceur*, der mit solch alternativen Bewegungsparks vertraut ist.

→ 4.3.3

→ 4.3.2

In Hamburg sind bislang nur konventionelle Parkour-Parks, wenn diese denn überhaupt so bezeichnet werden können, zu finden. Bei dem als „nicht so spektakulär“ (Int. A 2019: 10) geltenden Park im Hamburger Stadtteil Neugraben handelt es sich beispielsweise um einen Mischpark, einen „Calisthenics-Parkour-Park“ (Int. J 2019: 7), der „auf Krafttraining und Fitness ausgelegt“ (ebd.) ist. Zudem wird erzählt, dass in Eppendorf mit Hilfe von Spielplatzarchitekten ein Parkour-Park hätte entstehen sollen, dieser aber vielmehr einem „Spielplatz für Kinder“ (ebd. 5) gleichkommt, der schlicht als „Parkour-Park betitelt“ (ebd.) wurde. Basko (Int. 2019: 9) mutmaßt, dass Spielplatzarchitekten nicht über die ausreichende Kompetenz verfügen, einen Parkour-Park zu gestalten, denn „es bringt einfach sehr viel, wenn der Parkour-Blick noch mit reinkommt.“ Daher gebe es mittlerweile genau darauf spezialisierte Planungsbüros, die, wie eingangs erwähnt, mit *Traceuren* zusammenarbeiten oder sogar von diesen gegründet wurden (vgl. ebd.).

„TraceSpace“ in Berlin und „DSGN Concepts – Planungsbüro für urbane Bewegungsräume“ in Münster sind zwei davon. Ersteres hat sich zur Aufgabe gemacht, der eintönigen Gestaltung und Nutzung von Freizeit-, Spiel- und Trainingsplätzen ein Ende zu setzen. Anstatt auf artifizielle Strukturen zu setzen gibt es die Bemühung, „[...] eine gewisse Natürlichkeit mit einzubringen, sodass nicht alles genormt und rechtwinklig ist“ (Int. BS. 2019: 2). Dazu gehört auch, das breite Spektrum der bereits in der Umgebung vorhandenen Materialien, Formen

und Oberflächen aufzugreifen sowie Kontraste in der standortbezogenen Gestaltung zu setzen. Insofern betont der Bewegungskünstler und Bewegungsraumgestalter Ben Scheffler (ebd.): „Ich finde es viel ästhetischer eine Ziegelsteinmauer als wie eine Betonwand zu sehen. Das ist auch unser ursprünglicher Gedanke: Was wir nicht möchten ist, eine Stadt, die ohnehin schon vor Beton stinkt und heiß ist, mit noch mehr Beton zu erweitern. Das ist schon ein Stück weit auch der Gedanke der natürlichen Bewegung in der Natur.“

Dass die Planung von maßgeschneiderten, Parkour-spezifischen Spielräumen im Widerspruch zur Parkour-Philosophie steht, die sich vielmehr naturgegebener Strukturen annimmt, anstatt sie selbst hervorzubringen, ist dem jungen Geschäftsmann durchaus bewusst. Im Telefoninterview erklärt er die Entwicklung des selbstbestimmten Umgangs mit dieser Thematik:

*„Wir waren lange Zeit ziemlich Hardliner, was Parkour betrifft. So mit der Einstellung, man baut nichts für Parkour und nutzt nur, was da ist. [...] 2012 kam dann die Stadt Berlin mit der Frage auf uns zu, ob wir uns vorstellen können, einen Parkour-Park zu designen. Denn es sollte ein Ort für ältere Jugendliche gestaltet werden. Und das traf dann auf diese Hardliner-Geschichte. Der zweite Gedanke war dann aber: Es ist ziemlich sinnfrei etwas für Parkour zu bauen, es ist aber nicht sinnfrei etwas Neuartiges für Bewegung im weitesten Sinne zu erschaffen.“*  
(Int. BS. 2019: 1)

Aus dieser Anfangsidee entwickelte das interdisziplinär arbeitende Planungsbüro einen multiperspektivischen und erlebnisorientierten Ansatz, der mit Hilfe der Parkour-Perspektive die Gestaltung integrativer Bewegungsräume verfolgt. Diese „multi-purpose“-Räume (vgl. ebd.) bezwecken, mehrere Zielgruppen unabhängig von Alter, Geschlecht oder sozialem und sportlichem Hintergrund anzusprechen. Vor allem durch den generationsübergreifenden Fokus wird intendiert, Räumlichkeiten für die ‚Otto Normalbürgerin‘ (ebd.) verfügbar zu machen, egal ob Kind oder Senior. Umgesetzt wird dies durch die Verwendung vielfältiger Objekte und Materialien, die zur bewegend-spielerischen Erkundung verleiten sollen. Es handelt sich demnach erst dann um einen anregenden Spielraum, wenn „der Ort sagt: ‚Hey, benutze mich. Bewege dich an mir, mit mir‘“ (ebd.). Damit einher geht der Gedanke, „dass ein Kind, das im städtischen Raum unterwegs ist, auch mal einen

Baum oder Backstein anfassen kann. Und dass das ein Ort ist, wo das voll okay ist, das zu machen und man nicht komisch angekuckt wird“ (ebd.).

→ 4.4.3

Die Besonderheit dieser unkonventionellen Form der Freizeitparkgestaltung drücke sich schließlich darin aus, dass „ein Park nicht als Park erkennbar sein muss“ (ebd.) und er auch „keinen Anspruch auf Vollständigkeit“ (ebd.) hat. Er sollte für möglichst viele Menschen (wieder-)entdeckbar und (wieder-)aneignungsfähig bleiben, sodass (Inter-)Aktionen konstant stimuliert werden:

*„Wir versuchen einen Raum zu schaffen, der sehrwohl für Bewegung als auch für Begegnung geeignet ist. Der soll eine Aufenthaltsqualität bieten, was eine Betonwüste nicht zwangsläufig hat. Das ist auch das, was Architektur leisten sollte: Dass die Orte, die öffentlich zugänglich sind, am Ende des Tages eine Aufenthaltsqualität haben und mehr als nur einer Zielgruppe dienlich sind.“*  
(Int. BS. 2019: 2)

Der besondere Ansporn, nicht nur zu „irgendeiner Standard-Lösung“ (ebd.) zu greifen, sondern sich verantwortungsvoll und offen mit der Parkgestaltung im öffentlichen Raum auseinanderzusetzen, lässt sich ebenso in der Aussage des Traceurs und Freiraumplaners Dominik Moos (Int. 2019: 1) wiederfinden: „Wir sind im öffentlichen Raum. Das heißt man muss einfach damit rechnen, dass der auch von anderen Nutzergruppen mitgenutzt wird. Dieser offene Blickwinkel sollte bei der Planung nicht fehlen.“

Im öffentlichen Raum zu bauen heiße schließlich auch, sich an Normen und Richtlinien halten zu müssen. Das Planungsbüro „DSGN Concepts“, das Anlagen für urbane Sportarten erbaut, richte sich in den meisten Fällen nach der Parkour-Norm (DIN 16899). Der Planer erklärt, dass diese zum Großteil auf der Spielplatz-Norm basiert, jedoch mehr Freiheiten in Sachen Fallräume und Fallschutz zulasse. Ebenso sei darin beschrieben, „wie das Verhältnis zu anderen öffentlichen Räumen auszusehen hat. An Skateanlagen zum Beispiel kann man direkt ranbauen, da gesagt wird, dass die Nutzergruppen ungefähr gleich sind“ (ebd.). Der für die spezifische Nutzungsweise ausschlaggebende Punkt ist allerdings, dass die als Parkour-Park deklarierten und der Norm entsprechend gestalteten Flächen kennzeichnungspflichtig sind. Das führe dazu, dass das Gestaltungs- und Consultingbüro „TraceSpace“ „lieber nach der Spielplatznorm“ (Int. BS 2019: 2) vorgeht:

*„Es ist gegen unsere Philosophie an einen Platz ‚Parkour-Platz‘ zu schreiben. Für uns ist das einfach Bewegungsraum. Das Schöne ist, dass dieser allein schon durch die fehlende Beschilderung viel weniger ausgrenzend wirkt.“ (Int. BS 2019: 2)*

→ 4.4.4  
→ 5.1

Mit dieser Taktik wolle man schließlich „verhindern, dass das so eine Skatepark-Geschichte wird und zu Alternativen beitragen.“ Gemeint ist damit die zunehmende Ausgrenzung von Skatern aus dem öffentlichen Raum sowie deren Segregation in monofunktional strukturierte Räume. Dabei gilt es, laut Moos (2019: 1), als durchaus erstrebenswert, eine Anlage auf vielfältige Art und Weise nutzbar zu machen:

*„Gerade darin liegt der Reiz. Dass man normale Landschaftsarchitektur oder urbane Freiraumplanung so gestaltet, dass sie ein bisschen für verschiedene Sportarten optimiert ist, aber nichtsdestotrotz immer noch ein öffentlicher Platz bleibt. Das wäre so der Traum, ist aber nur schwer umzusetzen, gerade in Deutschland. Da haben die meisten eher nur Angst.“ (Int. DM 2019: 1)*

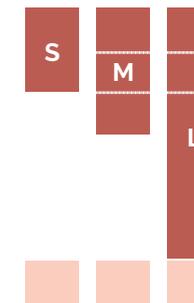
Auch Scheffler (2019: 2) bedauert, dass es sich bei Haftungsfragen oft um ein „verworrenes Netz“ handelt und Normen nach wie vor ein „riesen Thema“ (ebd.) sind, „gerade auch wegen der zunehmenden Klagewelle auf Kinderspielplätzen“ (ebd.). Vielmehr aber noch führt das fehlende Interesse und vor allem das Unverständnis der Beamten zum Unmut des jungen Planers. Es werde nicht nur der vorhandene (Un)Sinn diverser Platzbeschriftungen zu wenig durchleuchtet, sondern zu allem Überdross auch noch „die Lobby der Gerätehersteller“ (ebd.) unhinterfragt gestützt. Das „Katalogdenken“ (ebd.) deutscher Beamter ziehe, so Scheffler (ebd. 3), weitreichende Konsequenzen nach sich: „Ja, wir haben tatsächlich einen riesen Nutzungsdruck auf die Parks. Dann hört doch bitte ein für alle Mal auf, Skateparks, Calisthenics-Parks oder Kletterparks zu bauen, sondern versucht so viel wie möglich in eine Fläche zu bringen, macht die lieber ein bisschen größer, oder verteilt die Angebote. Dann ist für jeden was dabei und man hat nicht so diese Kategorisierung.“

Dem Traceur und Planer liegt es besonders am Herzen zu betonen, dass in so wichtigen Fragen der Gestaltung und Nutzung mehr eine „BürgerInnen-Perspektive“ (ebd.), als eine „Parkour-Perspektive“ (ebd.) eingenommen werden müsse. Denn gerade die „soziale Verantwortung“ (ebd.), die man als Gestalter trage, sei nicht zu unter-



Bewegungsraum  
„Zick Zack Zwingli“,  
Berlin 2013  
© TraceSpace

3 Szenarien der  
Zusammenarbeit  
und Beauftragungsmöglichkeit



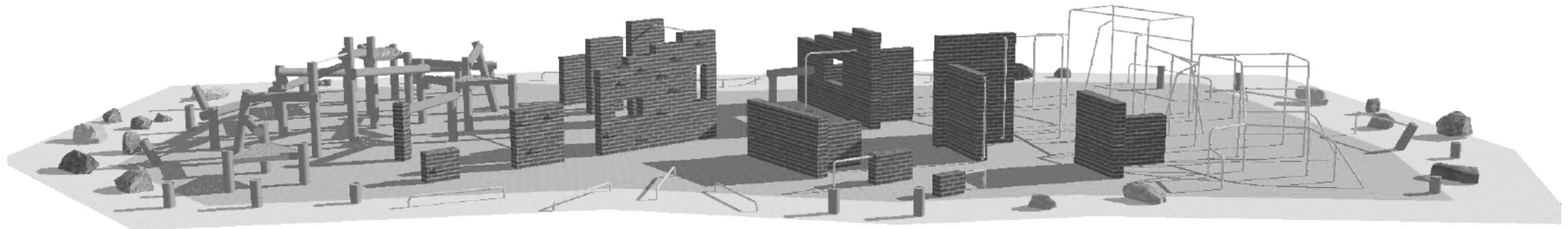
- 1 Bedarfsanalyse (Umgebung / Nutzergruppen etc)
- 2 Design
- 3 Ausführungsplanung
- 4 Ausschreibung / Vergabe
- 5 Betreuung Bauphase (Bauleitung / Kontrolle)
- 6 Abnahme
- 7 Nachbetreuung (Opening / Event / Workshops)



schätzen. Beispielsweise konnte eine empirische Studie zur Nutzung des ersten von „TraceSpace“ unter „Traceurperspektive“ gestalteten Bewegungsraumes zeigen, dass sich der Gebrauch des Platzes seit seiner Fertigstellung diversifiziert hat und die Akzeptanz der unmittelbaren Nachbarschaft für den zuvor als „Drogen-Ecke“ (ebd.) bekannten Ort gestiegen ist. Vor allem in der Aktivierung, Nachbetreuung und Belebung sieht er eine große Chance, den Menschen die Angst davor zu nehmen „den vermeintlich speziellen Ort“ (ebd. 3) zu nutzen.

Dass städtische Gelder viel zu wenig in die Instandhaltung solcher Projekte und stattdessen in Fördermittel für, wie ein *Traceur* der Sams-tagsgruppe sagt, „so ein Stangen-Ding von einer Firma“ (Int. AL 2019: 17) investiert werden, sollte verstärkt hinterfragt werden, denn „Wenn man kreativ ist, kann man es auch Parkour-mäßig nutzen, aber die Idee geht dann mit der Umsetzung doch auseinander“ (ebd.). Standardisier-te und modularisierte „Katalogware“ (Int. BS 2019: 3) anzubieten ist für Scheffler wenig sinnvoll:

*„Wenn man sich ankuckt, was derzeit so in Beton und Stahl gegossen wird in Deutschland, sieht man, dass da Leute mitgearbeitet haben, die stark auf Parkour- und Trainingsparks fokussiert sind und sehr stark dem Versuch nachgehen, ‚steriles Parkour‘ – so sage ich immer dazu – in Beton zu gießen. Meiner Meinung nach geht dabei viel verloren.“*  
(Int. BS 2019: 3)

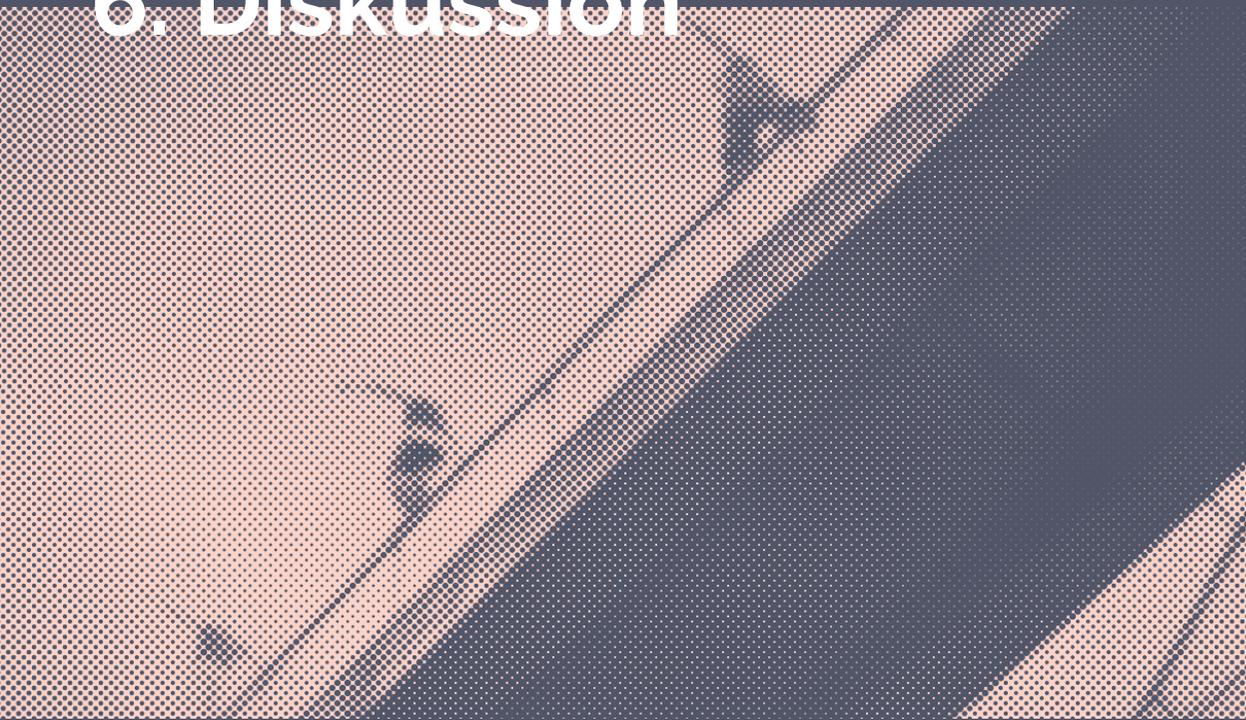


Bewegungsraum  
„Volkspark Anton  
Saefkow“, Berlin  
2018 / 2019  
© TraceSpace

Laut Moos (Int. 2019: 1) haben Parkour-Anlagen dennoch „ihre Berechtigung“, denn sie stellen für viele *Traceure*, gerade Anfänger, einen beliebten Treffpunkt dar, denn es ist „[...] ein sicherer Ort, um sich zu steigern. Man kann sich sicher sein: Ich darf hier trainieren, ich mache nichts kaputt. Ich werde auch nicht verscheucht. Es ist einfach ein legaler Ort.“ Um den vorhandenen Bedarf hinsichtlich der spezifischen Nachfrage und Gestaltung eines urbanen Bewegungsraumes zu eruieren, organisiere „DSGN Concepts“ auf Anfrage der Stadt NutzerInnenworkshops. Die Wünsche der TeilnehmerInnen (meist Parkour-LäuferInnen oder SkaterInnen) werden dann nicht eins zu eins umgesetzt, sondern innerhalb eines von den PlanerInnen vordefinierten „Spielraumes“ „optimiert“ (ebd.). Moos stellt fest: „Manche sagen ja, wir machen keine Parkour- sondern Bewegungsräume und es soll ja auch keine Bewegung vorgegeben sein. Das unterstütze ich. Was man aber nicht vergessen darf ist, dass man doch gewisse Abstände und Maße hat, die einfach funktional sind“ (ebd.). Übungsstationen mit Illustrationen zu vorgefertigten Bewegungsabfolgen vorzugeben halte er für weniger zielführend, denn „Es muss für alle was dabei sein und es soll ja auch kein Trimm-dich-Pfad sein“ (ebd. 2).

→ 4.4.5

# 6. Diskussion



„Eine Frage, die ich einem Erwachsenen ganz gerne stelle, ist: ‚Wann hast du aufgehört zu spielen?‘“  
(Int. BS 2019: 3)

Dem Spiel, insbesondere jenem in und mit der Stadtumwelt, kommt eine nicht zu unterschätzende Bedeutung für die Gestaltung menschlicher Lebenswelten zu. Denn, wie Rawlinson und Guaralda (2011: 19) schließen, „The ability to play freely in our cities is essential for sustainable wellbeing.“ Wie lässt sich dieses urbane Spiel, das eine so wichtige Funktion für Körper und Geist, aber auch das physische, soziale und kulturelle Erscheinungsbild einer Stadt zu haben scheint, erfolgreich in

Film Still, © Julie Angel, online

urbane Freiräume integrieren? Beziehungsweise „muss“ dieses überhaupt in einer „Bewegung von oben“ (Int. ML 2019: 1), wie es ein Interviewpartner formuliert, integriert werden?

Je nach gegebenem „Spielraum“ können städtische Räume, soweit wir die obenstehende Feststellung ernst nehmen, unterschiedliches Wohlbefinden und somit Lebensqualität hervorrufen. Die (Aufenthalts-)Qualität eines öffentlichen Raumes wird in der Fachliteratur oft über seine Vitalität, nach Gehl (1987) gemessen an den Kriterien „Komfort“, „Schutz“ und „Vergnügen“, bestimmt. Zu den „Vergnügungsfaktoren“ wird beispielsweise die Erfahrung ästhetischer Qualitäten und die Erfahrungen positiver sensorischer Eindrücke gezählt, während unter die Kategorie „Schutz“ die mögliche Vermeidung unangenehmer sensorischer Raumerfahrungen fällt. Mit einem komfortablen Ort werden schließlich die Optionen des Hörens, Sprechens, Sehens, Sitzens und auch die ermöglichte Mobilität, beziehungsweise vorhandene Bewegungsoptionen assoziiert. Demnach kommt der Ermöglichung von spielerischer Aktivität eine besondere Rolle zu.

Von wem und wie, beziehungsweise zu welchem Zweck ein Spielraum und seine (Lebens-)Qualitäten ausdefiniert werden, steht allerdings zur Diskussion und kann weitreichende Konsequenzen haben. Denn werden die, wie auch immer (meist von planenden und politischen AkteurInnen) definierten und analysierten Kriterien als nicht ausreichend erfüllt betrachtet, kommt es nicht selten zu einer „Re-Vitalisierung“. Dass die in solch einem Rahmen getroffenen Maßnahmen oft über das eigentliche Ziel, nämlich Orte städtischer Begegnung und Zusammenkunft zu schaffen, hinausschießen, verdeutlichen Lloyd und Auld in ihrer kritischen Betrachtung freizeitorientierter Gestaltung öffentlicher Räume. Diese vollzieht sich, den AutorInnen zufolge, allzu oft unter dem Deckmantel der Förderung von Sport, Kultur und Unterhaltung und bemüht sich um eine direkte Assoziation zwischen Wachstum und Lebensqualität, um über eigentlich verfolgte ökonomische Interessen hinwegzutäuschen. Derartige Entwicklungen sind – wie in den Exkursen 1-2 dieses Buches bereits verdeutlicht wurde – Auswüchse kapitalistischer Steigerungslogiken, in denen die Stadt zur Ware wird: „Cities are now seen as products in their own right, with quality urban spaces designed not merely for the benefit of the local community but as strategic assets in economic planning“ (Lloyd & Auld 2003: 341). Strategische Planungsansätze spielen folglich eine wesentliche Rolle für die Stärkung der (symbolischen) Ökonomie einer Stadt.

→ 1.1

→ Exkurse  
1 / 2

Sie tragen zu dieser bei, indem sie Diskurse generieren, die bestimmte Vorstellungen des modernen urbanen „guten Lebens“ steuern. Wie es auch die Kampagne zur *Active City* macht, bezieht man sich dabei gerne auf einen besonders freizeitfokussierten Lebensstil: „[...] urban leisure lifestyles are both the product and object of many local, state and national policy initiatives that have direct links to urban economic growth objectives and urban planning priorities“ (ebd.). Es wird folglich argumentiert, dass die Freizeitgestaltung der StadtbewohnerInnen absichtlich mobilisiert, legitimiert und in eine bestimmte (für das Unternehmen Stadt gewinnbringende) Richtung gelenkt wird (ebd.).

Auch wenn im Rahmen des Masterplans ausgerichtete Aktionen wie der „Active City Summer“ als kostenlos (wohl bemerkt aber auch als „professionell begleitet“ vgl. active city summer, online) angepriesen werden, macht sich unter den im Rahmen der Forschung interviewten *Traceuren*, alleine schon aufgrund der Teilnahme an internationalen Städte-Rankings, Skepsis breit. Paul (Int. 2019: 12) beispielsweise bezweifelt, „dass diese Kennzahlen alleine tauglich sind, um den Nutzen, also nicht nur den [ökonomischen] Output, sondern auch den Outcome, beschreiben zu können.“ Auch Michael (Int. 2019: 11) nimmt eine kritische Position ein und vermutet hinter der kommunizierten Botschaft „wir sind die tolle Sportstadt Hamburg“ große Investitionen in Bewegungsanlagen, die bestenfalls „in Kooperation mit Fitnessstudios“ (ebd.) viel Geld abwerfen. Zwar wird in den verschiedenen *Active City*-Formaten tatsächlich ein Fokus auf den „niederschweligen und kostenfreien Zugang zu Sportmöglichkeiten“ (Sportbericht 2018: 24) gelegt, um „möglichst viele Menschen in Bewegung zu bringen, die bisher noch nicht sportlich aktiv oder in Sportvereinen organisiert sind“ (ebd.), doch scheint der *Traceur* nicht ganz Unrecht zu haben. Denn abgesehen davon, dass der Masterplan konkrete Vorhaben (wie der Bau von Sportstadien) enthält, die sich an der Ausrichtung von Großereignissen orientieren, sind es vor allem die kleineren Aktionen, deren Kooperationspartner und Sponsoren nicht nur Schulen und Vereine, sondern auch Banken, Krankenkassen und Fitnessstudios sind. Letztere bieten im Rahmen neuer „innovativer“ Veranstaltungsformate, die „dazu beitragen die Strategie *Active City* bekannter und erlebbarer zu machen“ (Sportbericht 2018: 25), die professionelle Begleitung des Bewegungs- und Fitnessprogramms an. Im öffentlichen Raum findet dieses meist an den Bewegungsinseln der Hamburger Bezirke statt. Ob es allerdings ausreicht, „eine Bewegungsinsel dahin zu bauen“ (Int. M

2019: 11), um die breite Bevölkerung zur Bewegung zu animieren und, wie im Sportbericht (2018: 25) betont wird „zu zeigen, welche wichtige Rolle der Sport mit seinen integrativen und inklusiven Wirkungen haben kann“, wird stark bezweifelt. Das „Leben oder seine Einstellung zur Bewegung“ (Int. M 2019: 11) würde der Mensch dadurch wohl kaum ändern, denn wie der *Traceur* im Interview mit einem unverkennbar ironischen Unterton entgegnet: „Da kommen ja vermutlich nicht viele Leute von allein drauf: ‚He, cool eine Bewegungsinsel. Na, jetzt habe ich aber richtig Lust. Gut, dass die gebaut wurde‘“ (ebd.).

Während, seiner Meinung nach, zu wenige finanzielle Mittel für andere essenzielle Bereiche städtischer Politik (wie beispielsweise Bildung) aufgebracht werden, stellt er eine Überbetonung der ökonomisch vielversprechenden Labels „fit“ und „aktiv“ fest. Hinter diesen versteckte sich, seiner Überzeugung nach, jedoch die schlecht kaschierte Absicht: „Auf der einen Seite nach außen zeigen wie toll wir sind, doch eigentlich wirtschaften wir uns in die eigene Tasche“ (ebd.).

Wie aus diesen ersten Reflexionen hinsichtlich der Beantwortung der Forschungsfrage ersichtlich wird, verfolgen die *Traceure*, mit denen während der explorativen Feldforschung ein intensiver Kontakt gepflegt wurde, nicht nur in ihrer gelebten Erfahrung, sondern auch in ihren Ansichten einen Gegenentwurf zur *Active City*. Gleichzeitig kann durch ihre bewegend-spielerische Auseinandersetzung mit der Stadt ein ehrlicher Blick auf die Bedingungen der Ermöglichung von Bewegung(sfreiheit) geworfen werden. Sie machen sich beispielsweise an scheinbar banal wirkenden Faktoren wie der Angst, den bestehenden (sozialen) Normen und (städtischen) Regularien fest. Darüber hinaus sind diese Bedingungen von der subjektiven Wahrnehmung der durch die nicht-menschlichen Wirkmächte determinierten Stadtumwelten abhängig. Diesbezüglich soll erneut auf Lloyd und Auld (2003: 341) verwiesen werden, die betonen „[...] any definition of QQL [quality of life] should reflect the dynamic relationship between contextual influences, individual perceptions and actions and actual accomplishments if it is to form the basis for operationalising any plan for the advancement of QQL.“

Im Licht des besonderen Modus der Welterfahrung und Weltaneignung der *Traceure* wird in den folgenden drei Unterkapiteln der Versuch unternommen zusammenzufassen, inwiefern die Praxis (mit all ihren Ambivalenzen) zur Infragestellung der *Aktiven Stadt* sowie der

Verhandlung (multi-)funktionaler öffentlicher Spielräume beiträgt. Die „freie“ Bewegungskunst eignet sich dafür ganz besonders, denn: „The contradictory elements within parkour are all reflective of the contradictions present in society and discourses on resistance, authenticity and consumer behaviour“ (Angel 2011: 230).

## 6.1 Der „aktive“ Körper in einer „passiven“ Gesellschaft

Wie in „Performing the body and body space(s)“ aufgezeigt wurde, so muss zuallererst – vor allem wenn wir uns einer körperzentrierten Praxis wie der menschlichen Bewegung zuwenden – ein Bewusstsein für Körperkonzeptionen und den Körper, in dem sich gesellschaftliche Machtverhältnisse materialisieren, geschaffen werden. Denn in und durch ihn spiegeln sich gewisse *Haltungen* und Bedeutungen. Er ist das Zentrum unserer Handlungsmacht. Genauso wie jeder andere Körper, so ist der spielerische Parkour-Körper lebendig. Er ist daher Gegenstand multipler Körperpolitiken, die ihn zu navigieren versuchen. Dies verdeutlicht Foucault mit Hilfe des Prozesses der Biopolitik, „[...] in dem ‚Leben‘ als Einsatz politischer Strategien auftaucht“ (Folkers & Lemke 2014: 7). Körpertechniken und Techniken des Selbst sehen sich demnach mit der Macht politischer Techniken konfrontiert. Die Freiheit des – im hier vorliegenden Fall – *aktiven* Individuums und seiner Rechte, stehen, so folgen wir Foucaults Argumentation, dem umfassenden Regelungsanspruch des Staates gegenüber. Dieser Anspruch äußert sich in Sicherheitsstrategien und Kontrollmechanismen (vgl. ebd. 19) sowie der Regelung und Anpassung des Körpers an politische Vorstellungen von Leben, Aktivität und Gesundheit: „In dem von ihnen gewonnenen und forthin organisierten und ausgeweiteten Spielraum nehmen Macht- und Wissensverfahren die Prozesse des Lebens in ihre Hand, um sie zu kontrollieren und zu modifizieren“ (ebd. 70).

Insofern kann es als Machtakt interpretiert werden, die städtische Bevölkerung zu bestimmten Handlungen „aktivieren“ zu wollen und dementsprechende Schritte zur Erreichung dieses Ziels einzuleiten. Die Strategie der *Active City* zeigt dies in einer besonderen Rhetorik, in der bereits von einem „aktivierten“ Individuum ausgegangen wird. Im Rahmen des „Selbstverständnis der modernen, sportbegeisterten Stadt“ (Sportbericht 2018: 53) werden StadtbürgerInnen als Menschen imaginiert, die „geistig und körperlich aktiv sind, die Sport und Bewegung immer mehr in ihren Alltag integrieren und die bereit sind, als

aktive Bürgerinnen und Bürger auch Verantwortung für ihr Gemeinwesen zu übernehmen“ (ebd.). Dabei wird der Hamburgischen Bevölkerung ein besonderes Gesundheitsbewusstsein zugesprochen. Ganz offen klärt die Strategie über ihr Eigeninteresse auf: „Nicht nur den Hamburgern selbst, sondern auch der Stadt sowie zahlreichen Vereinen und Sponsoren liegt der gesund-aktive Lifestyle am Herzen“ (active city summer, online). Es ist somit nicht weiter verwunderlich, dass Hamburg nicht nur „Global Active City“ ist, sondern sich auch in Sachen „Healthy City“ auf dem Vormarsch befindet. Im Rahmen der „Hamburg City Health Study“ wird derzeit „eine der größten Biodatenbanken der Welt“ (hamburg city health study, online) angelegt, um „die Medizin von morgen zu entwickeln“ – „damit unsere Stadt und ihre Bewohner morgen noch gesünder sind“ (ebd.). Hier lässt sich nicht nur eine gewisse Parallele im Sprachgebrauch, sondern auch der Konzeption gesunder, leistungsfähiger und aktiver BürgerInnen erkennen. Darüber hinaus vermittelt sich das Bild, dass Hamburg somit nicht nur in sportlich-aktiver, sondern auch medizinischer Hinsicht zu einem „Vorreiter moderner Stadtentwicklung“ (ebd.) gemacht wird, was sich wiederum positiv auf die Wettbewerbsfähigkeit auswirken soll: „So will und wird die Hamburg City Health Study nicht nur die Gesundheit der Stadt, sondern zugleich auch ihren Status als Wissenschaftsstandort stärken“ (ebd.). Eine ähnliche Betonung der Standortoptimierung findet sich ebenso im Masterplan der *Active City* wieder, die sich zunehmend in der sportbezogenen räumlichen Planung engagiert. Mit dem Masterplan für den Stadtteil Oberbillwerder, der als „Quantensprung in der Stadtentwicklung durch Sport“ (Sportbericht 2018: 8) angepriesen wird, entsteht ein ganzer „Modellstadtteil *Active City*“, der über die Versorgung mit vielfältigen Sport- und Freizeitmöglichkeiten zur Lebensqualität beitragen möchte: „Sport, Bewegung, körperliche Aktivität und Gesundheit wurden bei den Planungen von der ersten Minute an mitgedacht“ (ebd.).

Diese Entwicklungen geben in vielerlei Hinsicht Einsicht in die Tragweite, die der Diskurs um einen gesunden und aktiven Lebensstil, der sich im und über den „aktiven“ Körper entfaltet, haben kann. Vor allem verdeutlichen sie vielfältig bestehende Relationen zwischen der Makroebene der Gesellschaft und der Mikroebene des Körpers, die über das „Scharnier zwischen den beiden Entwicklungsachsen der Politischen Technologie des Lebens“ (Folkers & Lemke 2014: 74), miteinander verbunden sind. Die biopolitischen Machtmechanismen, die es „[...] mit der Bevölkerung als politischem Problem, als zugleich wissen-

schaftlichem und politischem Problem, als biologischem und Machtproblem zu tun [...]“ (ebd. 94) haben, verfolgen den Grundgedanken „zugunsten des Lebens zu intervenieren und auf die Art des Lebens und das ‚wie‘ des Lebens einzuwirken“ (ebd. 97). Dieses Ziel „Leben zu optimieren“ (ebd. 95) kann von den Disziplinarmechanismen, die den Körper disziplinieren, durchaus unterwandert werden. Denn, wie beispielsweise auch die Beschäftigung mit Parkour als kritische Praxis der Stadtaneignung zeigte, vermag die individuelle Arbeit am und mit dem Körper, schlummernde Kräfte des Widerstandes zu wecken.

→ 4.4.5

Es drängt sich schließlich die Frage auf, ob sich die „optimale“ Konzeption von Körper und Lebensstil, wie sie aus der Strategie der *Active City* hervorgeht, bewahrheitet. Sind oder werden die StadtbewohnerInnen tatsächlich in der Art aktiv, wie es von „der Stadt“ gewünscht zu sein scheint? Wie ein *Traceur* im Gespräch feststellt ist „gewünschtes Verhalten vom Können, Wollen, Dürfen und den situativen Ermöglicungen abhängig“ (Int. P 2019: 11). Von den physischen Voraussetzungen abgesehen, könne seiner Meinung nach nicht davon ausgegangen werden, dass alle Menschen dazu motiviert sind, sich im Rahmen der *Active City* zu betätigen, denn es gelingt „irgendwie nicht so richtig, die Bevölkerung zum Sport zu animieren“ (ebd.). Er skizziert eine viel passivere Gesellschaft, als sie in den Strategiepapieren präsentiert wird. Aufgrund von Bewegungsarmut zum Arzt zu gehen und sich ein „Rezept für Bewegung“, eine „schriftliche Empfehlung für körperliche Aktivität“ (Sportbericht 2018: 37) verschreiben zu lassen, gehört für ihn beispielsweise zur „Perversion unserer Zeit“ (Int. P 2019: 11). Der Ansatz der „aktiven Bewegung unter Anleitung“ (ebd.) sei noch zu übertrumpfen, indem „du bewegst wirst“ (ebd.). Es liegt somit die Vermutung nahe, dass dieser vielmehr Ausdruck einer passiven, als einer aktiven Gesellschaft ist.

→ 3.2.1

Mit Hilfe des „spielerischen Körpers“ des *Traceurs*, der ein Gegenbild des passiven Körpers darstellt, wird ebenso ein starker Kontrast zwischen der aktiven Beteiligung am Stadtgeschehen und dem passiven Zuschauen sichtbar. Daskalaki et al. (2008: 60) stellen mit Bezug auf Richard Sennett fest: „The issue of passive spectatorship versus active participation has been at the heart of urban life for the past two centuries.“ Sennett (1997) arbeitet diesen Gegensatz vor dem Hintergrund drastisch wechselnder Definitionen und Einstellungen gegenüber dem öffentlichen Leben als fundamentales Problem der Moderne

heraus. Der Parkour-Körper trägt über seine aktive Raumeignung zur Öffentlichkeit bei, indem er nicht nur eine Beziehung zum Stadtkörper, sondern auch anderen verkörperten Öffentlichkeiten herstellt. Durch ihn wird die Wichtigkeit der Wertschätzung des vielfältigen Körpers betont, die nicht zu kurz kommen sollte, denn „Probleme mit dem Körper“ (Sennett 1997: 21), so Sennett, spiegeln sich in der sinnlichen Verarmung im Raum wider und finden somit Ausdruck in Architektur und Stadtgestaltung.

→ 3.2

Im Vergleich zu „entkörpernten“ und „entmachteten“ ZuschauerInnen nimmt der *Traceur* mit seinem ausgeprägten Sinn für taktile Realitäten aktiv Stellung zum städtischen Raum sowie dessen mächtigen physischen und sozio-politischen Strukturen. Kräftig, lernend und kreativ stellt er sich innerhalb dominierender Machtstrukturen aktiv seiner Stadtumwelt und bedient sich der Technologie des Selbst als transformatives Tool, um in einer selbstbestimmten Praxis sich und seine Umwelt zu modifizieren: „Parkour becomes a ‚practice of liberty‘, where traceurs practice freedom as a lifestyle, based on inventions and styles, that create ethics centered around creative environmental interactions and connections, to reclaim the body as an autonomous vehicle, away from the dominant notion of ‚bio-power‘ and other dominant discourses“ (Angel 2011: 153).

→ 4.4.4

## 6.2 Von der freien Bewegung zur (Selbst-)Sportifizierung

Die als „frei“ konzipierte Bewegungskunst bleibt von den sogenannten „dominanten Diskursen“ aber nicht ganz unversehrt. Image-Kampagnen wie jene der *Aktiven Stadt*, beeinflussen, so die Befürchtung eines *Traceurs*, „wie Parkour selbst von der Öffentlichkeit wahrgenommen wird“ (Int. M 2019: 13). Denn mittels gängiger Medienrepräsentationen werde Parkour in eine Reihe von Sportarten eingliedert, mit denen gezeigt wird „wie fit und aktiv wir sind“ (ebd.). Dies entspreche nicht der ursprünglichen Absicht der Disziplin. Hinter dem Leitbild vermutet er das Ziel „viele junge Leute erreichen“ (ebd.) zu wollen, doch „Parkour ist für alle ein Thema“ (ebd.). Er selbst verfolgt den Ansatz „möglichst alle mitzunehmen“ (ebd.) und sieht darin auch das große Potential der Bewegungsdisziplin.

→ 2.3

Wie durch die Forschung mit den *Traceuren* der Samstagsgruppe aufgezeigt werden konnte, handelt es sich bei Parkour, entgegen des

allgemein vorherrschenden Verständnisses, nicht um ein „spectacular unfinished product“ (Saville 2008: 893), sondern um eine offene, vorsätzlich formlose Praxis. Als „open practice“ (Guss 2011: 80) und „extreme way of place-making through performance“ (Daskalaki 2008: 60) ermöglicht sie reziproke Beziehungen zu öffentlichen Räumen herzustellen und macht deren Neuinszenierung sichtbar. Somit werden Orte generiert, an denen Raumgefühl und Identität durch das Spiel zwischen Altbekanntem und neu zu Entdeckendem geweckt werden. Vorhandene (Berührungs-)Ängste können in diesem Kontext sogar als produktive Prozesse interpretiert werden, die anstatt verunmöglichend bereichernd auf die mobile Praxis wirken. Saville (2008: 894) ermutigt in diesem Sinne zu „[...] new ways people are finding to make contact with their environments“. Die Art und Weise, wie Menschen über ihre kinästhetische Auseinandersetzung mit der Welt Affekt verspüren und mit diesem spielen ist dabei ausschlaggebend. Im neuinterpretierenden Spiel mit der Umwelt werden die geweckten Emotionen als „aesthetic experience with political implications“ (Guss 2011: 82) schließlich zum Spielgefährten.

→ 2.1

→ 4.3.3

Mit Hilfe ihrer physischen Kapazität und Imagination deuten die *Traceure* verschiedenste Elemente des urbanen Raumes neu und missachten dabei die impliziten Codes, die den Gehwegen, Wänden, Geländern und Treppen innewohnen. Indem sie diese entlang eigener Vorstellungen und Wünsche re-codieren, korrumpieren und unterwandern sie den konzipierten Raum. Sie de- und rekonstruieren ihn zu ihrem eigenen Zweck. In gewisser Weise wird der Raum dabei auch für (passive) ZuschauerInnen „geöffnet“: „Parkour opens space to the practitioner or even the observer, who no longer sees spatial rhetoric in the same way“ (Guss 2011: 77).

→ 4.3

Über diese unkonventionelle Art und Weise des Entdeckens, Sehens und Neu-Interpretierens (Spiel-)Raum zu generieren, bedeutet somit einen Raum der *Äußerung* (De Certeau 1988) zu schaffen. Parkour macht somit als „counter-conduct“ (De Martini Ugolotti & Silk 2018) ebenso auf „counter-discourses“ (Bavinton 2007), die menschlichen Handlungsmächten und Gebrauchsformen im Allgemeinen innewohnen, aufmerksam. Denn die räumliche Praxis, die dem zentralen Prinzip der urbanen Neuinterpretation folgt, verfügt über die Kapazität „to deny evidence“ (ebd. 397), wie es der Parkour-Pionier David Belle einst betonte. Gemeint ist damit, dass ideologisch konstruierte Bedeutungen, die an spezifische Objekte oder Räume „gebunden“ und mit Hilfe von (Körper-)Disziplin „fixiert“ werden, wiederum aufgebrochen und gelockert werden können. Machtdiskurse und Disziplinartechniken

spielen dabei eine wesentliche Rolle, denn „[...] certain ways of perceiving objects are elevated to ‚truth‘ while alternatives are rendered invisible or inarticulable“ (ebd. 397). Die korrekte Gebrauchsweise einer Bank beispielsweise wird durch Verhalten und Diskurs (entlang seiner sozial definierten und akzeptierten Zweckbestimmung) normalisiert: „Sitting, however, is only one of many possible uses, but is the one defined as correct by discourse and habitualised as correct by discipline“ (ebd. 397). Die Norm leitet sich schließlich aus den so festgesetzten Normalitäten ab „[...] und spielt ihre operative Rolle“ (Foucault 2004: 98).

Verkörpernte Räume (Low 2003) und Verkörperungsprozesse, so wurde aufgezeigt, veranschaulichen, wie die *Traceure* räumliche und gesellschaftliche Macht-Strukturen inkorporieren, transformieren beziehungsweise manipulieren und dabei den Stadtraum re-produzieren (ohne zwangsläufig bleibende Spuren im physisch-materiellen Raum hinterlassen zu müssen). Ohne dies verbal und bewusst zu artikulieren stehen sie dabei für das gemeinsame Recht auf (Frei-)Raum, Autonomie und Freiheit sowie die praktische Umsetzung ihrer kreativen Bewegungsideen ein. Das *urbane Unmögliche* wird somit ein Stück greifbarer: „[...] the right to the city is not just a movement for material rights, although of course these are crucial, but the right to shape, intervene and participate in the unfolding idea of the city“ (Chatterton 2010: 235).

→ 4.1.3

Parkour stattet uns mit einer Linse aus, durch die ein besonders aufmerksamer Blick auf die machtvolle Verwobenheit, aber auch die versteckten (oder unsichtbar gemachten) Möglichkeiten postmoderner Stadtumwelten, geworfen werden kann. Das scheinbar Unmögliche möglich zu machen spiegelt sich in der Eroberung vermeintlich unbespielbarer Orte: „Parkour is about the inhabitants‘ ability to take control of the given space and transform it into a landscape of possibility“ (Daskalaki et al. 2008: 62). Dieser (sichtbare!) Prozess gewinnt umso mehr an Bedeutung, je unsichtbarer Freizeitpraktiken im öffentlichen Raum werden, denn viele öffentliche Räume bleiben dem freien Spiel verwehrt. Selbst die als besonders „frei“ geltenden Freizeitpraktiken werden zunehmend auf ausgewiesene Freizeitbereiche- oder Einrichtungen beschränkt. Innerhalb dieser Dynamik wird Parkour jedoch eine besondere Resistenz zugeschrieben: „Leisure is a domain of social life in which power is negotiated, lost and won. [...] Leisure activities are usually tightly framed and restricted to particular settings such as football pitches, bowling alleys or skate parks. Parkour disrupts this

→ 5.1

→ 4.4.5

convention and actively refutes restriction” (O’Grady 2012: 147). Wie in „Performing city space(s)” herausgearbeitet, ist die vermutete Widerstandsfähigkeit der Bewegungspraxis allerdings angesichts zeitgenössischer Bestrebungen, die freie Bewegungskunst vermehrt in geschlossenen Innenräumen zu praktizieren, neu zu bewerten. Je nach Modus der Organisation von Bewegung ergeben sich differenziert sichtbare Präsenzen, die sich in ihrem Wesen und Aussagegehalt voneinander unterscheiden. Die „training regimes“ (ebd. 148) können unterschiedliche Formen annehmen, je nachdem ob es sich um eine informelle Gruppeninteraktion im öffentlichen Raum oder die formalisierte und institutionalisierte Version regulierter Parkour-Klassen in der Halle handelt. Die Gegensatzpaare informell-formell, sichtbar-unsichtbar sowie draußen und drinnen spiegeln sich in der Gegenüberstellung von „parkour as process” vs. „parkour as product” (ebd. 156). Die zunehmende Regulierung und Kommerzialisierung lässt eine Verschiebung der Sichtbarkeiten und somit den langsam einsetzenden Rückzug der freien Bewegungsdisziplin aus dem öffentlichen Raum vermuten. Diese Tendenz ist Ausdruck einer zunehmenden *Sportifizierung*, die Zeugnis über den veränderten *aktiven* Gebrauch von Öffentlichkeit ablegt. Diese ist nach Foucault (2014: 115) „[...] das, worauf wir durch Erziehung, durch Kampagnen, durch Überzeugungen usw. Einfluss haben.“ Insofern ist es besonders interessant zu beobachten, was sich im öffentlichen Raum abspielt und vor allem wie sich Gemeinsame (Inter-)Aktion in diesem gestaltet, denn „[...] at the same time as places are dynamic, they are also about proximities, about the bodily copresence of people who happen to be in that place at that time, doing activities together [...]“ (Sheller & Urry 2006: 214).

→ 4.2

→ 4.4.1

Anhand des Trends der *Aktiven Stadt* lässt sich die Reaktion auf die zunehmende *Sportifizierung* unserer Gesellschaft gut nachzeichnen. Sie bedeutet, dass sportliche Aktivitäten immer mehr Eingang in die alltägliche Lebensführung von StadtbewohnerInnen Eingang finden werden. Sie tun dies auf verschiedenste Art und Weise. Beispielsweise finden sich im Rahmen der aufkommenden „Cloud-Fitness“ (Zukunftsinstitut, online) orts- und zeitflexible „Bewegungsgemeinschaften“ zusammen, die sich, anstatt alleine ins Fitnessstudio zu gehen, mit anderen Bewegungsbegeisterten online vernetzen, um dann im öffentlichen Raum aktiv zu werden. Dieser neueste Trend ist Ausdruck eines verstärkten Bedürfnisses nach Flexibilität, Selbstbestimmung und Ungebundenheit. Kommerzielle Fitnessanbieter können mit dieser sich abzeichnen-

den räumlichen, zeitlichen sowie sachlichen Entgrenzung des Sportmachens und Aktiv-Seins kaum mehr mithalten und sind zunehmend auf Imagekampagnen angewiesen. Demnach kommt die Beteiligung an Veranstaltungsformaten der *Aktiven Stadt* sehr gelegen.

Was also einst mit der durch den Deutschen Sportbund ausgerufenen „Trimm-dich-Bewegung“ in den 70er Jahren begann, um die Bevölkerung für Sportvereine zu begeistern, macht sich heute verstärkt in der „Versportlichung“ des öffentlichen (und privaten) Lebens bemerkbar. Diese drückt sich unter anderem in manifesten Bewegungsgeräten aus, die vermehrt urbane Freiräume „schmücken“. Doch wie im Interview mit einem Bewegungsraumexperten betont wird: „Das ist institutionalisierter Raum, das ist Fitness, nicht Bewegung“ (Int. ML 2019: 1).

Im Rahmen der *Sportifizierung* wird aber nicht nur versucht, diverse Lebens- und Freizeitbereiche sportlichen Idealen nachzuformen, sondern auch die Gestaltung der physisch-materiellen Stadtumwelt folgt zunehmend der Ideologie des Aktiv-Seins bzw. Fit-Seins. Demnach ist es auch ein Ziel der *Active City* „Sport noch stärker im Stadtbild zu verankern“ (Sportbericht 2018: 24). Auch die Parkour-Community will nicht nur über die Ausrichtung von Events, sondern auch den Bau von Parkour-Parks einen bleibenden Eindruck hinterlassen und schreibt sich so (vor allem in Amerika und nordeuropäischen Ländern wie Dänemark) in die Stadtlandschaft ein. Im Parkour-Paradox kommt die Tendenz der *Sportifizierung* sehr gut zum Ausdruck. Sie droht das kreative Ethos der Bewegungsdisziplin zu ersticken und führt den Ursprungsgedanken einer freien Kunst der Bewegung in Form einer *Selbstsportifizierung* ad absurdum. Wie „subkulturelle“ Praktiken und Orte im Rahmen von Imageproduktion und der Vermarktung von Urbanität vereinnahmt werden können, wurde im Exkurs 3 zur Parkour-Halle im Oberhafenquartier angedeutet. Diese *Selbstsportifizierung* wird folglich analog zur *Selbstkulturalisierung der Städte* (Reckwitz 2009) gedacht und betont den Urbanitäts- beziehungsweise Aktivitätsbegriff als strategisches Konzept, das von verschiedenen AkteurInnen (mit unterschiedlichen Intentionen) umgesetzt wird. Somit ergeben sich neue Formen der öffentlichen Sichtbarkeit von funktionalen (Spiel-) Räumen. Die (Sport-)Stadt steht in diesem Sinne für einen besonders aktiven Lebensstil. Was wir allerdings in Erinnerung behalten sollten ist: „Die *Active City* kommt von oben, die eigentliche Bewegung von unten“ (Int. ML 2019: 1).

→ 5.2

→ Exkurs 3

## 6.3 Alles eine Frage der Gestaltung und der Governance?

→ 5.2

Das aufgezeigte Parkour-Paradox ist der Grund, weshalb die Bewegungsdisziplin, sogar von einzelnen *Traceuren* der Samstaggruppe, mittlerweile als „recht domestiziert“ (Int. AL 2019: 6) wahrgenommen wird. Interessant ist dabei, dass selbst die „freie“ Ausführung der Praxis im Außenraum mit einer gebändigten Bewegung assoziiert wird: „Ich habe das Gefühl, beim Parkour ist es mittlerweile auch dazu geworden, dass man eher nicht so in die Stadt reingeht, sondern so durch einen abgesteckten Bereich. Es ist halt wieder so, wie in einer Halle, so aufgebaut und man geht oder läuft das dann so ab“ (Int. AL 2019: 10). Der *Traceur* macht darauf aufmerksam, dass meist wenig Raum – materiell und metaphorisch gesprochen – offen bleibt, um die Stadt jenseits vorgeschriebener Wege sowie vordefinierter Bewegungsachsen zu erkunden. Loo und Bunnell heben diesbezüglich hervor: „Specifically, in terms of physical movement, as elsewhere ‘purposive’ logics of urban design [...] construct the subject position of the pedestrian, whose mobility is sedimented into unreflexive mundane practices [...]“ (Loo & Bunnell 2018: 149). Demnach wirken sich zweckmäßige Logiken von Design maßgeblich auf die „externe“, aber auch die „interne“ Mobilität einer Person aus. Letztere begegnet uns im Kontext von Parkour in Form der Exploration des Selbst und spielt im kontinuierlichen Prozess des „Landscaping“ eine wichtige Rolle. Durch diesen formen sich das Selbst, der Körper und die Landschaft gegenseitig in der bewegenden Aktivität: „[...] through the embodied mobile practice of parkour, practitioners reconfigure ways to see and practice the urban landscape, while the urban landscape provides numerous ways for practitioners to realize themselves; the self and landscape fold together and emerge in processual ways“ (ebd. 155).

→ 4.3

Über das Re-Konfigurieren von Bewegung kommt es schließlich zur Re-Imagination von Landschaft. Wie viel Bewegungsraum beziehungsweise Freiraum dafür aber tatsächlich zur Verfügung steht, hängt nicht immer nur von der Kreativität der sich fortbewegenden Person ab. Ihr mobiles räumliches Feld (Munn 1996) wird ebenso von sozialen Normen, Regularien und verfolgten Designprinzipien determiniert: „The ways people perceive and use public space are not only governed by social norms but also determined by rules and designated functions created by architects, landscape architects, and urban planners“ (Chiu 2009: 25).

→ 4.4.2

In diesem Zusammenhang ist es hilfreich, sich einem performativen Verständnis von Architektur zu bedienen, denn sowohl Gebäude, als auch der öffentliche Raum sind nicht schlichtweg als starre physisch-materielle Strukturen zu verstehen. Wir können uns diese als urbane Texte vorstellen, die nicht nur von ihren ArchitektInnen, sondern ebenso von ihren NutzerInnen gelesen, ge- und beschrieben werden: „Planners and architects would argue that they design their spaces for people, but the very act of *designing* – producing spaces to meet purposes spelt out in a design brief – disciplines those who use those spaces. A more performative approach brings people back into the urban equation, allowing room for departures from the planner’s script“ (Jones 2005: 813).

Was können wir daraus für die Gestaltung öffentlicher Spielräume schließen, wenn davon ausgegangen wird, dass Urbanität davon lebt, „dass die Nutzungsweisen städtischer Räume nicht vollkommen determiniert sind“ (Marquardt 2014: 29)? Kann eindimensionalen zweckmäßigen Designlogiken mit Logiken der Nutzungsoffenheit entgegengehalten werden? Welche Form könnten diese in einer praktischen Ausformulierung annehmen? Die Beantwortung dieser Fragen hätte eine eigenständige Forschung verdient und kann im Rahmen dieser Thesis nicht geleistet werden. Doch konnte gezeigt werden, dass die durch die *Traceure* vorgenommene (temporäre) Zweckentfremdung des urbanen Raumes das Potential zur Lockerung, sprich der Multiplizierung der Nutzungs- und Wahrnehmungsweisen aufweist. In diesen Szenarien kommt es zu vielfältigen Begegnungen mit anderen Teilöffentlichkeiten der heterogenen Stadtgesellschaft sowie zum intensiven taktilen Spiel mit den Texturen und Oberflächen eines Ortes. Dabei handelt es sich um „reale“ Spots im Außenraum, die sich in einer Designing-in-Logik (vgl. Willcocks 2017: 822) angeeignet werden.

→ 4.3

→ 4.2

→ 5.1

→ 5.3

Durch unprogrammierte und informelle Formen des Spiels „glätten“ (Deleuze & Guattari 1980), oder „lockern“ (Ameel & Tani 2012) die *Traceure* die erzwungene Raumstruktur. Somit unterwandern sie die im Stadtraum sich manifestierenden dezenten Anregungen zum erwünschten Gebrauch, ohne dabei eine offenkundige „politische Agenda“ zu verfolgen. Es handelt sich vielmehr um eine subtile „Form der Subversion als performative Kritik“ (Stüver 2015: 35) der einseitigen Nutzung des öffentlichen Raumes und somit der normativen Ordnung. Wie auch Angel (2011: 147) betont, geht es um die Wiedergewinnung öffentlicher Orte als Orte des Spiels und des Ausdrucks: „Poli-

→ 5.1

tics is implicit in their actions if only, by the sheer nature of what they do in breaking away from the normative and pre-defined routes.”

Das Handeln der *Traceure* kann in diesem Sinne, mit Bezug auf Judith Butler, als „kritisches Tun“ (Stüver 2015: 35), das über subversives Potential verfügt, gefasst werden. Denn über die Verkörperung einer alternativen Bewegungsform und somit neuer Bewegungsoptionen machen sie (konditionierte) Möglichkeiten in der Stadt sichtbar. Ihre Erfahrung in der Beziehung zur Stadt ist geprägt von Ausdrucks- und Wahlfreiheit, aber auch davon, frei von Konformität und Zwang zu sein. Dadurch ergibt sich für die Praktizierenden (und auch für die Zuschauenden) ein neues Raumgefühl, das im Anspruch auf Raum(-nutzung) und in der konkreten Aneignung von (Frei-)Raum ausgelebt wird: „By bringing the constraining nature of ostensibly public urban spaces into the forefront of individual consciousness, and by offering a fleeting, yet, still concrete, experience of the overcoming of those constraints, Parkour alters the subjective experience of the city and reshapes the relationship between the Traceur and their leisure time and space“ (Bavinton 2007: 407).

Die bewegend-spielerische Verhandlung von Freiheit und Autonomie mag für viele „counter-intuitive“ (Bavinton 2007: 408) erscheinen und muss zuerst (wieder) erlernt werden. Künstlich geschaffene Parkour-Parks haben sich zur Aufgabe gemacht, diesen Prozess zu erleichtern, laufen aber Gefahr, wie andere Freizeitparks genauso, mit ihrer Monofunktionalität andere Nutzungen – meist unbewusst und unbeabsichtigt – auszuschließen und somit einen „festen“, geschlossenen Raum zu schaffen. Dabei handelt es sich zwar nicht dezidiert um Designing-out-Prozesse, durch die unliebsame Nutzungsweisen mittels kleinen und größeren Eingriffen in die gebaute Umwelt erschwert werden sollen (vgl. Marquardt 2014: 29), dennoch sind ihr Design und Management kritisch zu betrachten. Sie geben, wie bereits verhandelt, der (*Selbst-*)*Sportifizierung* der subkulturellen Praxis ihren Ausdruck. Auch wenn ein *Traceur* betont, dass es als oberstes Gebot gelte, allen Mensch den Zugang zum „Spaß an der Bewegung“ (Int. M 2019: 9) zu ermöglichen, sehnt er sich insgeheim nach einem (exklusiven) Ort seiner Freizeitbetätigung. Er äußert den Wunsch, dass freie Bewegungsformen wie Parkour zukünftig mehr berücksichtigt werden, „wenn man die Stadt versucht zu planen. [...] So wie halt beispielsweise Fußballer berücksichtigt werden mit Fußballfeldern“ (Int. M 2019: 8).

Doch nicht nur in der Gestaltung des öffentlichen Raumes, sondern

auch in der Konzeption und Ausführung derartiger Parks sind „Spielräume“ gegeben. Dass die Planung von Bewegungsräumen je nach definierten Zielen und dem spezifischen, taktischen Einsatz von Normen und Regularien (beispielsweise über die Vermeidung von Beschilderung) auch alternative Formen annehmen kann, zeigen Bewegungsraumgestalter, die selbst Parkour praktizieren. In diesem Zusammenhang wird betont, „dass man auf niedrighschwellige Angebote setzen muss. Es geht ja auch ein bisschen darum, sich den Raum zu erobern“ (Int. MD 2019: 1). Auch wird hervorgehoben, dass es sich nicht um monodimensionale Parkour-spezifische Anlagen handeln muss, sondern vielmehr im Vordergrund steht, „[...] den immer vorhandenen Bewegungsdrang des Menschen zu fördern und zu sagen ‚es ist okay, wenn du hier über die Stange balancierst. Es ist doch nichts dabei.‘“ (Int. BS 2019: 3). Wie gezeigt wurde, sind vor allem jene Spielraumgestaltungen positiv hervorzuhebenden, die unterschiedlichen Nutzergruppen genug (Frei-)Raum geben, ihre eigenen Wege gehen und entdecken zu können. Zudem schadet es nicht, wie der Kommentar eines gestaltend tätigen *Traceurs* zeigt, die eigene Rolle als Planer zu reflektieren: „Ich versuche schon nachzuvollziehen, warum ein Architekt so plant, wie er plant. Man gibt ja doch Wege und Strukturen vor. Und da geht es auch darum zu sagen ‚hey, ich bin frei genug, um meinen eigenen Weg zu gehen. Dieser Freiheitsgedanke – was auch immer Freiheit heißt – ist da schon präsent“ (Int. BS 2019: 4).

→ 5.4

## 7. Schlussbemerkung



Mit Hilfe der freien Bewegungskunst Parkour materielle und immaterielle urbane Möglichkeitsfelder aufzuzeigen und somit die Organisations- und Funktionsweise von machtvoll strukturierten städtischen Räumen und Diskursen zu beleuchten, ist die zugrundeliegende Idee dieser Forschungsarbeit. Ausgehend vom Begriff der „Greifbarkeit“, der „Praktiken wie *Partizipieren*, *Integrieren*, *Aneignen* auf ihre Materialität hin befragt“ (Färber 2010: 103), konnte ein *Gespür* für die Verkörperung von urbanen Möglichkeiten und Unmöglichkeiten geschaffen werden.

Auf den Spuren des *Traceurs* wurde einer Suchbewegung nachgegangen, die aufzeigt, wie Stadt mittels bewegend-spielerischer Raumaneignung entdeckt, gesehen und neuinterpretiert werden kann.

Arbeitsplatz auf dem Dach, eigenes Foto

Dabei wird nicht nur die Stadt(-Gestalt), sondern auch ihre diskursive Strukturierung *begriffen*. Somit kann der Diskurs um die *Aktive Stadt* hinsichtlich seiner zugrundeliegenden Absichten in Frage gestellt und die Vereinnahmung der „freien“ Bewegungsdisziplin im Sinne kapitalistischer Steigerungslogiken und Marketingpraktiken aufgezeigt werden. Eine wichtige Bedeutung kommt dabei der Konzeption des „aktiven“ Körpers in der „passiven“ Gesellschaft sowie der Entwicklung der vermeintlich „freien“ Bewegung hin zu einem sich abzeichnenden Trend der (*Selbst-*)*Sportifizierung* von Stadt zu. Zudem wurde nicht nur die Phänomenologie der Bewegung im Stadtraum, sondern auch dominierende Gestaltungs-Logiken und Governance-Logiken problematisiert. An dieser Stelle soll der Mehrwert von Design-geleiteter Forschung – im vorliegenden Fall fokussiert auf Raumwahrnehmungsprozesse – betont werden, denn: „The future of urban ‚improvement‘ through design is perhaps looking less materially focused than it used to be“ (Willcocks 2017: 831).

Schließlich versteht sich diese Arbeit nicht nur als ein Plädoyer dafür, Forschung vermehrt in den Außenraum – in die von uns gelebten und geliebten öffentlichen Räume – zu tragen, sondern auch für das offene Spiel. Es ist ihr Anliegen, den StadtbewohnerInnen Bewegungsfreiheit und Spielvermögen sowie Eigenständigkeit in der selbstgestalteten Wegebahnung zuzusprechen. Das Ziel wäre erreicht, wenn die RezipientInnen dieser Ethnographie vielleicht sogar dazu verleitet werden, das Aktivitätspotential der städtischen Umwelt in der eigenen bewegend-spielerischen Aneignung sehend und begreifend zu erkunden. Denn, erinnern wir uns an die zu Beginn der Diskussion aufgeführte Frage eines *Traceurs* zurück, so sollen „auch Erwachsene wieder ihren Spielplatz finden und das Pflanzen-berangte Schloss davor aufbrechen“ (Int. BS 2019: 3).

# Quellen

Active City Summer (2019): Freie und Hansestadt Hamburg, Sportplatz – Gesellschaft für Eventmarketing mbH [online] <https://www.activecitysummer.de/> [02. September 2019]

Ameel, Lieven; Tani, Sirpa (2012): Parkour: creating loose spaces? In: *Geografiska Annaler: Series B, Human Geography*, Vol. 94 (1), S. 17–30.

Angel, Julie (2011): *Ciné Parkour. A cinematic and theoretical contribution to the understanding of the practice of parkour*. Poland: Amazon Fulfillment.

Atkinson, Michael (2009): Parkour, Anarcho-Environmentalism, and Poiesis. In: *Journal of Sport & Social Issues*, Vol. 33 (2), S. 169–194.

Bavinton, Nathaniel (2007): From Obstacle to Opportunity: Parkour, leisure, and the reinterpretation of constraints. In: *Annals of Leisure Research*, Vol. 10 (3–4), S. 291–412.

Benjamin, Walter (2018): *Stadt des Flaneurs*. Berliner Orte. Matthias Zimmermann (Hrsg.) 2. Auflage. Berlin-Brandenburg: Be.bra verlag GmbH.

Benjamin, Walter (1935): Paris, die Hauptstadt des 19. Jahrhunderts. In: Günzel, Stephan (Hrsg.) (2013): *Texte zur Theorie des Raums*. Stuttgart: Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, S. 225–227.

Bourdieu, Pierre (1991): Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum. In: Wentz, Martin (Hrsg.): *Stadt-Räume*. Frankfurt am Main: Campus Verlag GmbH, S. 25–34.

Bourdieu, Pierre (1987): *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Bourdieu, Pierre (1979): Erstes Kapitel: Struktur, Habitus, Kapital. In: ders.: *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der Kabyllischen Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 139–202.

Bourdieu, Pierre (1971): The Berber House. In: Low, Setha and Lawrence-Zúniga (2003): *The anthropology of space and place*. Blackwell Publishing, S. 131–141.

Chatterton, Paul (2010): The urban impossible: A eulogy for the unfinished city. In: *City: analysis of urban trends, culture, theory, policy, action*, Vol. 14 (3), S. 234–244.

Chiu, Chihsin (2009): Street and Park Skateboarding in New York City Public Space. In: *Space and Culture*, Vol. 12 (1), S. 25–42.

Daskalaki, Maria; Stara, Alexandra; Imas, Miguel (2008): The 'Parkour Organisation': inhabitation of corporate spaces. In: *Culture and Organization*, Vol. 14 (1), S. 49–64.

De Certeau, Michel (1998): *Gehen in der Stadt*. In: *Kunst des Handelns*. Berlin: Merve Verlag, S. 179–197.

De Martini Ugolotti, Nicola; Silk, Michael (2018): Parkour, counter-conduct and the government of difference in post-industrial Turin. In: *City: analysis of urban trends, culture, theory, policy, action*, Vol. 22 (5–6), S. 763–781.

Debord, Guy (1990): *Theorie des Umherschweifens*. In: *Der grosse Schlaf und seine Kunden. Situationistische Texte zur Kunst*. Hamburg: Edition Nautilus, S. 33–40.

Debord, Guy (1958): *Theorie des Umherschweifens*. In: Günzel, Stephan (Hrsg.) (2013): *Texte zur Theorie des Raums*. Stuttgart: Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, S. 245–249.

Deleuze, Gilles; Guattari, Félix (1980): Das Glatte und das Gekerbte. In: Dünne, Jörg; Günzel, Stephan (2006): Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, S. 434-446.

Dell, Christopher (2016): Epistemologie der Stadt. Improvisatorische Praxis und gestalterische Diagrammatik im urbanen Kontext. Bielefeld: transcript Verlag.

Die WELT/ Eva Eusterhus: Ein Sportplatz soll Leben in die Hafencity bringen. 28.09.2017 [online] <https://www.welt.de/regionales/hamburg/article169131370/Ein-Sportplatz-soll-Leben-in-die-Hafencity-bringen.html> [02. September 2019]

Douglas, Mary (1971): Do dogs lough? A cross-cultural approach to body symbolism. In: Journal of Psychosomatic Research, Vol. 15, S. 387-390.

Färber, Alexa (2010): Greifbarkeit der Stadt: Überlegungen zu einer stadt- und wissensanthropologischen Erforschung stadträumlicher Aneignungspraktiken. In: Dérive 40/41, Understanding Stadtforschung.

Folkers, Andreas; Lehmke, Thomas (Hrsg.) (2014): Biopolitik. Ein Reader. Berlin: Suhrkamp Verlag.

Foucault, Michel (2004): Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Geschichte der Gouvernmentalität I. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Foucault, Michel (1992): Andere Räume. In: Brack, Karlheinz (Hrsg.): Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik. Leipzig: Reclam, S. 34-46.

Freie und Hansestadt Hamburg, Behörde für Stadtentwicklung und Umwelt (2013): Mehr Stadt in der Stadt. Gemeinsam zu mehr Freiraumqualität in Hamburg.

Freie und Hansestadt Hamburg, Senatskanzlei/ Planungsstab (2016): Masterplan Active City. Für mehr Bewegung in Hamburg. Frankfurt am Main.

Freie und Hansestadt Hamburg, Behörde für Inneres und Sport, Landessportamt, Geschäftsstelle der Zukunftskommission Sport (2018): Siebter Hamburger Sportbericht.

Geertz, Clifford (1973): Dichte Beschreibung: Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Gehl, Jan (1987): Life Between Buildings: Using Public Space. New York: Van Nostrand Reinhold Coy.

Guss, Nathan (2011): Parkour and the Multitude: Politics of a Dangerous Art. In: French Cultural Studies, Vol. 22 (1), S. 73-85.

Hafencity Hamburg GmbH: Kreativ- und Kulturquartier Oberhafen [online] <https://www.hafencity.com/de/oberhafen.html> [02. September 2019]

Hall, Edward T. (1968): Proxemics. In: Low, Setha and Lawrence-Zúñiga (2003): The anthropology of space and place. Blackwell Publishing, S. 51-73.

Hall, Edward T. (1966): Distanzierungsmechanismen bei Tieren. In: Günzel, Stephan (Hg.) (2013): Texte zur Theorie des Raums. Philipp Reclam jun. Stuttgart: GmbH & Co. KG, S. 383-389.

Hamburg City Health Study (2019): Epidemiologisches Studienzentrum Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf [online] [hchs.hamburg/](https://hchs.hamburg/) [02. September 2019]

Hasse, Jürgen (2014): Was Räume mit uns machen – und wir mit ihnen. Kritische Phänomenologie des Raumes. Freiburg/ München: Verlag Herder GmbH.

Hasse, Jürgen (2014): Atmospheres as expressions of medial power. Understanding atmospheres in urban governance and under self-guidance. In: Lebenswelt 4.1., S. 214-229.

Hayden, Dolores (1980): What Would a Non-Sexist City Be Like? Speculations on Housing, Urban Design, and Human Work. Signs, Vol. 5 (3), Supplement (Women and the American City), S. 170-187.

Heidegger, Martin (1927): Die Räumlichkeit des Daseins. In: Dünne, Jörg; Günzel Stephan (2018): Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, S. 141-152.

Jones, Phil (2005): Performing the city: a body and a bicycle take on Birmingham, UK. In: Social & Cultural Geography, Vol. 6 (6), S. 813-830.

Kaltmeier, Olaf (2012): Methoden dekolonialisieren. Reziprozität und Dialog in der herrschenden Geopolitik des Wissens. In: Kaltmeier, Olaf / Corona Berkin Sarah (Hrsg.) (2012): Methoden dekolonialisieren. Eine Werkzeugkiste zur Demokratisierung der Sozial- und Kulturwissenschaften. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot, S. 18-44.

Kraftl, Peter; Adey, Peter (2008): Architecture/ Affect/ Inhabitation: Geographies of Being-In Buildings. In: Annals of the Association of American Geographers, Vol. 98 (1), S. 213-231.

Krasny, Elke (2013): Im Gehen. In: participate. Kultur aktiv gestalten, Vol. 3. [online] <https://www.p-art-icipate.net/im-gehen/> [30. August 2019]

Kusenbach, Margerethe (2003): Street phenomenology: The go-along as ethnographic research tool. In: Ethnography, Vol. 4 (3), S. 455-485.

Lamb, Matthew D. (2014): Self and the City: Parkour, Architecture, and the Interstices of the 'Knowable' City. In: Liminalities: A Journal of Performance Studies, Vol. 10 (2), S. 1-20.

Läpple, Dieter (1991): Essay über den Raum. In: Hartmut Häußermann; Siebel Walter (Hrsg.): Stadt und Raum. Soziologische Analysen. Pfaffenweiler: Centaurus Verlagsgesellschaft, S. 157-208.

Lefèbvre, Henri (1991): The Production of Space. Oxford: Blackwell Publishers.

Leimgruber, Walter; Andris, Silke; Bischoff, Christine (2013): Visuelle Anthropologie: Bilder machen, analysieren, deuten und präsentieren. In: Hess, Sabine; Moser, Johannes; Schwertl, Maria (Hrsg.) (2013): Europäisch-ethnologisches Forschen. Neue Methoden und Konzepte. Berlin: Dietrich Reimer Verlag GmbH, S. 249-276.

Lloyd, Kathleen; Auld, Christopher (2003): Leisure, public space and quality of life in the urban environment. In: Urban Policy and Research, Vol 21 (4), S. 339-356.

Loo, Wen Bin; Bunnell Tim (2018): Landscaping Selves Through Parkour: Reinterpreting the Urban Environment of Singapore. In: Space and Culture, Vol 21 (2), S. 145-158.

Low, Setha; Kurt Iveson (2016): Propositions for more just urban public spaces. In: City: analysis of urban trends, culture, theory, policy, action, Vol. 20 (1), S. 10-31.

Low, Setha M (2003): Embodied Space(s). Anthropological Theories of Body, Space, and Culture. Space and Culture, Vol. 6 (1), S. 9-18.

Low, Setha and Lawrence-Zúniga (2003): Locating Culture. In: (dies.): The Anthropology of Space and Place. Blackwell Publishing, S. 1-48.

Lynch, Kevin (2013): Das Bild der Stadt. Basel: Birkhäuser Verlag GmbH.

Marquardt, Nadine (2014): Michel Foucault – Gouvernmentalität und Stadt. In: Belina, Bernd; Naumann, Matthias; Strüver, Anke (Hrsg.) (2014): Handbuch kritische Stadtgeographie. 3. korrigierte und erweiterte Auflage, Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot, S. 25-30.

Massey, Doreen (1993): Power-geometry and a progressive sense of place. In: Bird et al. (1993): Mapping the Futures. Local cultures, global change. London and New York: Routledge.

Mauss, Marcel (1950). Les techniques du corps. Sociologies et Anthropologie. Paris: Presses Universitaires de France.

McDougall, Christopher (2016): Foreword. In: Angel, Julie (2016): Breaking the jump. The secret story of parkour's high-flying-rebellion. London: Aurum Press Ltd.

Merleau-Ponty, Maurice (1966): Phänomenologie der Wahrnehmung. Berlin: de Gruyter.

Merleau-Ponty, Maurice (1961): Das Auge und der Geist. In: Dünne, Jörg; Günzel Stephan (2018): Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, S. 180-194.

Middleton, Jennie (2010): Senese and the city: exploring the embodied geographies of urban walking. In: Social & Cultural Geography, Vol 11 (6), S. 575-596.

Mitchell, Don (1995): The End of Public Space? People's Park, Definitions of the Public, and Democracy. In: Annals of the Association of American Geographers, 85 (1), S. 108-133.

Mould, Oli (2009): Parkour, the city, the event. In: Environment and Planning D: Society and Space, Vol. 27, S. 738-750.

Munn, Nancy D. (1996): Excluded Spaces: The Figure in the Australian Aboriginal Landscape. In: Low, Setha and Lawrence-Zúniga (2003): The anthropology of space and place. Blackwell Publishing, S. 92-109.

Müller, Francis (2018): Designethnographie. Methodologie und Praxisbeispiele. Springer VS Wiesbaden.

O'Grady, Alice (2012): Tracing the city – parkour training, play and the practice of collaborative learning. In: theatre, Dance and Performance Training, Vol. 3 (2), S. 145-162.

O'Neil, John (1985). Five bodies: The shape of modern society. Ithaca, NY: Cornell University Press.

ParkourONE Academy (2019): ParkourONE GmbH [online] <https://academy.parkourone.com/offentliche-sicherheit/struktur-aufbau/> [02. September 2019]

Perec, Georges (1974): Träume von Räumen In: Günzel, Stephan (Hrsg.) (2013): Texte zur Theorie des Raums. Stuttgart: Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, S. 67-69.

Pink, Sarah (2007): Doing Visual Ethnography. Images, Media and Representation in Research. Second Edition, London: Sage Publications.

Rawlinson, Christopher; Guaralda, Mirko (2011): Play in the city: Parkour and architecture. In: The First International Postgraduate Conference on Engineering, Designing and Developing the Built Environment for Sustainable Wellbeing: Queensland University of Technology, Brisbane, S. 19-24.

Reckwitz, Andreas (2009): Die Selbstkulturalisierung der Stadt. Zur Transformation moderner Urbanität in der „creative city“. In: Mittelweg 36 (18/2), 2-34.

Richardson, Miles (1982): Being-in-the-Market Versus Being-in-the-Plaza: Material Culture and the Construction of Social Reality in Spanish America. In: Low, Setha and Lawrence-Zúniga (2003): The anthropology of space and place. Blackwell Publishing, S. 74-91.

Rosa, Hartmut (2016): Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung. Berlin: Suhrkamp Verlag.

Sassen, Saskia (2001): The Global City. New York, London, Tokyo: Princeton.

Saville, Stephen John (2008): Playing with fear: parkour and the mobility of emotion. In: Social & Cultural Geography, Vol. 9 (8), S. 891-914.

Scheper-Hughes, Nancy; Lock, Margaret M. (1987): The mindful Body: A Prolegomenon to Future Work in Medical Anthropology. In: Medical Anthropology Quarterly, Vol. 1 (1), S. 6-41.

Schilling, Natalie (2015): Verkörperungsprozesse und die Transformation des Urbanen. Der Trendsport Parkour im raum- und geschlechtersoziologischen Fokus. In: Lehmann, Sonja et.al.: Neue Muster, alte Maschen? Bielefeld: transcript Verlag, S. 95-111.

Schipper, Sebastian (2014): Unternehmerische Stadt. In: Belina, Bernd; Naumann, Matthias; Strüver, Anke (Hrsg.) (2014): Handbuch kritische Stadtgeographie. 3. korrigierte und erweiterte Auflage, Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot, S. 147-151.

Schurr, Carolin; Strüver, Anke (2016): „The Rest“: Geographien des Alltäglichen zwischen Affekt, Emotion und Repräsentation. In: Geographica Helvetica 71, S. 87-97.

Sennett, Richard (1997): Fleisch und Stein. Der Körper und die Stadt in der westlichen Zivilisation. Suhrkamp.

Sheller, Mimi; Urry, John (2005): The new mobilities paradigm. In: Environment and Planning A 2006, Vol. 38, S. 207-226.

Spittler, Gerd (2001): Teilnehmende Beobachtung als Dichte Teilnahme. In: Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 126 (1), Dietrich Reimer Verlag GmbH, S. 1-25.

Strüver, Anke (2015): Critical Massa als performative Kritik der städtischen Verkehrspolitik? Fahrradfahren mit Judith Butler auf dem Gepäckträger. In: suburban. Zeitschrift für kritische Stadtforschung, Bd 3 (3), S. 33-50.

Strüver, Anke (2014): Körper. In: Belina, Bernd; Naumann, Matthias; Strüver, Anke (Hrsg.) (2014): Handbuch kritische Stadtgeographie. 3. korrigierte und erweiterte Auflage, Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot, S. 285-289.

Thrift, Nigel (2004): Intensities of feeling: towards a spatial politics of affect. In: Geografiska Annaler, 86 B (1), S. 57-78.

Vannini, Phillip (2015): Non-representational ethnography: new ways of animating lifeworlds. In: cultural geographies, Vol. 22 (2), S. 317-327.

Wenger, Étienne (1998): Communities of practice: learning, meaning and identity. Cambridge: Cambridge University Press.

Wildner, Kartin; Berger, Hilke Marit (2018): Das Prinzip des öffentlichen Raumes. [online] <http://www.bpb.de/politik/innenpolitik/stadt-und-gesellschaft/216873/prinzip-des-oeffentlichen-raums?p=all> [30. August 2019]

Willcocks, Marcus (2017): Building social? Mode like designed to afford contestation. In: City: analysis of urban trends, culture, theory, policy, action, Vol. 21 (6), S. 822-835.

Young, Iris Marion (1980): Werfen wie ein Mädchen. In: Günzel, Stephan (Hrsg.) (2013): Texte zur Theorie des Raums. Stuttgart: Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, S. 411-420.

Zukunftsinstitut (2019): gemeinsam höher, schneller, weiter [online] <https://www.zukunftsinstitut.de/artikel/sport/gemeinsam-hoeherschneller-weiter/> [02. September 2019]

## Filme und Videos

Active City Imagevideo – Hamburger Senat, Youtube [online] <https://www.hamburg.de/active-city> [02. September 2019]

Julie Angel (2015): Movement of three short film [online] <http://julieangel.com/movement-of-three/> [02. September 2019]

Jump London (2003): Directed by M. Christie. London: Channel 4.

## Interviews

Interview AL (Aljoscha L.) (2019): Persönliches Interview, geführt von der Verfasserin. Hamburg, 25.05.19. 1 Stunde, 20 Minuten. Vollständig transkribiert.

Interview BF (Basko F.) (2019): Persönliches Interview, geführt von der Verfasserin. Hamburg, 28.05.19. 58 Minuten. Vollständig transkribiert.

Interview FB (Felix B.) (2019): Persönliches Interview, geführt von der Verfasserin. Hamburg, 30.05.19. 46 Minuten. Vollständig transkribiert.

Interview ML (Martin Legge) (2019): Interview im Gehen, geführt von der Verfasserin. Hamburg, 06.06.19. 40 Minuten. Erinnerungsprotokoll.

Interview A (2019): Persönliches Interview, geführt von der Verfasserin. Hamburg, 14.06.19. 50 Minuten. Vollständig transkribiert.

Interview J (2019): Persönliches Interview, geführt von der Verfasserin. Hamburg, 17.06.19. 44 Minuten. Vollständig transkribiert.

Interview M (2019): Persönliches Interview, geführt von der Verfasserin. Hamburg, 18.06.19.

58 Minuten. Vollständig transkribiert.

Interview P (2019): Persönliches Interview, geführt von der Verfasserin. Hamburg, 19.06.19.

58 Minuten. Vollständig transkribiert.

Interview BS (Ben Scheffler) (2019): Telefoninterview, geführt von der Verfasserin. Hamburg, 01.07.19.

51 Minuten. Teilweise transkribiert.

Interview MD (Dominik Moos) (2019): Telefoninterview, geführt von der Verfasserin. Hamburg, 02.07.19.

28 Minuten. Teilweise transkribiert.

Zur Wahrung der Anonymität der *Traceure* der Samstagsgruppe wurden andere Vornamen verwendet. AL ist bereits aus der Gruppe ausgeschieden und verzichtet auf seine Anonymität. BF und FB sind als Vorstände in Parkour-Vereinen (Nandu e.V. und Parkour Creation e.V.) tätig und verzichten ebenso auf ihre Anonymität. Die zwei Interviewpartner der Telefoninterviews, die beide in Planungsbüros für Bewegungsraumgestaltung tätig sind, werden auf ihre Zustimmung hin beim Namen genannt. Auch ML (Erlebnispädagoge), mit dem ein Interview im Gehen abgehalten wurde, legt seine Identität offen.

WhatsApp-Nachrichten, Teilnehmende Beobachtungen und informelle Gespräche, die im Feldforschungstagebuch festgehalten wurden, ergänzen die Interviews.

## Vusialisierungen

Alle Diagramme, Fotografien und anderen Darstellungen wurden von mir hergestellt, wenn nicht anders spezifiziert. Icons folgender Autoren des Noun Projects werden unter cc-Lizenz genutzt: Aya Sofya (Internetplattform), Peter Zilka (Lupe), emilegraphics (Mund), Yoteyo (Auge)